

ZEUGENSCHRIFTUM

Name:	ZS Nr.	Bd.	Vermerk:
EISENKEIL, Oskar	2340	I	
katalogisiert Seite: Bl.1-100			
Sachkatalog:	Personen:		
Abessinien II - Italien	Eisenkeil, Oskar R		
Italien II - Abessinien			
Psg			
katalogisiert Seite:	Personen:		
Sachkatalog:			
katalogisiert Seite:	Personen:		
Sachkatalog:			
katalogisiert Seite:	Personen:		
Sachkatalog:			

Institut für Zeitgeschichte ARCHIV	
Akz. 6845/194	Best. ZS 2340
Rep.	Kat.

Oskar R. Eisenkeil
Major d. Bw. a. D.

Südtirol im Jahr 1973

ERINNERUNGEN AN DEN KRIEG IN ABESSINIEN. 1935/39

Südtirol - Faschistische Diktatur - Volkstumskampf - Krieg.

Das sind die Stichworte jener Zeit. Die Saar war eben heimgekehrt in's Reich und die Südtiroler Bevölkerung - nicht orientiert über die Europapolitik - glaubte nun würde auch für sie die Stunde der Befreiung schlagen. Aller Augen waren auf Hitler gerichtet, der es doch nicht zulassen konnte, daß wir italienisch bleiben sollten.

Die Maßnahmen der Regierung gegen die geringsten Anzeichen von Widerstand, von Antitalianismus verstärkten sich zu Ungunsten der deutschsprachigen Menschen. Sogar das Tragen von weißen Strümpfen war verboten. Es gab Schlägereien und Terrorakte gegen Deutsche und die Stimmung war nicht die beste, am wenigsten unter den jungen Männern die sich von einer Einberufung zu den Waffen bedroht fühlten. Sie wollten nicht für den fremden Staat in Abessinien kämpfen und ihr Leben lassen.

Schon seit Beginn des Jahres spürte man eine vermehrte Ausbildungstätigkeit, Einberufung zu Lehrgängen von Reservisten besonders von Spezialisten.

1936 als aktiver Wehrpflichtiger wurde mein internationales Funkpatent ignoriert und ich mußte meine Dienstzeit bei den Pionieren ableisten. Jetzt erinnerte man sich und ich erhielt die Einberufung zu einem Funklehrgang nach Verona. Das war im Februar.

Am Meinen Braut befand sich bei einer Tante deren Mann eine Druckerei in Bayern besaß, um sich etwas Schliff anzueignen.

Die Einberufungen von Reservisten hielten sich, die Einheiten für den am Horizont sich abzeichnenden Krieg wurden aufgestellt. Aufgerufen wurden die Jahrgänge 1912 und 13. Der Bedarf an Spezialisten war aber größer so wurden auch ältere Jahrgänge besonders nach Funkern abgeköpft und ich mußte mit meiner Einberufung rechnen.

Aus diesem Grund kam meine Braut im Juni nach Meran, denn wir hatten beschlossen zu heiraten.

Mitte Juli war sie da, die Einberufung und am 21.07.36 mußte ich mich in Bozen stellen.

Obwohl nicht unerwartet, so löste diese Änderung, diese einschneidende Wandlung in meinem Leben starke seelische Erschütterungen aus.

Einmal schon weil in den Krieg mußte; dann weil ich vor der Wahl stand: einrücken oder desertieren! Viele meiner Landsleute entzogen sich des Einrückens durch die Flucht nach Deutschland.

Es sei nur nebenbei erwähnt, daß Österreich die Flüchtlinge an Italien auslieferte. Ich habe selbst mit solchen Kameraden gesprochen die mir ihre Abenteuer mit den Österr. Behörden erzählten.

Hingegen standen an der schwedischen Grenze deutsche Autobusse bereit die Flüchtlinge aufzunehmen und nach Deutschland zu bringen. Dort wurden sie gleich in den Arbeitsprozess eingereiht oder in den Arbeitsdienst aufgenommen. Die Berichte die wir aus Deutschland von unseren Landsleuten erhielten waren sehr ermutigend und voll des Lobes über die Fürsorge und Behandlung.

Am vorgeschenen Termin stellte ich mich den Militärbehörden in Bozen und hoffte mit der Erklärung, daß ich heimatlos wollte einen Verzug erreichen zu können. Zwei Tage wurden mir genehmigt oder waren es vierzehn - so genau erinnere ich mich nicht mehr. Jedenfalls am 19. heimateten wir ganz still und leise und am 20. war ich schon Soldat und auf der Fahrt nach Rom wo ich am nächsten Tag bei sengender Hitze eintraf. In der Straßenbahn auf der Fahrt zur Kaserne wurde ich vom Schaffner angehalten sofort meine Jacke anzuziehen, andernfalls ich die Tram verlassen müsse. So streng waren damals die Sitten in Rom!

Die Zustände in den Kasernen waren mehr als chaotisch. Wenn ich ehrlich sein will, ich hatte nicht die geringste Lust hier Soldat zu spielen. Einige Versuche mich dem Dienst zu entsöhnen mißlangem. Wir Südtiroler waren den durchtriebeneren Italienern nicht gewachsen.

Die Einheiten wurden auf- und zusammengestellt, da und dorthin verschickt, entweder in LKW oder mit der Eisenbahn. So wurden wir Anfang August in Mezzocorona in Südtirol ausgeladen und bezogen in einem Föhnenwäldchen nördlich des Ortes Eivak. 60 Kilometer trennten mich von meiner jungen Frau. Aber ich durfte nicht fort. Zur gleichen Zeit fanden am Brenner ganz groß aufgezugene Manöver statt. Man wollte damit Hitler die Zähne zeigen.

Die Kompanie war bestimmt an diesen Übungen teilzunehmen. Als wir am nächsten Morgen abmarschierten, wurde ich zu Leutnant gerufen, der teilte mir mit, daß ich als Südtiroler an diesen Manövern nicht teilnehmen dürfe. Daraufhin bat ich für diese Tage um Urlaub. Nein, Auch Urlaub gäbe es für Südtiroler nicht. Diese Maßnahmen waren eigentlich verständlich, denn die Zahl der Disziplinarstrafen der Behörden ganz erheblich, waren doch schon Mitteilungen darüber in der ausländischen Presse erschienen.

Diese Bescheid versetzte mich in Zorn und ganz wütend fuhr ich den Leutnant an, ob wir Südtiroler denn Italiener zweiter Klasse seien. Ich bestände auf die gleichen Rechte wie alle anderen Soldaten. Ich erwartete mir eine heftige Reaktion des Offiziers, dieser aber wandte sich ab und ließ mich stehn.

Was nun? Die Kompanie war fort ich stand allein in dem Wäldchen, wo ein Bauer wieder das Stroh einsammelte, das er am Vortag der Kompanie verkauft hatte.

Aus Langeweile begann ich mich mit ihm zu unterhalten und fragte ihn, er sei doch früher Österreicher gewesen, wie es ihm jetzt unter Italien gefalle. Ich bekam keine klare Antwort; es sei wohl etwas besser, man könne freier reden und murmelte noch einige Worte. Daraufhin sagte ich ihm, daß ich aus Meran sei. Da ging er auf wie Hefeteig, sein Gesicht strahlte und er sagte:

"Ich war österreichischer Kaiserjäger und habe in Meran gedient! Wenn sie wollen, so kann ich in einer halben Stunde wieder hier mit der vollen Kaiserjägerausrüstung. Die habe ich noch und werde sie immer in Ehren halten. Das waren Zeiten, ja, da ging es und noch gut. Wir lebten in großem Wohlstand. Unseren Wein verkauften wir zu guten Preisen. Jetzt kommen wir gegen die Konkurrenz aus Italien nicht mehr auf und wir sind arm geworden!"

Ich lungerte dann noch im Wäldchen herum, gegen 15 Uhr erschien ein Felder vom Bataillon und forderte mich auf zum Stab zu kommen; der befindet sich im Ort.

Ich meldete mich beim Adjutanten, wartete dann im Gang vor dem Geschäftszimmer bis der Kommandant erschien. Ich befürchtete eine Strafe, denn mein Verhalten gegenüber dem Leutnant war nicht gerade sehr militärisch gewesen.

Dann kam Major Rossi. Ich meldete ihm wie vorgeschrieben. Man gab es aber keinerlei Schelte, sondern er erkundigte sich sehr eingehend über meine familiären Verhältnisse und versuchte einen

Eindruck meiner Persönlichkeit zu gewinnen. Ich muß ihm gut gefallen haben, denn schließlich sagte er: "Um 18 Uhr fährt Dein Zug nach Meran. Hole Deine Ausrüstung und bringe sie hier her. Dann bekommst Du Deinen Urlaubsschein und am nächsten Montag um 8 Uhr meldest Du Dich beim mir in Verona in der Kaserne!"

Erst viel später erfuhr ich, daß er mit dem mir gewährten Urlaub gegen einen ministeriellen Befehl verstoßen hatte. Und in meinen Personalpapieren kann man heute noch lesen, daß ich diese Tage offiziell ins Krankenhaus eingeliefert worden war. Auch das gabs und spricht für die Menschlichkeit der italienischen Mentalität. Er konnte doch nicht wissen, ob ich nicht dissertieren würde. Was er da gewagt hatte, konnte nur ein Soldat der damaligen Zeit ermassen.

Natürlich war ich zur festgesetzten Zeit da und für die noch folgenden Tage hatte sich ein fast freundschaftliches Verhältnis zwischen uns entwickelt. Als die Kompanie abrückte ging noch einmal zu ihm und meldete mich ab. Da machte er mir das Angebot mich im Revier unterzubringen und somit aus dem nach Abessinien strömenden Hoeresschlange herauszuziehen. Inzwischen aber hatte ich mich mit der Lage abgefunden, ich war entschlossen mich dieser abenteuerlichen Unternehmung nicht zu entziehen. Ich wollte etwas erleben die Welt sehen. Viele Stunden hatte ich mich mit meiner Frau besprochen; sie wollte ich solle mit ihr nach Deutschland zu ihrem Onkel kommen. Er hätte eine Druckerei und da er keine Kinder hatte, könnte ich dieses Geschäft eines Tages übernehmen. Ein verlockendes Angebot! Anderswärts war es meine Rechtlichkeit die mich von diesem Schritt zurückhielt: ich wollte nicht mit dem Odium eines Disserteurs behaftet sein.

Dieser Entschluß, den ich jetzt auch ganz spontan meinem Kommandeur mitteilte, gab meinem Leben eine ganz neue Richtung und war so war dieser Augenblick entscheidend für meine ganz Zukunft: Ich wurde Offizier, später Berufsoffizier und endete schließlich in der deutschen Bundeswehr.

Die Glückwünsche die mir Major Rossi mit auf den Weg gab, die Achtung und Herzlichkeit die er mir bezeugte, waren mir sehr wertvoll und sie bewahrheiteten sich: ohne nennenswerte Verwundung oder Krankheit überstand ich die folgenden Kriege und erreichte am Ende meines Berufslebens eine Stellung die ich damals noch nicht zu erträumen wagte. Ich war gerade vor der Beförderung zum Unteroffizier.

Es scheint sich meine Zuverlässigkeit herungesprochen zu haben, ich bekam Urlaub. Aus Rom fuhr ich in die Heimat und als ich zurückkam befand sich die Kompanie in der Gegend von Benevento in einem sogenannten "Vorkolonialen Lager" um uns auf das Klima das uns in Äthiopien erwarten würde, vorzubereiten. Es war eine heiße und wasserlose Gegend. Hier begannen wir endlich uns auch militärisch auszubilden. Bisher bestan unser Dienst nur Wechtdienst und Herumlungenz. Ich war inzwischen befördert und Funktruppführer. Drei Funker unterstanden mir und nach kurzer Zeit waren wir so kameradschaftlich verbunden, daß man uns die Unszertrennlichen nannte. Da war ein Turineser, ein Mailänder und ein Comaner (aus Como). Mazzoni, ein kleiner drahtiger Techniker; Arvati mit guter Schulbildung und großstädtischem Benehmen, groß und schlank mit kleinem Schnauzbar; Cucchi, ein Gastwirt, verheiratet, mittelgroß und derb. Die wack vier Maskettiere waren wir und hielten zusammen wie Pech und Schwefel.

In einer Scheune stand unsere Radiostation bestehend aus vier großen Röhren, die man nur schwer befördern konnte. Der Dienst war nichtssagend. Zwei drei Markonigramme im Tag. Verständlich, daß wir in der kleinen Ortschaft herumstreiften,

mit der Bevölkerung suchten und fanden. Oft bekamen wir auch Besuch von interessierten Männern. Mädchen und Frauen waren tabu, wir befanden uns ja im finsternen, mittelalterlichen, weltfernen Italien.

In der Truppe brach der Typhus aus. Trotz der Impfungen und dann wahrscheinlich gerade deshalb, weil zu spät geimpft wurde. Wir blieben verschont. Die Truppe lag fern von uns und wir hatten nur insofern damit Verbindung als wir dort das Essen fassen und die Post holen mußten.

Es waren schöne Tage und es ging uns gut, wenn auch die Verpflegung sehr dürrig und mangelhaft war. Aber es gab so viele Tomaten und Peperoni, Früchte und Gemüse, daß wir sehr zufrieden waren. Auch unsere Besucher kamen nie ohne nicht Wein und Brot zu bringen. Das war sehr viel, denn die Bevölkerung war sehr arm. Aber sie gaben was sie hatten und luden uns immer ein mit ihnen zu essen.

Ende Oktober waren wir in S. Maria Capua Vetere nicht fern von Caserta. Dort waren wir in einem Kino untergebracht und wurden nun mit der Kolonialuniform eingekleidet und entsprechend ausgerüstet. Anschließend brachte man uns nach Neapel, da lagen wir in einer alten Mühle. Ein Holzbau der fast am zusammenbrechen war. Einen Tag Neapel. Wir besuchten die Stadt, den Posillipo und es war unerlässlich, daß ich mich auch einem Straßenfotografen stellte.

Am folgenden Tag, den 5. November 35, wurden wir im Hafen eingeschifft. Als Spezialisten waren wir einer Schwarzhornendivision zugeteilt worden, blieben aber Heeresangehörige. Ehrenhalber wurde uns der Faschistendolch verliehen, den wir aber kaum trugen, denn was sollten wir damit?

Wir befanden uns schon an Bord als der Div. Kommandeur Gen. Teruzzi begleitet von Kronprinzen Umberto einschiffte und das Signal zur Abfahrt gegeben wurde. Der Kronprinz verließ das Schiff, am Pier stand eine Unmenge Volk, schrie und winkte. Tränen und weiße Tücher, Hüteschwenken, Evivarufe, faschiste Grüße, Geschrei und nochmal Geschrei.

Ganz anders, bemerkte einer, als 1895 die Truppe nach Abessinien sollte, warfen sich die Frauen vor die Züge um den Transport zu verhindern.

Hier wurden die Unzertrennlichen getrennt. Leider, ich war Unteroffizier und reiste zweiter Klasse, die Obergefreiten mußten mit der dritten vorlieb nehmen.

Ich war sehr aufgeregt. Das erstemal auf einem Schiff! Es gab billige ausländische Zigaretten. Ich kaufte gleich eine größere Menge und brachte sie meinen Kameraden, die noch nicht ihre Unterkünfte verlassen durften.

Spät am Abend nach dem Essen begab ich mich an Deck und ließ das Erlebte auf mich wirken. Nachdenklich schaute vom Heck in das Kielwasser, begab mich dann Bug zum Bug und stierte in die silbernen Wellen die rauschend emporzischten und den nächsten wichen. Was steht mir jetzt bevor - was habe ich zurückgelassen?

Ich dachte an meine Frau, an die Heimat, die Angehörigen. Werde ich sie wiederssehen?

Das Schiffwar inzwischen auf die offene See gefahren und der Wellengang machte sich immer stärker bemerkbar. Auf, nieder, auf und mir wurde ganz schön schwammerig. Eilig begab ich mich in den Schlafraum und war müde genug um sofort einzuschlafen. Von der Seekrankheit merkte ich weiter nichts und zum Gegensatz von vielen anderen blieb ich verschont.

Herrliche Tage, meine erste Seereise. Bei Kreta gab es wieder bewegtes Meer, aber ich war gegen die Seekrankheit gefeit.

Port Said. Rechts auf der Mole stand noch das Denkmal an den Erbauer des Suez-Kanals, Ferdinand Lesseps. Es wurde inzwischen nach dem 2. Weltkrieg von den Ägyptern beseitigt. Dann fuhren wir in den Hafen ein. Längerer Aufenthalt zur Abwicklung der Kanalformalitäten. Erste Orienteindrücke. Wir durften das Schiff nicht verlassen, dafür kamen viele Botte längsseits und dunkelhäutige Händler boten ihre Waren an. Ich erstand nur einen Tropenbeim aus Bananenmark, der viel leichter war als die altägyptischen aus der Zeit der Kriege im vorigen Jahrhundert. Diese waren aus Kokk und dreimal so schwer als die eleganten englischen. Angeboten wurde alles was man sich denken kann. Besonders in Erinnerung blieben mir die "Scandali" Aktfotos von Mädchen die bei den italienischen Soldaten reißend Absatz fanden.

Während wir den Suezkanal entlangfuhren, sahen wir öfter am Ufer schwarze Eingeborene stehen die uns nicht sehr freundlich gesinnt waren. Gebärden des Hals- und Hodenabschneidens wurden immer wieder sehr drastisch gezeigt. Es begegneten uns auch einige Handdampfer. Auch diese Begegnungen ließen Freundlichkeit sehr vermissen. Man stand sich auf dem Deck wenigen Meter entfernt gegenüber. Als ein größerer Dampfer in Sicht war, verkündigte ein Offizier durch das Megaphon dessen Mahen und forderte alle Soldaten auf, sich vollkommen ruhig zu verhalten und erst wenn wir uns auf gleicher Höhe befinden auf ein Zeichen von der Brücke so laut als möglich die "Giovinezza" zu singen. Die "Giovinezza" war das Kampflied der Faschisten.

Das Deck war voll Soldaten, Kopf an Kopf standen wir. Das Schiff näherte sich, es stand auf gleicher Höhe und ~~so~~ wie üblich standen Fahrgäste und Besatzung uns zugewendet und schrien unverständliche Worte, dafür zeigten sie um so verständlichere Gebärden die alles eher als glückverheißend sein sollten. An der spießigen Bekleidung, an den grauen Breecheshosen, Stutzen und hohen schwarzen Schuhen waren auch Deutsche zu erkennen. Sie verhielten sich aber neutral, eher verwundert.

Dann brach plötzlich wie ein Sturm das befohlene Lied aus allen Kehlen, jeder sang, es klang wie eine Herausforderung, wie eine Drohung und verfehlte seinen Eindruck auf unsere Gegenüber nicht: sie erstarrten, dann waren sie vorbei und verschwanden gegen Norden. Ich stand unbeteiligt dabei, denn meine Gefühle waren bar jedes Patriotismus, ich fühlte mich immer als Deutscher!

Die tropische Hitze im Roten Meer machte sich immer mehr bemerkbar.

Gegen Mittag am 13. November legten wir im Hafen von Massaus an. Wegen der ungeheuren Hitze, über 40 Grad im Schatten, durften wir weder an Deck noch viel weniger an Land.

Dort abends um 21^{Uhr} wurden wir ausgeschifft; wir glaubten zu zerfließen so rann der Schweiß an unseren Körpern herunter. Doch endlich, gegen 22 Uhr kamen die Lastwagen auf die wir verladen wurden und ab ging es. Die Nacht war nicht so dunkel wie man es in Europa gewohnt ist, die Sterne leuchteten hell genug, um den Verlauf der Straße verfolgen zu können.

Zudem fuhren wir durch die Ortschaft. Viele Lagerplätze waren hell erleuchtet, man arbeitete bei Nacht. Hauptsächlich Schwarze. Europäer sah man unter den Dächern liegen, doch das Wasser war warm wie die Luft. Und die Luft war feucht, sie kam vom Meer und brachte keine Erfrischung.

Die Straße befand sich in noch nicht ausgebautem Zustand; es schüttelte uns und wir konnten keinen Schlaf finden. So wie sie sich allmählich in die Berge hinein und immer höher zog wurde es auch kühler und erträglicher. Oft mußten Umwege gefahren werden, denn die Brücken waren noch nicht fertig.

Noch mehreren Stunden Fahrt, so gegen 5 Uhr, hielt die Kolonne und wir durften absteigen. Die Ortschaft hieß G h i n d a und lag etwa 1800 m über N.N.

Die Müdigkeit übermannte uns, wir hüllten uns in unsere Decken - es war sehr kühl geworden - legten uns an Ort und Stelle auf den Boden und schiefen sofort ein.

Stechende Sonnenstrahlen weckten uns und wir begannen uns lagermäßig einzurichten. Ich fand meine drei Maskettieri und wir bauten uns das Zelt.

Also hier waren wir in Abessinien!

Heute noch sehe ich im Geiste diese Landschaft vor mir. Hügel, hohe Berge, kaum bewachsen. Schroffe Berghänge, Steuden, einige Bäume, Täler mit kargen Rimsalen. Feigenkräutusse und Hütten. Eingeborene in ärmlicher und zerfetzter Kleidung. Ein Dorf nicht sehr weit vom Lager zog uns an. Wir waren entsetzt über die Armut, den Schmutz, die Primitivität. Zu kaufen gab es nichts; nur in den Baracken der weißen Händler fand man Konserven und Getränke.

Einige Tage genügten zur Akklimatisierung.

Dann begannen die Nachtmärsche. Mit voller Ausrüstung.

30 - 35 km jede Nacht auf der Asphaltstraße.

Wir hatten noch nie Märsche gemacht und somit waren wir völlig untrainiert. Keiner unserer Vorgesetzten dachte jemals daran auch nur ein wenig Ausbildung zu betreiben. Seien es Märsche oder Übungen.

Viele Kameraden blieben liegen und mußten dann mit Fahrzeugen abgeholt werden. Als wir nach einigen Tagen nach P e k a m e r e kamen, war mein rechter Fuß so geschwollen, daß ich nicht mehr laufen konnte. Gut, daß hier einige Rabotage eingelegt wurden. Ich hielt meinen Fuß fleißig an die Sonne und der Schaden war bald behoben.

Wieder folgten mehrere Nachtmärsche und dann schlugen wir in S e n a f é unser Lager auf. Hier waren größere Truppenkontingente versammelt und wir befanden uns schon ziemlich nahe an der Grenze.

Der Vormarsch, der am 3. Oktober unter dem Kommando von General SSSSSSS de B o n o begonnen hatte, war nach wenigen Tagen ins Stocken geraten, die italienischen Truppen lagen fest. Sie konnten nur M a k a l é erobern. Es hatte sich erwiesen, daß der Nachschub nur spärlich eintraf und die Nachschubwege zu lang geworden waren. Wohl ein strategischer Fehler einesfaschistischen Generals. Man schrieb den 2. Dezember 1955 als wir in Senafé unser Lager aufschlugen. Die Einheiten bildeten eine lange ununterbrochene Front. Es galt das Durchsickern von sabotageclustigen Eingeborenen zu verhindern. Ein wahnwitziges Unternehmen und es ist nur der mangelhaften Organisation der Negustruppen zuzuschreiben, daß nicht schon zu diesem Zeitpunkt die Italiener ins Heer geworfen wurden. Man sprach wohl manchmal davon, daß da oder dort ein Brunnen vergiftet worden sei, aber sehr viel wurde nicht getan.

Fast jede Nacht gab es Alarm.

Immer wenn sich eine Hyäne oder ein Schekal oder oft gar nur ein Esel der Frontlinie näherte, begann eine Wache zu schießen.

Und dann begann ein Feuerzauber der sich die ganze Frontlinie entlang zog. Keiner wußte wohin er zielen sollte, denn es gab gar keine Ziele. Aber geschossen wurde auf Teufel komm raus, ohne Sinn und ohne Kopf.

Panik bei Truppe und Offizieren!

Und das fast jede Nacht!

Es war für die Italiener unmöglich die ganze Grenze lückenlos mit Soldaten zu besetzen, so daß es den Saboteuren nicht gelingen konnte durchzuschlüpfen. Eine verpaßte Gelegenheit der abessinischen militärischen Führung.

Ich hatte nie den Eindruck, daß der Negus überhaupt eine militärische Führung besessen hätte. Sonst wäre es unmöglich gewesen, so untätig zuzuschauen wie sich die Italiener/ mit ihren Nachschubproblemen, mit ihrer mangelhaften Organisation herumschlugen, ohne schwerwiegende Störungen ihre Truppenverschiebungen vornehmen konnten.

In den ersten Dezember Tagen kam General B a d o g l i o und löste de Bone ab.

Das bekamen auch wir zu spüren. Nicht nach vorne Richtung Makalé wurde marschiert, sondern wir mußten zurück nach Dekamoré und von dort nach A d i U g r i, und demn weiter.

In Senafé erhielten wir die erste Post von Zuhause. Gerade noch vor unserem Abmarsch. Diesmal in Lastwagen. Es ging zurück über S a g a n o i t i, das mir später gut bekannt werden sollte, denn dort wurde die Pflanzenschule errichtet. Dekamoré war als wir dort ankamen n i c h t s, drei Strohhütten. Jetzt war es ein ganz großes Lager mit vielen Baracken. Wie gesagt, über Adi Ugri kamen wir nach M o n t e F u n d i n a i. Hier wurde das Lager aufgeschlagen. Monte bedeutet bekanntlich "Berg". Der Berg Fundinai ragte in einer Höhe von etwas über 2000 m mit steil abfallender Kante über den Fluß O b e l und man hatte von da aus eine wunderbare Sicht über die umliegenden Dörfer, Berge und Täler. Manchmal glaubten wir die Feindlichen Lagerfeuer zu erkennen. Die Front lag 40 - 50 km südlich.

Ich kann mich nicht erinnern viel Berührung mit Offizieren gehabt zu haben. Kein Name ist mir in Erinnerung geblieben. Wir bekamen unsere Befehle immer nur von Unteroffizieren. Stabsunteroffiziere und Feldwebel. Es gab nie eine Belehrung oder einen Kompanieunterricht. Keine Ausbildung. Noch in Senafé wurde ich zu einem Gefreiten in 629 das Schreibzelt gerufen und aufgefordert mein Gesuch und die Unterlagen für die Teilnahme an dem Offizierskurs abzugeben. Dieser Lehrgang sollte ziemlich bald stattfinden, denn es herrschte großer Offiziersmangel. Damals noch rechnete man mit einer längeren Dauer des Krieges. Man sprach von mindestens zwei Jahren, obschon Mussolini auf baldigstes Ende drängte.

Also kurz vor Weihnachten lagen wir auf dem Fundinai, lagern und legen. Niemand kümmerte sich darum was man tun sollte oder tat. Das Lager durfte man nicht verlassen, denn es waren doch einige Stimmen die vor dem Ungang mit Eingeborenen warnten. Es war schon vorgekommen, daß ein Soldat aus dem Hinterhalt erschossen worden war. Mir ist allerdings kein Fall direkt bekannt geworden.

Außer uns Maskettiere hatten wir auch nicht viel Umgang mit anderen Kameraden. Wir streiften schon in der näheren Umgebung herum und wir beschäftigten uns auch - ich kann mich aber nicht an Besonderes erinnern.

Weihnachten war kaum ein Fest. Man saß beisammen, genoß was die Küche bot, trank Wein und Vermuth und begab sich nicht gar spät zu der Ruhe. Eine Decke auf dem Boden, die Jacke als Kopfkissen und eine Decke zum Zudecken, woco so schliegen wir schon seit der Ausschiffung in Massaua.

Mit dem Divisionsstab hielten wir Funkverbindung. Er befand sich etwa 20 km Luftlinie südwestlich im Obertal. Als Funkkompanie unterstanden wir direkt der Division. Stabsunteroffizier L o n g o hatte die Aufgabe die Trupps zusammenzustellen und einzuteilen. Longo liebte junge Männer und bevorzugte diese. Das hatte zur Folge, daß wir ziemlich unbehelligt blieben. Ich hingegen war Funktruppführer und kümmerte mich nicht um anderes.

So warteten wir von Tag zu Tag auf unseren Einsatz. Es war wirklich ein Warten, doch nicht unangenehm. Es gab soviel Neues zu sehen und zu hören. Ein Sonnenuntergang auf Fundinal war ein echtes Erlebnis.

Dann kam der Einsatzbefehl. 30. Dezember 1935.

Unsere Gruppe, die vier Muskettieri, wurde auseinandergerissen. Ich bekam eine größere Radiostation und drei Funker die mir kaum bekannt waren. Drei Gefreite und dazu vier Kamele mit den Treibern. Diese waren eritreische Askari und sprachen kein Wort italienisch. Ich kein Wort amharisch oder einen Dialekt, natürlich, woher auch? Kein Mensch hätte je daran gedacht uns Bücher oder Lehrer zu besorgen, zumindest für jene die Interesse an der Erlernung einer Sprache hatten.

Bei Morgengrauen gegen 6 Uhr wurden die Kamele beladen und dann zogen wir los. Richtung Divisionsstab. Ich hatte keine Ahnung wo der genau lag. Es hieß, die Askari wissen Bescheid, sie bringen euch hin. Karten um sich zu orientieren gab es nicht. Ich habe überhaupt nie eine Karte in die Hand bekommen, auch als Offizier nicht. Einmal gab es keine, zum anderen waren die italienischen Soldaten am Kartenlesen nie ausgebildet worden. Kompaß war ein Fremdwort. Zuerst stiegen wir einen schmalen Weg entlang hinunter in das 200 Meter tiefere Obertal. Der Steig wand sich zwischen Felsen und Dornbüschen und als wir das Flußbett erreichten, fand sich darin kein Wasser, nur tiefer lockerer Sand. Es war sehr mühselig sich hier fortzubewegen. Einmal gegen 10 Uhr fanden wir eine Wasserstelle. Dort lagerte auch eine kleine Einheit, es kann ein Bataillon gewesen sein. Kurze Rast und weiter in Scheweise unserer Angesichts und des ganzen Körpers. Der Fluß wand sich durch eine Steinwüste. Ab und Zu ein Affenbrotbaum, eine Sykomore. Riesige Bäume, viele Dornbüsche, große und kleine. Der Talboden war sehr wildreich. Es begahten uns Stachelschweine und Gazellen, die es aber vorzogen entweder zu flüchten oder einen großen um uns zu schlagen. Ich hätte uns gerne einen Braten besorgt. Schließlich gelang es mir ein Perlhuhn zu erlegen. Damit rief ich das Staunen aller meiner Begleiter hervor, denn auch mit der Schießkunst haperete es bei den Weißen wie bei den Schwarzen. Wir hatten noch nie Schießausbildung gemacht, wir hatten noch keinen Schuß geschossen. Ich war schon bevor ich Soldat wurde ein guter Schütze. Wunder, ein Tiroler der nicht schießen kann!

Unbehindert der Sonnenglut, der trockenen Luft, der Mücken und Fliegen stapften wir hinter den Kamelen her und hofften bald an Ort und Stelle zu sein.

Um 13 Uhr 30 war es so weit. Der Div-Stab lag auf einer Anhöhe. Viele Zelte, groß und klein, viele Soldaten und Offiziere. Wir nahmen unser frugales Mittagessen ein und wurden mit etwas Verpflegung versorgt.

Einsatzbefehl. Die Station muß nach T u k u l, dort liegt ein Eingeborenen-Bataillon, genau das 27. Eritreische Bataillon, eine Neuaufstellung. Ich muß die Funkverbindung herstellen. Wo es liegt, wie weit, welcher Weg, das wissen die Askari. Wir sollen uns an sie halten. Es sind etwa 20 km (Luftlinie) in drei - vier Stunden zu erreichen. Gleich nach Ankunft anrufen und melden.

Um 15 Uhr marschierten wir los. Wieder hinunter ins Flußbett und müde hatschten wir hinter den Kamelen her. Mit Verpflegung und Wasser waren wir nur knapp versorgt, bis 20 Uhr mußten wir ja da angekommen sein. Es liegt ja ganz nahe, so meinte ich.

Einmal hielten wir unter einer Sykomore und ich beobachtete wie die Askari sich in Flußsand eine Loch gruben bis sie Wasser fanden und ihre Feldflaschen füllten. Da war es schon nahe! Sonnenuntergang. Warum die noch nach Wasser suchen? Wir müssen doch schon ganz nahe beim Bataillon sein. Fragen konnte ich nicht, sie verstanden kein Wort. Na also los. Bisher waren wir nach Südwesten marschiert, jetzt bogon wir nach Norden ab.

Das konnte ich verstehen, in der alten Richtung weiter, da sind die Habeschiä, die Abessinier. Wie ich später auf der Karte feststellen konnte befanden wir uns wirklich ganz nahe an der Grenze. Also ab nach Norden. Es ging bergauf, um Hügel herum und bergab und wieder eine Hügel hoch. Es dunkelte. Ich überlegte, bei Nacht kann man doch nicht marschieren. Einmal waren wir zum Entfallen müde, zum andern war mir die Gegend doch zu unsicher. Also rechtzeitig einen Lagerplatz suchen und sich für die Nacht einrichten. Wir fanden bald einen Hügel von wo aus man gute Sicht genoß und wir uns einigeln konnten. Zelte aufzuschlagen verzichteten wir, denn wir befanden uns etwa 1500 Meter hoch und es waren hier auch die Nächte schon sehr warm.

Die Transportkisten in denen Station, Batterien, Antenne und Seile verstaut waren stellten wir im Viereck auf und darüber wollten wir wenigstens etwas geschützt schlafen. Das letzte Wasser wurde zu Tee und dazu gab es Zwieback und Dosenfleisch. Die Askari lagerten gleich neben uns, die Kamole waren entladen und suchten sich in der Umgebung ihr Futter. Weit konnten sie nicht kommen, denn ihre Beine waren so geknabert, daß sie nur wenige Schritte machen konnten. Auch die Askari brauten sich ihren Tee und legten sich um das Feuer zur Ruhe. Die nackten Rücken glänzten im Scheine der langsam abzügelnden Flammen.

Wir teilten uns die Wache und es traf ab 24 Uhr jeden zwei Stunden. Nicht sehr fern im Süden konnte man Lagerfeuer wahrnehmen. Die Askari deuteten dorthin und sagten: Habeschiä!

Gesundheit! wenn die merken würden, daß hier Feinde lagern, daß man einigen Weissen die Geschlechtsteile anschneiden könnte und noch dazu eine Funkstation erobern könnte samt Waffen und Munition, das wäre doch ein Fressen. Mir war nicht sehr wohl bei diesen Gedanken. Damit schlief ich ein, denn ich hatte mir die letzte Wache vorbehalten nicht nur weil sie die Anstrengendste ist, sondern auch die Gefährlichste. Die Abessinier hatten die üble Gewohnheit ihre Überfälle im Morgengrauen durchzuführen.

Als ich zur Ablösung geweckt wurde war es natürlich noch ganz finstern. Die Sterne glänzten und am nördlichen Horizont konnte ich den Polarstern ausmachen. Dorthin richteten sich meine Gedanken. Ob ich durch meine Gehirnströme mich dort jemand bemerkbar machen konnte? Kaum, dort war es jetzt erst 2 Uhr MEZ.

Die Nacht ist so still und jedes Geräusch, selbst das schwächste hört man sehr weit und sehr deutlich. Angekoppelt lauschte ich. Laute unbekannter Tiere, Rauschen in den Büschen, nichts zu hören. Und doch meinte ich immerwieder das Anschleichen von Feinden wahrzunehmen und dann war es nichts. Vielleicht ein Tier das in der Nacht auf Beute aus war. Langsam verranzen diese zwei Stunden, denn begann es im Osten etwas hell zu werden und in wenigen Minuten waren die Sterne verblaßt, es dämmerte und strahlend erschien die Sonne. Das war auch gleich das Zeichen zum Aufbruch. Die Kamole waren bald beladen und wir traten das letzte, vermeintlich kurze Wegstück an. Die Gegend die sich uns bot war eher trostlos. Kahle, höchstens mit Dornsträuchern und einigen groblättrigen Bäumen bewachsene Hügel bis zu etwa 1770 m Höhe, dazwischen Rinnsale ohne Wasser. Hinauf - hinunter. Wann kommen wir denn endlich an? Nicht mehr weit gaben uns die Askari zu verstehen. Also weiter! Die Sonne meinte es zu gut mit uns. Sie begann unser Feind zu werden. Bald hatten wir nicht mehr soviel Flüssigkeit im Körper, um noch schwitzen zu können. Das Wasser hatten wir am Abend für unseren Tee verbraucht und unsere Feldflaschen waren jetzt leer. Schnüchtlig schauten wir nach Wasser aus. Aber alle Rinnsale waren trocken. Sand, nichts als Sand! Wir konnten noch so tief graben. Nichts! Wieder den Berg hinauf und hinunter.

Da! Eine Tränke, ein Wasserloch. Viele Spuren von Rinderhufen rund herum. Sogar ein grobgehauener Trog lag am Rand. Doch alles trocken, kein Wasser. Als wir das nicht glauben konnten und in die Grube schauten, da war Wasser: dickflüssig, braun und stinkend! Was tun? Wir hatten kein Filtergerät. Sovas war Mangelware. Ich versuchte ein Verbandplättchen umzufunktionieren und lies diese Brühe durchlaufen. Doch unten kam nichts anderes heraus, als ich oben hineinschüttete. Es war einfach ungenießbar. Hier hätte man seinen Urin trinken können. Aber so weit war es noch nicht.

Gegen 11 Uhr hörten wir Geräusche und ein Reiter tauchte auf. Es war ein Leutnant mit einem Zug von etwa 30 Askaris. Er hielt an ich meldete ihm und erfuhr, daß das Bataillon noch ziemlich entfernt lag. Wasser konnte er mir nicht geben, aber er hatte 30 Eier in der Satteltasche, die gab er uns und wir genossen diese Labe. Er wunderte sich, als wär ich ihm sagte von wo wir kämen. Hier trieben sich viele Abessinier herum und wir hätten Glück gehabt, daß wir unbemerkt von ihnen hier durchgekommen waren. Er sei jetzt auf Spähtrupp und verfolge eine Spur, denn in der Nacht hatte man hier einige Rinder gestohlen und weggetrieben.

Mit gegenseitigen Glückwünschen verabschiedeten wir uns. Etwas gestärkt doch immer noch durstig zogen wir weiter. Die Mittagstunde war schon nah, als wir uns vor einem steilen Hang befanden der erklimmen werden mußte. Es war wirklich ein steiler Weg und müde und ausgetrocknet wie wir waren verlangte der Aufstieg alle unsere Kräfte.

Ein Kamel stürzte und kullerte sich überschlagend den Hang ein Stück hinunter. Die Askari brachten es mit Gemütsruhe wieder auf die Beine. Es war gerade jenes auf dem die empfindliche Station verlassen war. Na, schön, dachte ich, hoffentlich ist ihr nichts geschehen, sonst ade sendebetrieb.

Endlich, endlich erreichten wir die Höhe und das Ende der Steigung. Welche Überraschung bot sich hier. Da lag ein Dorf mit 3000 mehreren Tukuls (die runden Eingeborenenhütten mit Kegeldach) und sämtliche Frauen scheinen sich ein Stelldichein gegeben zu haben und warteten auf uns. Ein schrilles Hi-Hi-Hi bewillkomte uns. Freundliche Gesichter und frohe Mienen. Als ich Wasser verlangte, brachten sie gleich mehrere Benzinkanister voll des edlen und so begehrten Wassers. Es war wohl warm und auch nicht ganz sauber, es roch nach Lehm aber wer fragt schon in solch einem Fall, wenn man schon glaubt bald zu sterben vor Durst!

Ich fühlte mich wieder kräftig und voll Energie. Weiter ging der Marsch nach dieser nicht sehr langen Pause. Die Kamele immer voran. Der Weg führte auf einer Hochebene ohne viele Windungen und Steigungen in nordwestlicher Richtung. Es konnte jetzt nicht mehr sehr weit sein bis zu unserem Ziel. Auch die Askaris gaben dies zu verstehen.

Doch meine drei Kameraden kamen nicht mehr mit, sie waren vollkommen ausgepumpt. Es war ihnen nicht zu verargen, waren sie ganz untrainiert. Dazu kamen sie aus dem Flachland und waren sowieso verweichlicht. Ich rechnete um 15 Uhr in Tukul zu sein, doch war es etwas weiter, aber um 16 Uhr konnte ich mich beim Kommandeur melden und berichten. Mit viel Freude wurde ich empfangen, gleich besuchte man mir Speise und Trank.

Dieses Tukul war eine kleine Festung. Um eine kleine Gruppe von Tukul - Unterkünfte für die Askari - und einigen Baracken - Krankenrevier, Kommando, Kasino und Unterkünfte für die Offiziere - war eine Schutzmauer gezogen. Gerade soviel um einen Angriff von geringen Feinden begehren zu können.

Von meinen Leuten, die ich absichtlich zurückgelassen hatte, war noch keiner zu sehen. So lies ich mir einige Askeris geben und begann die Antenne aufzubauen. Eine Arbeit die man nicht alleine verrichten konnte. Es war ein 25 meter langer Antennen draht der zwischen zwei Masten gespannt wurde. Die Masten waren 3 Meter hoch und mußten mit Schürren und Heringen im Boden verankert werden. Also keine leichte Arbeit für einen müden Mann.

Um 18 Uhr stand der Laden und mit gespannten Nerven begann ich die Verbindung zu suchen. Es krachte und piff, also der Apparat war anscheinend noch ganz, trotz des Sturzes. Ich bekam auch Signale zu hören und da die Verbindung mit der Division. Für 20 Uhr war der nächste Anruf ausgemacht.

Dann trudelten auch meine Funken ein. Sie waren fertig, ausgepumpt. Um 20 Uhr schaltete ich ein, bekam Antwort, empfing ein Marconigramm und als ich bestätigt hatte und den nächsten Anruf ausmachen wollte - aus, ende, kaputt! Das war der Neujahrstag 1936!

Ich war zwar kein Radiotechniker doch versuchte ich trotzdem den Fehler zu finden. Es gelang mir auch festzustellen, daß ein Kondensator durchgebrannt war. Was tun, Ersatz gibt es nicht?

Ich entfernte das Ding, somit war der Kurzschluß behoben und es ging. Warum eigentlich sowas eingebaut wird, wenn es trotzdem funktioniert, das frage ich mich heute noch.

Und es hat funktioniert, denn die Verbindung ließ nichts zu wünschen übrig, dafür aber meine Funken. Von den dreien war keiner richtiger Funke. Alle drei waren sie Rieten, vielleicht der eine, der noch zur Not ein Telegramm empfangen konnte. Jedesmal wenn ein Ruf kam, mußte ich geholt werden, dies ging noch solange die Sprache im Klartext gesendet wurden, aber kamen sie verschlüsselt, dann war es ganz aus.

So vergingen einige Tage. Eines morgens, ziemlich früh, ich hatte eben meinen Dienst abgegeben, ging ein verschlüsseltes Telegramm ein und wurde von einer der Rieten aufgenommen.

Als man beim Stab versuchte zu entschlüsseln, kam kein Text heraus. Es wurde hin und her gerätselt, ein Sinn war nicht zu finden. Also rückfragen. Welche Behände!

Heftige atmosphärische Störungen verhinderten jeden Empfang, die Verbindung war nicht zu bekommen.

Dann begann der Versuch von neuem: vergeblich.

Schließlich kam ein Eingeborener, der leichtfüßig wie die Menschen dort sind, in wenigen Stunden den schriftlichen Befehl zum Abbruch des Bataillons brachte. Der war so schnell da, daß ich mich wunderte und mich fragte welchen Weg der wohl genommen hat. Oder haben uns unsere Kameltreiber einen längeren, einen Umweg machen lassen? Wer weiß es und wer kann es behaupten?

So, das Bataillon zog ab. Zurück blieb ich mit meinen drei Mann und etwa 15 Malaria kranke und einem eingeborenen Unteroffizier, der die Kranken betreute.

Das Bataillon mußte nach B a r e n t u, dort soll der Einsatz sehr dringend geworden sein. Ein Einbruch von Abessinern drohte.

Und hier? Ehrlich gesagt ich fühlte mich völlig verlassen und aufgegeben.

Man hatte mir noch einige Kisten Handgranaten in die Hand gedrückt und ade, du wirst schon zurecht kommen. Für die Gewehre hatten wir ausreichend Munition. Andere Waffen fehlten. Nicht einmal ein leichtes Maschinengewehr stand zur Verfügung. Und das "Fortino" (kleine Festung) war doch so umfangreich, daß wir für jeden Kardinalpunkt einen Schützen stellen konnten. Alle 100 Meter etwa einen Mann. Mit einem Gewehr und Handgranaten. Zu bedenken, daß die Italiener keine Helden sind, besonders vor einer aussichtslosen Lage. Ich spürte schon wie sie zitterten. Offen gesagt mir war auch nicht ganz wohl in meinen grünen Haut.

Ich hatte nicht unbedingt die Absicht hier mein Leben zu beenden, es hinzugeben für einen Staat der nicht mein Vaterland war und der uns Südtirolern gegenüber alles eher als großzügig handelte. Wir Südtiroler fühlten uns immer als Deutsche und nicht als Italiener.

Aber jetzt war ich schon mal hier und mußte versuchen das Beste aus der Lage herauszuholen.

Das Dorf Tukul lag etwas abseits von unserem Fortino in einer Bodensenke. Es bestand nur aus wenigen weitverstreuten Hütten und war unserer Sicht entzogen. Doch kamen die Bewohner öfter zu uns und berichteten dem Balukbaschi, dem eingeborenen Unteroffizier der uns dann die Mitteilungen übersetzte. Bei den Eingeborenen gab es nur drei Dienstgrade: hantaz, Balukbaschi und Schiumbaschi, die den Graden Gefreiter, Unteroffizier und Feldwebel entsprachen. Die Voraussetzung einen Dienstgrad zu erhalten war an die Kenntnisse der italienischen Sprache gebunden. Jeder Dienstgrad mußte mindestens die alltäglich üblichen Redewendungen übersetzen können, die italienische Sprache soweit verstehen, daß er der Truppe Befehle übersmitteln und einfache Ausbildung betreiben konnte.

Dieser Balukbaschi war ein ganz ordentlicher Mensch. Er war der erste Eingeborene mit dem ich zu tun bekam und der Eindruck den er mir machte, war sehr gut. Zusammen besprachen wir die Lage und trafen die für eine eventuelle Verteidigung notwendigen Maßnahmen. Viel war es ja nicht, weil unsere Mittel äußerst beschränkt waren.

Die Dorfbewohner wurden angehalten laufend Kundschafter nach vorne zu senden, um rechtzeitig über Annäherungen von Abessinern unterrichtet zu werden.

Von diesen erfuhren wir schon nach der ersten in Bangen verbrachten Nacht, daß feindliche Herden irgendwo Hütten von Eritätern überfallen hatten und das Vieh weggetrieben hätten.

Über Funk meldeten wir diese Vorkommnisse, jedoch ohne auch nur Antwort zu erhalten.

Es stellte sich heraus, daß die in der Gegend herumstreifenden Truppen nicht irgendwie organisiert waren, sondern aus zügellosen und undisziplinierten Horden bestanden. Ich erfuhr, daß sie keine Uniformen trugen und keinem Kriegsgesetz unterstanden, von einer Rot-Kreuz-Konvention keine Ahnung hatten und sich jede denkbare Grausamkeit erlaubten. So war es üblich, dem besiegten oder gefallenen Feind die Geschlechtsteile abzuschneiden. Wer er nicht schon tot, so starb er an dieser Grausamkeit. Es gibt da Stämme, da muß ein Jüngling diese und ähnliche Trophäen vorweisen um zum Manne erklärt zu werden. Gleichbedeutend war auch der Kampf mit einem Löwen oder Büffel, bzw. mit anderen gefährlichen Raubtieren. So verbrachten wir einige Tage und Nächte in Hangen und Bangen und es geschah nichts. Wir hatten es bestimmt der Unfähigkeit dieser Horden zu danken, daß uns nichts geschah.

Die Verbindung zur Division bezog sich auf spärliche Meldungen bis wir dann auf dem Funkweg die Nachrichten erhielten, daß ein Schwarzhorden-Bataillon auf dem Weg nach Tukul sein und wir nach deren Eintreffen zu unserer Einheit zurückkehren sollen.

Schon bei Sicht der Vorhut bauten wir die Antenne ab und packten unsere wenigen Sachen. Die Askaris mit den Kamelen waren natürlich mit dem Bataillon nach Borentu gegangen.

Jetzt erhielten wir einige Maultiere mit den dazugehörigen Soldaten, die uns auf viel kürzerem Weg zurück zur Division brachten. Auf dem Weg begegneten uns öfter Gruppen von Schwarzhorden, die sich Stellungen bauten und das Gebiet sicherten.

Meine Kompanie hatte die Stellung von Fundinai gewechselt und war auf eine Höhe nahe eines Flusses gezogen. Dort bauten wir uns ein Zelt und erhielten uns von überstandenen Strapazen.

Und, oh, Wunder, der Fluß war nicht ausgetrocknet. Schönes, klares Wasser rieselte über die Steine im Bachbett. Da und dort bildeten sich kleine Wasseransammlungen in denen man gefahrlos baden konnte. Das war herrlich! Wir badeten und wuschen uns und unsere Wäsche. Ich hatte mir eine Kolonie von Läusen herangezüchtet und merkte es erst so richtig wie es ist, wenn man sie in die Freiheit des Flußwassers entlassen konnte. Es war uns zur Pflicht gemacht unter der Unterwäsche eine wollene Leibbinde zu tragen. Das wechselhafte Klima mit den großen Temperaturunterschieden zwischen Tag und Nacht machte den Körper für Erkältungen besonders anfällig. Dagegen sollte diese Binde helfen. Meine Läusekolonie mit ausgesuchten dicken Exemplaren hatte sich mit besonderer Vorliebe in dieser Binde eingenistet. Mit Grausen warf ich sie von mir und habe niemehr ein solches Wäschestück angezogen.

Inzwischen war es Mitte Jänner geworden. Wir waren ganz uns selbst überlassen. Kein Mensch kümmerte sich um uns. Wir versuchten mit den geringen Mitteln die uns zur Verfügung standen so wohnlich wie möglich einzurichten. Primitive Gestelle auf denen die Decken lagen wurden zur Lagerstatt die etwas über dem Erdboden mehr Sicherheit gegen Ungeziefer und Gewürm bot. Es kam sonst öfter vor, daß man in der Früh in der Jacke, die als Kopfkissen herhalten mußte, Skorpione fand, die NEMM vor der nächtlichen Kälte hier Unterschlupf gesucht hatten.

Wir streiften in der Umgebung herum, besuchten andere Einheiten und suchten Bekannte.

Ich hatte es mir zur Gewohnheit gemacht immer und überall nach Kameraden aus Südtirol zu forschen. Hier gelang es mir zum ersten Mal eine größere Gruppe zu finden. Auch die Divisionsartillerie bestand aus Heeresangehörigen und da fand ich sie. Zehn Mann. Wir kamen zusammen, machten uns bekannt und ein Foto zur Erinnerung. Hier möchte ich bemerken, daß es in den Formationen der Schwarzherden keine Südtiroler gab; auch wurde behauptet, daß die Italiener besonders viele Südtiroler nach Abessinien einberufen hätten. Ich kam die Behauptungen nicht bestätigen!

So verging ein Monat, es wurde Ende Februar. An dem Trott hatte sich nichts geändert. Von Ausbildung, Marschen, Schießübungen oder Funkübungen keine Spur. Die Offiziere sah man nur, wenn sie zur Latrine gingen. Antreten, Apelle nichts. Die Post kam ziemlich regelmäßig, ein Feldpostamt befand sich in der Nähe. Man konnte den Sold nach Hause senden, denn es gab kaum etwas zu kaufen.

Dann bekam ich die Nachricht, mein Gesuch um Aufnahme in den Offizierslehrgang war angenommen und ich müsse mich am 1. März in Saganetti zum Dienstantritt melden.

Wie froh ich war ist nicht zu beschreiben. Endlich heraus aus dieser nutzlosen Untätigkeit und neue Aussichten für die Zukunft. Offizier zu werden war schon immer mein Wunsch gewesen und die leise Hoffnung hatte ich schon seit meiner Einberufung in mir getragen. Tatsächlich hatte ich die Unterlagen und besonders meinen Studienausweis fürsorglich mitgebracht.

Also so schnell wie möglich meine Sachen gepackt. Ich kann mich nicht erinnern, mich vom Unteroffizierskorps verabschiedet zu haben. Auch bei meinem Kompaniechef habe ich mich nicht abgemeldet. Ich hatte nie das Gefühl zu diesen Leuten zu gehören und seit meine Muskottieri abkommandiert waren, blieb ich Einzelgänger. Die Straße bis zu uns vor war im Rohbau schon fertiggestellt. Die LKW's mit dem Nachschub fuhren dauerndhin und her. Auf einen solchen schwang ich mich mit meinem Gepäck und abging. Der Weg war sehr holprig, wackeln und schmal. Die Schwarzherden mühten sich in Schweiß ihrer ganzen Körper, halb nackt und schwarzgebrannt, die unförmigen und schweren Tropenhelme auf dem wirrhaarigen Haupt,

unter der strengen Aufsicht ihrer Unteroffiziere und Offiziere die Fahrbahn zu verbreitern und in Stand zu halten. Ohne Nachschub war es unmöglich die Kampfhandlungen wieder zu beginnen. Die Taktik der Italiener war folgende:

Es gab reguläre Eingeborenen Bataillone die aus Eritäischen Soldaten - Ankeris - bestanden und im Zerteilverfahren von vier auf über 50 angewachsen waren. Nur und einzig die Offiziere waren weiße Italiener. Dann gab es sogenannte Banden. Dies waren unreguläre Eingeborene ohne Uniform die zu Hundertschaften von einem Unteroffizier oder Offizier geführt wurden. Diese Banden und Bataillone waren mit Gewehren, leichten und schweren Maschinengewehren bewaffnet. Verpflegung wurde zum Teil mitgenommen, am Mann oder mit Maultieren, zum Teil aus dem Lande beschafft. Eine sehr leichte und schnelle Truppe. Koptische Christen und Mohamedaner. Ausgezeichnete Krieger. Genau so grausam wie eben alle Abessinier, sie unterschieden sich nicht von den Soldaten des Negus, nur waren sie mit fester Hand geführt, diszipliniert und besser ausgebildet. Diese Truppen trugen die Hauptlast der Kämpfe! Von Anfang bis zum Ende!

Zuerst wurden diese in den Kampf geworfen, unterstützt manchmal von Artillerie und Flugzeugen die Bomben abwarfen. Waren sie in das feindliche Gelände vorgedrungen, besetzten sie die Stellungen, wiesen Gegenangriffe ab und hielten bis die nationale Truppe die Straße soweit fertiggestellt hatte, daß man die italienischen Einheiten vorziehen konnte, der Nachschub nachkam und die Vorbereitungen für den unausbleiblichen Angriff getroffen werden konnten. Von der Front bis Adi Ugrü waren viele Soldaten zum Straßenbau eingesetzt und auf allen Straßen konnte man einen regen LKW-Verkehr feststellen. Tag und Nacht fluteten die Fahrzeuge aller Art hin und zurück. Ab Adi Ugrü war die Straße asphaltiert und manche neue Parallelstraße gebaut worden.

Saganeiti. Gegen Abend kam ich an. Es ist ein kleines Dorf das aber schon sehr stark den Einfluß der Kolonialmacht zeigt. Hier gibt es einen sogenannten Residenten, der Regierungskommissar mit seinem Stab. Einige Häuser von Europäern die in Holz oder auch Mauerwerk erstellt wurden. Eine Kirche und katholische Mission. Viele Hütten, ein größerer Bach, koptische Kirchen und eine Moschee. Aber auch die Gotteshäuser ohne Prunk und ohne sich von den Hütten besonders zu unterscheiden. Der Ort liegt etwas über 2500 m am Rande des Steilabhanges gegen das Rote Meer, bzw. der Tiefebene an die dann das Meer grenzt.

Nördlich davon erhob sich ein großer Hügel der von einem mächtigen Fort gekrönt war. Da war die Offizierschule untergebracht worden. Mühselig marschierte ich die gewundene Straße empor und stand schließlich schwitzend vor dem Tor, dem Tor durch das ich trat mit vielen Hoffnungen im Herzen.

Wie oft in meinem Leben, gab es gleich bei der Vorstellung in der Schreibstube eine Enttäuschung: ich war nur unter Vorbehalt in den Lehrgang aufgenommen. Das Ministerium muß erst meinen Studienausweis prüfen und feststellen ob er für die Zulassung ausreicht. Es handelt sich um das Zeugnis der Oberrealschule in Innsbruck. Damals verlangte man noch keine Matura oder Abitur, sondern nur die Versetzung in die Maturaklasse, also 7. Oberschuljahr.

Dieses Fort stammte aus der ersten Kolonialzeit und hatte inzwischen Sinn und Zweck verloren, dementsprechend sah es auch aus.

Um einen großen Hof lagen Bäckerei, Unterkünte, Küche und Büros. Da die Unterkünte für den jetzigen Zweck nicht ausreichten, waren noch einige Blechbaracken errichtet worden, wo wir zweistöckig

in Holzbetten zu rund 50 Schülern schliefen. Aufenthaltsräume gab es nicht. Jedoch eine Kantine die wie überall gegen mäßige Preise Konserven und andere notwendige Artikel verkaufte. Nach wenigen Tagen waren alle Anwärter eingetrudelt, der Unterricht hatte begonnen.

Der Vormittag wurde mit Exerzieren im großen Hof ausgefüllt. Wozu war mir immer unklar. Nachmittags Unterricht von Vorschriften. Diese bekamen wir nicht in die Hand, sondern der Lehrer, ein Offizier trug vor. Waffenkunde, insbesondere Nomenklatur und Handhabung bis zur Bewusstlosigkeit. Geländeübungen erstreckten sich nur bis zur Ausbildung als Spähtruppführer. Wie es sich später herausstellte, war auch diese so mangelhaft, daß es ein Wunder war, wenn wir aus diesem Krieg noch lebend herauskamen. Nach drei Monaten war alles überstanden, die Prüfungen abgelegt. Eine besondere Prüfung muß ich noch kurz beschreiben.

Bisher gehörte ich der Nachrichtentruppe an. Um bei dieser Offizier zu werden, mußte man einen technischen Beruf erlernt haben und zumindest Sachverständiger oder Ingenieur sein. Daher wurde ich zur Infanterie versetzt. Als Tiroler und Bergler wollte ich zur Alpintruppe, eine Elitetruppe zu der nur Norditaliener zugelassen werden. Drei Bedingungen waren Voraussetzung: Herkunft aus dem Alpen- oder Apenninengebiet, Mitglied bei einem Alpenverein sein und gebirglische Abkunft nachweisen. Nun ich war aus den Alpen, nach einer Mitgliedskarte wurde wohl gefragt, aber die hatte ich nicht bei mir (war auch kein Mitglied) und Tradition: mein Vater war Kaiserjäger. Als der Oberleutnant Kaiserjäger hörte, stand er auf, salutierte und sagte: "die Kaiserjäger waren unsere Feinde aber sie waren die besten Soldaten. Ich freue mich in ihnen einen Nachkommen zu begrüßen."

Jetzt war mir vor der praktischen Übung nicht mehr bange. Diese bestand in einer Wanderung die vom Fort einen steilen Hang bis tief in das Tal hinunterführte, etwa 1500 Meter und wieder zurück. Man kann sagen steil hinunter und ebenso steil wieder herauf. Die Zeit war vorgeschrieben, wurde aber nicht sehr genau genommen. Ich bestand auch diese Prüfung mit sehr gut. Doch bis jetzt fehlte noch immer das Placet des Ministeriums.

Die Herren der Bekleidungskasse kamen und verkauften uns die notwendige Ausrüstung: Uniformen, Koppel, Feldbett und Matratze und was halt noch als wichtigste Gegenstände dazugehörte. Ich hatte auch wie alle anderen mein Bekleidungsgehalt erhalten und rüstete mich standesgemäß aus. Offiziersuniform ohne Dienstgrade bis zur offiziellen Beförderung durch Ministerialbefehl. Dann wurden wir zu unseren Einheiten entlassen.

Während des Lehrgangs hatte ich mich mit einem Südtiroler aus Gröden angefreundet. Mario Dell'Antonio war zwar eher Italiener aber er sprach ganz ganz gut deutsch und das band uns aneinander. Die Freizeit verbrachten wir mit Dorfbesichtigungen und gemeinsamen Spaziergängen. Er hatte einen Fotoapparat bei sich und mehrere Aufnahmen aus dieser Zeit sind von ihm. Auch er war Funker gewesen, jedoch von Beruf Geometer. Wir kannten uns schon von früher, denn jedesmal wenn wir zum Militärdienst einberufen wurden, trafen wir uns beim Wehrmeldeamt. Dies hier war jetzt die dritte Begegnung gewesen. Jetzt trennten wir uns wieder und kehrten zu unserer Truppe zurück. Auf dem Rückweg freundete ich mich mit einem Kameraden der als Freiwilliger aus Amerika gekommen war, an. Auch er hatte den Lehrgang bestanden und wir reisten auf der gleichen Strecke zurück.

Wenn man Lust hat, kann man sich mit einem Italiener schnell anfreunden, darf aber eine solche Freundschaft nicht so wichtig nehmen, wie es bei uns üblich ist. Er war sehr aufgeschlossen und wir vertrugen uns recht gut.

Die Rückkehr zur Truppe war weit beschwerlicher geworden als die Herculase. Im März als unser Lehrgang begann, hatten auch die Kriegshandlungen begonnen. Die Divisionen waren über die Frontlinien hinausgestoßen, es gab einige Schlachten, Einsatz von Giftgas - Senfgas - und am 5. Mai der Einzug der italienischen Truppen in Adis Ababa. Doch von einer Befriedung konnte noch keine Rede sein. Hatte der Negus sein Land verlassen, so geisterten doch immer und überall versprengte Truppen und Horden im Lande herum und trieben Sabotage und unternahmen Überfälle auf italienische Truppen und Arbeiter.

Wir ließen uns Zeit mit der Rückkehr. So hielten wir uns einige Tage in Adi Ugru auf und besichtigten in Muse diese kleine Stadt. Wir hatten auch etwas Geld erspart und ließen es uns gut gehen. Ich erstand einen Fotoapparat und endlich konnte ich selbst Aufnahmen machen, war nicht mehr auf Bekannte angewiesen. Adi Ugru liegt zwischen Hügel eingebettet in einem fruchtbaren Landstrich. Zwischen den Häusern gab es Gärten und Bäume. Mehrere weiße Geschäftsleute. Italiener die dunkelhäutige Frauen geheiratet hatten. Mission und Krankenhaus, eigentlich nur Krankenstation. Viele Tedjehäuser wo es alle Getränke gab und auch hübsche Frauen, alte und junge. Es war uns bekannt gegeben worden, daß hier die Bevölkerung ohne Ausnahme Geschlechtskrank sei. So ließen wir die Finger davon und begnügten uns die Verhältnisse des Koloniallebens und der Bevölkerung aller Rassen kennen zu lernen. Soweit man bei unseren geringen Vorkenntnissen davon sprechen konnte. Wir hielten halt die Augen offen.

Als sich wieder die Gelegenheit bot weiterzureisen, immer per Anhalter auf Lastwagen, fuhren wir bis zum denkwürdigen Ort A d u a. Wenn wir uns nun erwartet hatten, hier eine Stadt oder so etwas ähnliches vorzufinden, so hatten wir uns sehr getäuscht. Adua war ein Dorf größeren Ausmaßes mit vielen Lehmhütten und Tukuls die in einem schütterten Wald von Eukalyptusbäumen standen. Die Gegend eher flach als hügelig.

Wir hielten uns nicht lange auf und fuhren bald weiter nach der heiligen Stadt A k s u m. Auf etwa halbem Weg hatten Schwarzhenden einen riesigen Mussolini-Kopf aufgebaut oder aus dem Felsen gehauen. Nicht weit davon lagen die Trümmer eines abgeschossenen italienischen Flugzeugs.

Aksu bot keinen anderen Anblick als alle diese Ortschaften und wir hatten uns schon daran gewöhnt immer nur Steinhütten und Steintukuls, oft stockweise übereinandergelagert vorzufinden. Hier stand ich auch unter dem berühmten Obelisk, den Mussolini später nach Rom als Siegeszeichen befördern lies. Auch eine Kirche konnten wir von außen betrachten, einzutreten wagten wir nicht, weil wir nicht wußten ob nicht die religiösen Gefühle der Priester und Bevölkerung verletzt würden. Die geringen Kenntnisse von Land und Leuten verhinderten, daß wir uns diese Ortschaft besser ansehen und besichtigten. Nachträglich als ich Bücher in die Hand bekam, tat es mir leid nichts gewußt zu haben von dieser Kultur und Geschichte des Landes.

Weiter ging es auf den Spuren unserer Division, die schon bis fast nach Gondar vorgestossen war. In S e l a k l a k a, das Dorf war durch Kampfhandlungen völlig zerstört worden, lag ein Lazarett und andere Versorgungseinheiten, sowie ein Etappenkommando. Dazu gehörte ein kleines Lager für durchreisende Soldaten. Eine Küche versorgte uns mit Essen und wir hatten einen großen Zeltplatz. Da ich Offiziersbewerber war, eine n Dienstgrad dieser Art war nicht vorgesehen in den bisherigen Vorschriften, konnte man mit mir nichts anfangen und ich hatte immer frei und konnte mich nach Belieben herumstreifen. Diese freie Zeit nützte ich bis zum letzten Tag aus.

In dieser Gegend fanden während des Vormarsches der italienischen Truppen heftige Kämpfe statt und man fand eine ganze Menge Erinnerungen. Wie schon erwähnt eine völlig zerstörte Ortschaft in der verbrannte Leichen zu sehen waren, dann Leichen halb verwest und mumifiziert von gefallenem Abessinern die liegen geblieben waren und kein Mensch kümmerte sich darum, sie zu begraben. Der Gestank drang je nach Wind bis in unser Lager und verlorb mir den Appetit und noch lange Zeit hatte ich diesen üblen Geruch in der Nase. Blindgänger lagen herum. Dann hatten die Italiener für ihre Gefallenen eine sehr schönen und gepflegten Friedhof angelegt. Aber das Schönste war eine Schlucht durch die ein Bach floß und wo sich das Wasser staute und man wundervoll baden und sonnen konnte. Hier wuchsen auch Palmen und Bananenstauden. Viele besinnliche Stunden verbrachte ich hier.

Während des Lehrgangs in Seganeiti erhielt ich regelmäßig Post, unter anderem auch von meinem Bruder. Seine Nachrichten waren alles andere als gut, insbesondere was meine Frau und meine Mutter betraf. Der Briefwechsel mit meiner Frau wurde wesentlich kühler. Sie schrieb mir dann wieder aus Deutschland und sandte mir ein Halbaktfoto von sich das ihr Onkel gemacht hatte. Ich war wütend, zerriß es und sandte es ihr zurück. Damit waren unsere Beziehungen endgültig abgebrochen. Und meine Mutter hatte sie in ihren ehebrecherischen Beziehungen unterstützt.

Die Ereignisse ließen mir nicht viel Zeit meinem Schmerz nachzuhängen, einige schlaflose Nächte, etwas Groll und aus.

Hier traf ich in der Feldbäckerei wieder zwei Südtiroler, der eine war in Schenna zuhause.

Hier erfuhr ich auch von einem großen Massaker an italienischen Arbeitern. In einem Arbeiterlager wo rund 100 Straßenarbeiter, ein Ingenieur und seine Frau untergebracht waren, drangen bei Nacht abessinische Freischützer ein und töteten sämtliche Insassen auf bestialische Weise. Den Männern wurden die Geschlechtssteile abgeschnitten, die von Ingenieur der Frau in den Mund gesteckt und umgekehrt die Brust der Frau dem Mann. ~~ZUKLEB~~ In der Dunkelheit und der Verwirrung gelang es einem einzigen Arbeiter zu entkommen und Alarm zu schlagen. Aber als Polizei und Truppe anrückte, konnten sie nur die Leichen vorfinden. Die Mörder waren verschwunden.

Es folgte jetzt der Vergeltungsschlag. Alle Dörfer der Umgebung wurden abgesucht und jeder Mann der auch nur verdächtig war, wurde kurzerhand an einen Baum oder Galgen gehängt.

Hier erfuhr ich auch von vielen Typhusfällen. Jeden Tag wurden an dieser Krankheit verstorbene Soldaten und Arbeiter beerdigt. Davon erfuhr aber niemand, außer uns die wir dabei waren.

Eines Tages wurde die Reise fortgesetzt. Nach D e m b e g u a n á. Hier fanden wir wieder einen größeren Friedhof. Die Division GAVINANA ihren Helden, stand auf einer Holztafel.

Hier lagen auch mehrere italienische ausgebrannte Panzer, wenn man diese kleinen Zweimansschachteln so nennen will. Nur mit einem Maschinengewehr ~~ZUKLEB~~ waren sie bestückt. Die Abessiner warteten an einer günstigen engen Stelle bis sie herankamen. Aus dem toten Winkel warfen sie dann Brandflaschen und vernichteten so Fahrzeuge und Besatzung. Es entkamen nur wenige, die wurden gefangen genommen (entgegen der sonst üblichen Gewohnheit) und nach Adis Ababa vor dem Beguá gebracht. So erzählte mir ein Überlebender, den ich später begegnete.

In M a i á war die Reise sozusagen beendet. Die Straße führte nicht weiter, die Schwarzhäuten-Bataillone arbeiteten unermüdlich, aber es ging nur schrittweise weiter. Hier traf ich auch auf die Kompanie.

Während der Fahrt habe ich mich von einem Gefährten, den ich bei

bei seiner Einheit zurück lies. Bevor wir uns trennten wurde ich noch mit dem Capomanipolo (Obersturmführer) Sprinzles bekannt gemacht. Ich erwähne diesen Herrn deshalb, weil er ein Vetter unseres Meraner Malers Tomas Riß war. Riß war sehr bekannt und ein großer Künstler.

Diese Gegend hier ist die gebirgigste von ganzen Land. Die Dolomiten des S e m i e n, nannte ich diese Zacken und Kofel. Hier ragt auch der Ras Daschian mit seinen 4520 m in die Höhe. Es ist der höchste Berg Abessinians. Diese Berge sind nicht ausgesprochen felsig, sondern es ist immer noch soviel Erdrösch vorhanden, daß Gras, Büsche und Bäume darauf wachsen.

Der Empfang bei der Kompanie war nicht sehr freundlich. Als Offiziersanwärter ohne Dienstgrad wußten die Herren Offiziere nichts mit mir anzufangen. Ich war weder Fisch noch Fleisch. Sonst ist es in Italien üblich den Anwärter erst nach der Beförderung aus der Schule zu entlassen. Wir wurden entlassen und mußten bei der Truppe auf die Beförderung warten. Ich hatte Gepäck wie ein Offizier und benötigte zum Transport mindestens ein Maultier. Diese waren sehr knapp und wurdendringend benötigt. Nachdem es aber unmöglich war, daß ich meine ganze Ausrüstung tragen konnte, bekam ich schließlich doch mein Tragtier, denn zurücklassen konnte man mich ja auch nicht.

Nach wenigen ^{Tagen} ging es weiter. Fußmarsch durch diese unwirtliche Gegend, einem Pfad entlang, der von Mullleichen gesäumt war. Hier lag d urchschnittlich alle 100 Meter ein ausgetrockneter, oft verwesender und von Würmern übersätter oder aufgedunsener Kadaver. Der Gestank ist unbeschreiblich. Da half kein Taschentuch vor dem Gesicht. Die Lase lagen auch in spärlichen Wässerchen, so daß der Durst nur mit gefiltertem oder chloriertem Wasser gelöscht werden konnte.

Die Kompanie hatte den Auftrag den Divisionstab in D e b a r e k zu erreichen. Diese Gegend liegt etwa 100 km südwestlich von Haida, auf halben Weg nach Gondar. Wir marschierten täglich etwa 20 -25 Kilometer. Sehr beschwerlich, der Weg war wohl ausgetreten von den vielen Einheiten die vor uns gegangen waren, doch das Gelände nicht mehr nur hügelig, sondern richtig gebirgig; durch Täler und über Berge, auf und ab, bis wir endlich in Debark ankamen. Debark liegt auf einer Höhe von 3500 m. Schien die Sonne, war es gleich heiß, im Schatten und bei Nacht gefror das Wasser.

Einen Monat von ötigte ich zur Kompanie zu kommen und jetzt Anfang Juni mußten wir mit dem baldigen Beginn der Regenzeit rechnen. Gewöhnlich beginnt diese am 21. Juni herum, fast auf den Tag genau. Hier traf ich auch meine Muskettiere wieder, aber die alte Herzlichkeit stellte sich nicht mehr ein. Trotz meiner Bemühungen den Kontakt herzustellen, konnte die Kluft die zwischen Offizier und Soldat entstanden war und im Heer allgemein unüberbrückbar ist, nicht beseitigt werden. Ich wohnte auch nicht mehr mit ihnen im Zelt, sondern es wurde mir ein eigenes zur Verfügung gestellt. Das Essen nahm ich in der Küche für Unteroffiziere ein, denn die Offiziere hatten mich noch nicht in ihre Gemeinschaft aufgenommen. Dieses Debark fand ich wundervoll. Eine wellige Hochebene, leicht hügelig und mit scharf duftenden Sträuchern und Gras bewachsen. Frische Bäche und viel Wild, trotz der ungezügelter Jagdleidenschaft der Italiener. Eine Gegend wie ich sie später in Thüringen wieder fand und sich dieser Vergleich aufdrängte.

Da ich zu keinem Dienst eingeteilt wurde, strolchte ich in der Gegend herum und interessierte mich für Land und Leute. Es bestand keine Gefahr. Die Eingeborenen sprachen hier amharisch und gehörten zum Volk der Schoa. Ich hatte noch immer keine Gelegenheit gefunden

Sprachstudien zu treiben.

Hier hatte ich die erste Begegnung mit einem amharischen Mädchen. Über Moral herrschen hier ganz andere Ansichten als bei uns. Prostitution wird hier nicht verdammt und kein unehrenhaftes Gewerbe, sondern eine Verdienstmöglichkeit mit der mittellose Mädchen sich eine Mitgift erwerben können. Sie sind beehrte Ehefrauen. Diese Mädchen sind auch nicht schamlos wie ich es bei gelegentlichen Besuchen in italienischen Bordellen erlebt habe. Die weiße Prostituirte ist gemein und ordinär, nur auf Verdienst aus.

Es kam die Regenzeit.

Tüchtig, und zwar jeden Tag etwa 40 Minuten später, kam der erste Guß. Wer je einen tropischen Regen erlebt hat, kann sich ein Bild machen. Es ist unglaublich welche Wasserströme da in kürzester Zeit herunterbrausen. Täler die von einem kleinen Bächlein & urh-flossen werden, ja zeitweise ganz trocken sind, können in kürzester Zeit zu Kröten anschwellen, ein, seihundert Meter breit und mehrere Meter tief. Wehe, wenn es nicht rechtzeitig gelingt aus dem Gefahrenbereich zu entkommen. Der Strom, die tosenden, lehmigen Wellen reißen alles mit sich. Sie fließen dem Blauen Nil zu, der den fruchtbaren Schlamm in Ägypten absetzt und die Fruchtbarkeit des Landes bewirkt. Dann kommt wieder die Sonne auf kurze Zeit, trocknet unsere nassen Kleider und dann folgt der nächste Guß.

So mehrmals am Tag.

Das Klima in Debarek kühlte sich derart ab, daß ein Verweilen für Europäer mit gesundheitlichen Schäden verbunden war. Es wurde so kalt, daß es schneite und das Wasser in der Nacht zu Eis erstarrte.

Alle Soldaten, die nicht unbedingt gebraucht wurden, mußten in tiefere Gegenden gebracht werden. So marschierte auch ich den Weg zurück bis nach Adi Arhai. Hier bezog die Kompanie ein Zeltlager und verharrete in Untätigkeit, abwartend, frierend und ver-schimmelnd.

Ich saß mit noch eigigen Kameraden im Zelt, bestrebt zu vermeiden die Zeltwände zu berühren, denn dort drang dann immer gleich das Wasser durch und rann herab, den Boden aufweichend und alles durch-nässend. Ich versuchte diesem Zustand abzuhelfen indem ich während des heißen Sonnenscheins Kerzenwachsflöcken auf das Zelt streute und so eine wasserabstoßende Imprägnierung erreichte, die inner-hin einige Tage anhielt. Für meine Nabeligkeit besaß ich eine Holzkiste. Die mußte immer wieder gelüftet werden, sonst setzte sich der Schimmel so stark an, das die Gegenstände und Kleidung unbrauchbar wurden.

Während der regenfreien Stunden suchte ich in den umliegenden Ein-heiten nach Südtirolern. Meine Bemühungen wurden auch belohnt. Ich fand zwei Kameraden die zusammen in einem von einer Zeltbahn über-dachten Erdloch hausten. Hans Leitner aus Erixen und Albin Markart aus Mittewald im Eisacktal. Die gemeinsame Heimat verbindet und so verbrachten wir einige schöne Abende bei Wermuth, Wein und Ge-sang.

Die Gegend bot oft unwahrscheinlich herrliche Ansichten. Dieses gezackte Gebirge mit Nadeln und Säulen, dann wieder wichtigen Bergstücken, dann die fabelhafte Beleuchtung durch Gewitterwolken und Regenbögen. So verging in Harren und Warten auch der Monat Juli. Ich glaubte schon bald nicht mehr an meine Beförderung. Aber es war noch ein Kamerad in der Kompanie, der auch wartete und so konnten wir uns die Ungeduld teilen.

Endlich, Mitte August kam das heut ersuchte Markonigramm. Beför-derung mit Datum 26. Juni und Dienstantritt beim Bataillon Trento in Adis Abeba.

Der 26. Juni wurde sofort gefeiert. Abend. Einladung in das Offiziers-zelt zum Abendessen und Verabschiedung.

Am nächsten Morgen nichts wie ab. Der erste LKW der nach Rückwärts fuhr wurde in Sturmschritt genommen und freudvoll winkten wir den Zurückbleibenden zu.

Es ging neuen Zielen und neuen Aufgabe zu. Zuerst einmal nach Asmara, wo sich das Oberkommando befand. Dort angekommen bekamen wir einen Platz in einer Holzbaracke und konnten in Ruhe die Formalitäten abwickeln.

Der Funker der das Telegramm mit meiner Beförderung und Versetzung nach Addis Abeba aufgenommen hatte, mußte entweder falsch aufgenommen haben oder was es war, jedenfalls auf dem Befehl der im Oberkommando aushäng, las ich zu meiner Enttäuschung, daß ich nicht Adis, sondern nach D e s s i é bestimmt war. Das passte mir gar nicht und so beschloß ich einfach nichts zu sagen und nicht dergleichen zu tun. Auf meinem Marschbefehl stand eben schon einmal Adis und dabei sollte es auch bleiben. Niemand überprüfte den Wortlaut.

Hier begegnete ich auch wieder meinem Freund Dell'Antonio, er war "auch" nach Adis bestimmt, aber echt. Wir blieben jetzt immer beisammen, denn die Fahrt nach Adis wollten wir, ja mußten wir gemeinsam machen.

Vorgesehen war die Fahrt nach Adis mit dem Dampfer ab Massana nach Djibuti und von dort mit der Eisenbahn nach Adis. Djibuti ist aber französisches Hoheitsgebiet. Mit Datum 14. August erhielt ich einen Reisepaß für die Durchreise.

Während wir auf die Erledigung der Formalitäten und den Dampfer warteten, hatten wir ausreichend Zeit uns die Stadt anzusehen und nach Landsleuten zu forschen. Wir begegneten auch einigen. Das obligatorische Foto wurde gemacht und dann unterhielt man sich über die Heimat, aß zusammen und feierte die Begegnung.

Wir besichtigten das Eingeborenenviertel, koptische, mohamedanische und katholische Kirchen und sahen einen Hochzeitszug.

Um den 20. herum fuhren wir dann nach Massana und schifften uns ein. Der "G. Battisti" war kein großer Dampfer, aber wir reisten ja erster Klasse und genossen mit aller Wohlilust die Errungenschaften der Zivilisation, nachdem wir seit Monaten nur im Dreck gelegen hatten. Endlich ein gutes Bett, einen gedeckten Tisch und kultivierte Menschen um uns. Ausnahmsweise durften wir zwei subalterne Offiziere an einem Tisch mit zwei Obristen sitzen. Es war einfach wie eine Neugeburt. Duschen, baden, frische Wäsche und gute, ja ausgezeichnete Küche.

Vor Assab blieb das Schiff einige Stunden verankert, es kamen Passagiere an Bord.

Am nächsten Tag gegen 10 Uhr lagen wir schön im Hafen von Djibuti. Die Zollabfertigung ging schnell von sich. Waffen mußten abgeliefert werden, die bekommen wir erst an der Grenze wieder.

Djibuti! Eine französische Stadt. Nicht so heiß wie Massana. Gleich nach der Mittagsmahlzeit begaben wir uns in die Stadt und trieben uns herum. Unter den Arkaden in einer Bar bestellte ich mir den ersten Whisky - Soda. Ich hatte mir wer weiß was erwartet und jetzt schmeckte mir dieses Geöff gar nicht.

Abends aßen wir in einem Restaurant anschließend besuchten wir das dazugehörige Kino und sahen einen Pornofilm. Auch hier die Enttäuschung groß: einfach ordinär. Und vor dem Ausgang warteten die europäischen Prostituierten.

Wir nahmen ein Taxi so auf's geradewohl. Dieser führte uns in das Eingeborenenviertel. Zwei Mädchen schwangen sich beiderseits des Wagens auf die Trittbretter und nahmen unsere Hand und führten sie an den festen jugendlichen Busen.

Wir verbrachten eine freudvolle Nacht.

Gegen Mittag saßen wir schon im Zug und es begann die Reise in das Innere des Landes.

Der Zug bestand aus mehreren weißen Personenwagen und einige Güterwagen. Die Abteile waren so eingerichtet, daß man die Sitze zu Betten umformen konnte und da schlief man. Ein Spreisewagen fehlte. Aber zu den Essenzeiten hielt der Zug immer an einem Bahnhof wo auch ein Restaurant für die Verköstigung des Fahrgäste sorgte. Langsam aber stätig stieg der Zug und bewegte sich sehr gemächlich durch die Wüstenöandschaft. Das Land ist nicht sehr dicht besiedelt. Nur selten kam man an Hütten mit wenig Bewohnern vorbei. An der Grenzstation D u a n l e sah man schon ^{von} Weitem die italienische Trikolore wehen und bewaffnete Italiener und Afrikaner standen herum. Es gab längeren Aufenthalt. Am Zugende wurde ein Waggon angekoppelt. Neugierig wollten wir sehen was da drin sei und stellen fest, daß es unsere Bewachungsmannschaft war. Ein schweres Maschinengewehr stand auf der Plattform.

Jetzt bekam die Reise einen abenteuerlichen Charakter. Wegen der unerwarteten Hindernisse die nicht nur von beutelustigen Abessinern herkommen, sondern auch oft durch Rinder oder wilde Tiere gebildet wurden fuhr der Zug nur sehr langsam und bei Nacht überhaupt nicht. Da blieb er bei einem Bahnhof stehen. Eine größere Ortschaft war Dir Daus. Wir besuchten in der Stadt ein italienisches Restaurant, eßen bekannte gute Gerichte und begaben uns dann in unser Abteil.

Wir hatten unsere Waffen wiederbekommen und die anderen Reisenden wurden bewaffnet. Die Gegend wurde immer unsicherer, man hatte schon öfter Überfälle erlebt. Die Gegend wechselte ständig ab. Savanne und Wüste, Gebirge und Kulturen. Bauern die die mit vorsintfluthlichen Pflügen den Acker bearbeiten.

Nach fünf Tagen näherten wir uns der Stadt. Die Gegend wurde bewohnter, die Tukuls häuften sich und dann sah man als erstes Zeichen die Antennen der Radiostation. Bald darauf fuhren wir in den Bahnhof von Adis Abeba ein. Ein langer überdachter Bahnsteig, wie in Europa.

Wir traten auf den Platz. Das erste was man sah, war ein Denkmal mit dem äbessinischen Löwen. Es regnete - die Regenzeit dauerte noch an. 31. August 1936.

Etwas ratlos standen wir jetzt da. Wir wußten, daß der IKW vom Bataillon erst am nächsten Tag wieder in die Stadt kommt und uns dann mitnehmen kann. Also ginegn Mario und ich auf suche nach einer Unterkunft. Ein Hotel nach dem anderen klapperten wir ab. Nichts frei. Selbst in der Pension Germania, die von Frau Hertel und Tochter geführt wurde, trotz aller Vorstellungen kein Bett. Frau Hertel war Hebamme und Hofdame der Kaiserin gewesen, das nur nebenbei.

Was tun? Wir machten uns an einen Italiener ran. Er war Kraftfahrer und im Gespräch bot er uns dann sein Zimmer an, er würde am Abend fortfahren und sein Bett steht leer. Dankbar luden wir ihn zum Abendessen ein. Wir schliefen recht und schlecht, aber wenigstens hatten wir ein Dach über dem Kopf; es regnete immer wieder von neuem.

Am Vormittag fanden wir uns an der Stelle ein wo der IKW des Bataillons wartete.

Um zum Bataillonsgefechtsstand zu kommen, mußte der Wagen die Stadt durchqueren. Wir kamen ^{den} am Rande gelegenen Legationen der europäischen Mächte vorbei und dann führte die Straße auf die im Norden gelegene Höhe von E n t o t t o. Wir hatten einen Schönen Ausblick hinunter auf Adis. Überall in den Eukalyptushainen standen Tukuls und überall unzählige Eukalyptusbäume. Wenn man nicht sehr genau hinschaute, so muteten diese Bäume wie Fichten an und wir füllten uns fast ein wenig wie zu Hause.

Der Bataillonsgefechtsstand war im Gebi des Ras Kassa untergebracht. Gebi bedeutet eigentlich Herrnsitz, Palast. Nur darf man

man sich da nicht europäischen Vorstellungen hingeben. Ein Gebi kann der Palast des Negus sein, wie es auch die von Staketen umzäunte armselige Hütte eines Schiuns, Dorfhäuptlings sein kann. Das Gebi des Ras Kassa lag auf einem kleinen Hügel am südlichen Rand mit schönem Blick auf die unten hingestrente Stadt. Das Gebäude war nichts anderes als ein Bungalow aus Holz mit vielen Räumen.

Zeitgerecht meldeten wir uns beim Kommandanten, Major Simeoni. Ich hatte schon gar nicht mehr daran gedacht, daß mein Bestimmungsort eigentlich Dessié war. Aber jetzt kam es an den Tag. Ich wurde hier nicht erwartet. Aber eine Weiterleitung nach Dessié war wegen der Regenzeit und somit unbefahrten Straßen nicht möglich. So blieb ich eben hier und hatte meinen Willen.

Mario bekam einen Zug und ich mußte den Troß der Maultiere übernehmen. Ich hatte keine Ahnung von Mulis. Mußte so tun als ob und mich bei meinen Kameraden informieren, fragen und lernen. Wo die Schwerpunkte liegen hatte ich bald erkannt. Wichtig war die Anwesenheit in der Früh beim Pferdeputzen. Was dem Italiener sonst nicht so liegt, die Tierliebe und Behandlung der Tiere wurde mein Hauptanliegen. Trotzdem blieb mir viel Freizeit.

Da streifte ich in der Gegend herum, Ortskenntnis ist eine Notwendigkeit die hier unabdingbar ist. Ich lernte auch einige Eingeborene aus der Nachbarschaft kennen. Man konnte sich schon ganz leidlich verständigen. Ganz in der Nähe fand ich auch eine reizende kleine Kirche. Der Bau bestand ebenerdig aus einem Rundbau der von zarten Steinsäulen getragen wurde. Das Dach ragte heraus und bot Schutz gegen Sonne und Regen. Der erste Stock war nach hinten in die Mitte versetzt, auch hier ein rundes Vordach von den gleichen Säulen getragen. Im Mittelbau konnte man Fogenfenster erkennen. Das Allerheiligste in der Mitte ragte vom Boden hinauf und bildete einen zweiten Stock mit einer Kuppel. Alles in Weiß.

Untergebracht war ich in einer Baracke aus Holz, kleine Zimmerchen, aber ausreichend für meine geringe Habe, die nur aus dem Bett, der Zeltbahn und der Tropenkiste bestand. Ein Gerät zum Entwickeln meiner Negative und zum Vervielfältigen hatte ich mir aus einer Kiste gebaut. Endlich konnte ich das Filmmaterial in Sicherheit bringen und die ersten Kopien genießen. Die Lichtverhältnisse sind aber so ungünstig, daß nur sehr wenige Bilder eine einigermaßen brauchbare Qualität erreichten. Die Sonne steht hier ja oft senkrecht und man merkt es kaum, daß die Schatten ganz anders als bei uns fallen.

Im Zimmer des Offiziers vom Dienst fand ich eine Sammlung von Dokumenten zusammen gefaßt in einem Ordner. Außerst interessante Schriftstücke. Der Kommandeur hatte als besonderes Steckenpferd alles gesammelt, was mit den Europäern in Adis zu tun hatte. Eine Fülle von Material. Lebensläufe, Herkunft, zweifelhafte Vergangenheden von Menschen aller Nationen, Deutsche, Russen, Griechen, Syrer u. andere mehr. Es fehlten auch nicht die Abessiner selbst, deren ~~VERGANGENHEIT~~ Vergangenheit auch nicht immer ganz einwandfrei war.

Eines Tages besuchte die Frau des Lidsch Jasu - vom Negus verbannt und eingesperrt, bei Ankunft der Italiener ermordet - unseren Kommandeur. Sie kam auf einem Maultier. Weiß gekleidet mit langen weiten Röcken und dick wie eben nur eine vornehme Orientalin dick sein kann. Mehrere Frauen begleiteten sie, halfen ihr vom Pferd steigen und bildeten während dieser Prozedur mit ihren Tüchern eine undurchsichtige Mauer um sie. Beim Matschen mußten zwei Frauen stützen. Was sie wollte wurde nicht bekanntgegeben. Lidsch Jasu war der von Haile Selassie gestürzte Vorgänger ~~HAILE SELASSIE~~ und rechtmäßige Thronfolger. Bevor ich etwas eingelebt war besuchte ich die Stadt.

Am Hauptplatz fand ich eine Apotheke, deren Besitzer als Hakim Zahn bekannt war. Berliner, wie ich später erfuhr. Ich besuchte ihn. Er nahm mich freundlich auf, aber war sehr mißtrauisch. Auch er hatte ja allerlei auf dem Korbholz und konnte nicht wissen, ob ich von den Italienern einen besonderen Auftrag hatte. Mit ihm arbeitete ein deutscher Jude namens Lührse. Von diesem Lührse wußte ich aus den Akten beim Bataillon, daß er angeblich die Truppen des Negus mit Sprengmaterial versehen haben soll. Es wurde die Vormarschstraße der anrückenden Italiener öfter gesprengt. Der deutsche Botschafter mußte mehrere Male eingreifen um die Ausweisung rückgängig zu machen, denn er war Persona non grata. Ich unterhielt mich mit beiden Herren über Belanglosigkeiten. Jedemal wenn ich in die Stadt kam machte ich dort einen Besuch. Für meine Kopiergerät benötigte ich zwei Scharniere. Ich fand eine Eisenhandlung. Dort stellte sich heraus, daß der Verkäufer Österreicher war. Ich sollte ihn zwei Jahre später in A m a i á, viele hundert Kilometer südwestlich in Kaffa, wieder begegnen. Er war, weil er eine Eingeborene zur Frau und mehrere Kinder von ihr hatte, vor den deutschen Rassengesetze in ihre Heimat dorthin geflohen. Hakim Zahn war zu jener Zeit Kreisleiter von Adis geworden. Es war gleich nach dem Anschluß Österreichs an das Deutsche Reich.

Die Tage vergingen sehr abwechslungsreich. Zum Mankal-Fest - das Fest der Kreuzauffindung - es ist der höchste Feiertag im abessinischen Kalender, erhielten wir hohen Besuch. Es kam die hohe Geistlichkeit der nahen Jesus-Kirche, die ich schon beschrieben habe, in großem Ornat und mit viel Gefolge. Unter bunten Schirmen wandelten sie und trugen kostbare Kreuze in den Händen, so wie die katholischen Priester die Monstranz bei Prozessionen. Im Hof vor dem Gebi stellten sie sich auf und warteten auf den Kommandanten, dem ihr Besuch vor allem galt. Sie erwarteten sich sicher ein Bakschisch, eine fromme Gabe, vulgär ein Trinkgeld. Zum gleichen Anlaß wurde auf einem großen Platz in Adis eine Parade abgehalten. Leider war das Wetter alles eher als gut. Es regnete.

Schenswert ist die Stadt besonders für mich Neuling. Der Markt bietet soviel an neuen Bildern, daß es zu weit führen würde, möchte ich auch nur den Versuch machen ihn zu beschreiben. Besonders in Erinnerung habe ich die vielen Leopard- und Gepardenfelle, die Elefantenzähne, Lederwaren, Betten aus mit Lederrücken bespannten Rahmen, Silberwaren in Handarbeit hergestellt. Schilde aus Flußpferdhaut und Krumsäbel. Pferdesättel, weiße Baumwollstoffe und vieles anderes mehr.

Diese eigenartige Stadt liegt in einem Wald von Eukalyptusbäumen. Selbst im Zentrum findet man keine Straße die nicht von diesen Bäumen gesäumt ist.

Es gibt hier breite Straßen die vorzüglich von Fußgängern bevölkert sind. Autos sah man damals nicht viele. Da und dort standen noch ausgebrannte Häuser. Ein Andenken an die ersten Meitage. Am 3. Mai hatte der Negus Adis mit der Eisenbahn verlassen. Und gleichzeitig begannen die abessinischen Horden und Räuber die Stadt zu brandschatzen. Die ersten eingeborenen Einheiten standen schon oben in Entotto und schauten zu. Sie mußten zuschauen und durften nicht eingreifen. Der Einmarsch in die Stadt war weißen Truppen vorbehalten. Es sollte ein großes Festmit Badoglio an der Spitze werden. Diese kamen aber erst am 5. Mai. So konnten diese Horden ungestört morden und brennen. Herr Lührse erzählte mir: Seine Frau lag im Krankenhaus und hatte eben entbunden. Die Geschosse schlugen durch die Fenster und blieben in den Mauern und in der Decke stecken.

Trotz eines Angriffes auf die Stadt im Juli, der gleich abgewiesen worden war, hatte sich inzwischen die Lage gebessert und es war Ruhe eingetreten. Mit viel Eifer hatten die Italiener schon begonnen die abessinische Jugend zu sammeln, in Balilla-Uniformen gesteckt und so sah ich sie durch die Straßen marschieren. Das Leben nahm bald wieder seinen üblichen Lauf. Immer mehr Italiener kamen und eröffneten ihre Geschäfte und Kaffees, Restaurants und ~~Wirtschaften~~ betrieben ihren Handel.

Die meisten Häuser sind aus Holz, insofern es nicht überhaupt Ferkels sind, die nur von Eingeborenen bewohnt werden. Das Stadtbild ist durch die weißen Kleider der Eingeborenen, durch Reiter mit ihren bewaffneten Dienern, durch Kranke in zerrissenen Fetzen, Bettlern und mancherlei Gesindel gezeichnet. Uniformender nationaler Truppe und der Askaris sieht man bei Tag weniger. Es gibt schon eine Menge Missionare und koptische Priester, viele würdevolle Notabeln mit ihren Frauen, Uizzeró genannt. Jede Frau eines Offiziers oder einer Person von Stand zeichnet sich durch besondere Kleidung aus und nennt sich Uizzeró. Die mindere Bevölkerung läuft barfüßig nur Vornehme tragen Schuhe. Diese passen oft nicht, dann wird eben der Teil z.B. beim Ballen herausgeschnitten, oder es sind die Zehen die vorne heraus schauen und der Schuh passt.

So angenehm das Leben jetzt geworden war, es trieb mich weiter. Man hörte, daß das Bataillon Anfang des kommenden Jahres repatriert werden soll. Dazu hatte ich keine Lust. Einmal waren es die Familienverhältnisse die mich hier zurückhielten, andererseits erhielt ich ein sehr schönes Gehalt und es bestand die Aussicht mir ein schönes Stückchen ersparen zu können.

Ein Monat Dienst bei diesem Bataillon war obligatorisch, dann stand es mir aber frei meinen Truppenteil zu wechseln. Und diese Absicht trug ich in mir. Es ergab sich bald eine gute Gelegenheit. Ein Oberleutnant wurde zu r Eingeborenenbrigade versetzt und feierten seinen Abschied und tranken auf viel Soldatenglück und gute Zukunft. Da ließ es mir keine Ruhe, meine war eben um, und sagte zu ihm, falls man dort Verwendung für einen kleinen Leutnant hätte wäre ich bereit mitzukommen. Das war am Donnerstag abend, am Samstag meldete ich mich mit noch einigen Offizieren schon beim Brigadestab und wurde dem VIII. Eritäischen Bataillon zugewiesen. Oberst Malta, der Führer dieser Einheit die sich dann Kolonne Malta nannte hieß uns herzlich willkommen, begrüßte jeden einzeln und hatte Worte der guten Hoffnung. In wenigen Tagen schon würde die Kolonne abmarschieren und sich nach Westen wenden, wo er hoffte Ras Indru zu fangen. Das war am 10. Oktober. Am 12. Abmarsch. Was ich dann alles erlebte habe ich im zweiten Teil meiner Erinnerungen niedergeschrieben.

Am 10.10.1936 wurde ich auf eigenen Wunsch zu einem Britätschen Eingeborenen-Bataillon in Addis Abeba versetzt. Meine neue Einheit: VIII. Battaglione Eritreo

Mein Kp-Chef Hptm. Pietro D e o ' d a t o überreichte mir als erstes ein schwarzes Notizbüchlein mit der lässigen Bemerkung: "Du wirst es gut brauchen können."

Inzwischen sind fast 38 Jahre über mich hinweggeweht. Das Büchlein liegt abgegriffen neben mir. Die Schrift ist oft nicht mehr leserlich. Ich will es abschreiben und durch meine Erinnerungen ergänzen. Warum? Vielleicht ist χ es Eitelkeit, vielleicht weil die eindrucksvollste Zeit meines Lebens war, die ich mir ins Gedächtnis zurückrufen will, vielleicht weil es meine Söhne einmal lesen sollen.

Es beginnt:

Oscar Eisenkeil Sottotente
 VIII. BATTAGLIONE ERITREO
 4. COMPAGNIA MITRAGLIERI

Am 12.10.1936 wird das ganze Bataillon auf Lastwagen verladen und die Fahrt geht über staubige und holprige Straßen nach Addis Salem. Wir haben alles geladen, was dann auf die Maultiere umgeladen wird. Diese sind mit leeren Packsätteln voraus und sollen uns in Addis Salem erwarten.

Was nehmen wir alles auf dieses Safari die uns in die Ungewissheit führt, mit?

12 Kisten Munition	3 Offizierszelte
7 " Zwieback	3 Feldbettchen mit Matratzen
3 " Büch/senfleisch	3 Kisten) Küchensachen
2 Säcke Mehl	4 Säcke)
3 Offizierskisten	1 Kiste Petroleum

Diese Lasten sind so zusammengestellt, daß jedes Tier nicht mehr als rund 25 bis 30 kg zu tragen bekommt.

13.10.1936 Dienstag

Die Maultiere werden probeweise beladen und ein Probemarsch bis U a r e b gemacht.

14.10. Mittwoch

Nachdem es sich gezeigt hat, daß alles was wir mitführen auf die Maultiere verladen werden kann, folg heute ein kurzer Marsch von 25 km bis nach R u b G o b a i a.

15.10. Donnerstag

Heute sind es schon 30 km. Abmarsch um 7 Uhr bis 13,45. Die Ortschaft nennt sich A m b ó.

16. und 17.10. Rasttage in Ambó.

Diese zwei Rasttage reichen aber nicht aus die aufgescheuerten Widderriste einiger Maultiere zu heilen. Die KP verfügt über etwas mehr als 50 Maultiere. Zum Teil sind es Italienische, zum Teil in Abessinien erworbene. Diese sind kleiner aber auch bescheidener mit Futter und Behandlung. Die Tragsättel wurden im Lande beschafft. Dementsprechend ist auch die Ausführung. Folge 50% wundgeriebene Tiere. Die Maultreiber sind für ihre Pflege verantwortlich. Den ganzen Tag und die Nacht müssen sie bei den Tieren bleiben und die Wunden mit nassen Tüchern kühlen. Es ginge schneller würde man die Wunden austrennen, aber auf solchen Wunden wächst kein Haar und die Stelle bleibt um so empfindlicher.

Die Kompanie führt ein Gewehrschicken durch. die Ergebnisse sind sehr

mangelhaft. Eine Schießausbildung ist unbekannt. - Davonerfuhr ich erst später bei der Wehrmacht. Die Scheiben bestehen aus einem großen Kreis mit drei Ringen, Durchmesser etwa 1 m, 50 cm und 25 cm. Somit gibt es vier Punkte wer ins Zentrum trifft, drei für den 2. Ring, zwei für den ersten Ring und einen wer die Scheibe trifft. Hoffentlich schießen die Abessiner nicht besser.

Für mich hat eine Lehrzeit begonnen, die man einmalig nennen kann. Die Kompanie besteht aus dem Kommandanten, Kompanietrupp und drei Zügen. Den 1. hat Lt. P e d r a z z o l i, den 2. ich und den 3. Schiumbaschi M e s f u n D a g n á. - Schiumbaschi ist soviel wie Feldwebel, Bulukbaschi = Unteroffizier, Muntaz = Gefreiter; andere Dienstgrade gab es nicht. - Mir wurden zwei Askaris als Ordonnanzen zugeteilt, einen für mich persönlich T u o l d é Cheremariam und einen für mein Maultier P o l p e t t a. Es war T e s f a g a b i r Mesgun. Beide erwiesen sich als gute und treue Burschen. Wir drei Offiziere sind die einzigen mit weißer Hautfarbe.

Steht der Zug angetreten, sehe ich 30 dunkelhäutige Gesichter, die sich in Nichts unterscheiden. Erst nach mehreren Tagen findet man die Zeichen, einzelne lösen sich aus der Masse, nehmen Unterscheidungsmerkmale an und werden erkenntlich. Die Namen sind anfangs unaussprechbar. Immer wieder muß ich mein Büchlein zur Hand nehmen und ganz heimlich nachsehen, wie heißt denn der Kerl schon wieder. Mein Stellvertreter ist Bulukbaschi H a i l e n c h i e l Agos. Er ist 10 bis 15 cm größer als ich und beide beschnuppern wir uns. Er mit der Erfahrung des alten Askaris, 15 Dienstjahre, schon wissend wie die Weißen sich verhalten, kennt ihre Untugenden und Mängel. Ich, unerfahren und täppisch wie ein junger Hund. Ich muß mich sehr zurückhalten, um Blößen zu vermeiden. Bei den Mahlzeiten habe ich dann Gelegenheit mich mit Perdezzoli oder dem Chef über die immer wieder auftretenden Fragen zu unterhalten und mir Verhaltensweisen sagen zu lassen.

Bei Tisch bitte ich eine Ordonanz mir ein Stück Brot zu ~~500~~ reichen. "Hier wird nicht gebeten, hier wird befohlen" weist mich P. in Gegenwart des Hauptmanns zurecht.

Mein Zug besteht aus zwei Gruppen, die Askaris sind zum Teil Mohamedaner, zum Teil koptische Christen. Einer ist Katholik, Missions-schüler. Die Dienstgrade sprechen alle mehr oder weniger gut Italienisch, sie können auch ein wenig in ihrer Muttersprache lesen und schreiben, einige kommen sogar mit der itl. Sprache ganz gut zu runde. Voraussetzung für die Beförderung zum Schiumbaschi. Alle möchten gerne befördert und ausgezeichnet werden.

Mir bleibt keine Zeit mich mit meinen Probleme n zu beschäftigen. Das Lernen hört einfach nie auf. Die Sitten und Gebräuche der Mohamedaner und jehez der Christen, die Umgangsformen und Eigenarten, die Wahrung der sehr genau genommenen Disziplin, die strenge Gerechtigkeit, das Maß für Belohnung und Strafe, alles muß gelernt sein. Es gibt keinen Vergleich mit dem üblichen Kommando im Heer.

Reiten muß ich auch erst lernen. Meine "Polpetta" (Klöschchen) ist ja ein ganz ruhiges Mädchen. Nicht mehr sehr jung, grau und kräftig. Bis vor Kurzem trug sie den Hauptmann, etwa 80 kg schätze ich. Wir verstehen uns ganz gut. Aber sie will sehr zart behandelt werden. So vielleicht einmal mit Sporen und Gerte losbroschen, das kann sie gar nicht leiden. Da bockt sie und versucht mich abzuwerfen. Vorn hoch und hinten hoch und Seitensprung, ich komme mir vor wie ein Cowboy auf einem wilden Mustang. Der Hauptmann steht daneben und lecht sich kaput und nicht viel weniger lustig ist der Anblick für die Askaris. Fällt er nun runter oder nicht. Mein Stolz gibt mir die Kraft durchzuhalten, fast die Knie geschlossen und leise, begütigende Worte, ein Streicheln des Halses und Polpetta beruhigt sich allmählich und schlägt eine verständliche Gangart ein.

Jedenfalls haben wir beide unser Ansehen bewahrt und ich habe eine

Lektion erhalten, an die ich mich in meinem Leben öfter erinnerte, besonders im Umgang mit Mädchen. Nicht mit Gewalt, mit Güte erreicht man mehr.

Wir hatten erst wenige Marschtage hinter uns, bis Adis Salem führen wir ja mit Lastwagen, während die Maultiere diese Strecke marschieren mußten, und hatten schon so viele Ausfälle. Daher ergab sich die Notwendigkeit, daß die Überwachung des Trosses ein Offizier übernehmen mußte. Wer anders als ich kam da in Frage? Erstens war ich Alpinioffizier (Gebirgsjäger) und hatte schon einen Monat in Addis beim Regiment Erfahrungen sammeln können, zweitens war ich ja der jüngste Leutnant im Bataillon. Am 26. Juni war ich zum Leutnant befördert worden, am 28. August war ich in Asmara, um nach Addis zu meinem neuen Bataillon zu fahren. Die Straße war noch zu unsicher, so wurden wir, d. h. mein Kamerad Mario Dell'Antonio aus St. Ulrich (Gröden) und ich, zuerst mit der Eisenbahn nach Massaua, mit Schiff dann nach Djibuti und wieder mit der Eisenbahn nach Addis gesandt. Den September verbrachten wir dann im Alpini-Bataillon nördlich der Stadt auf Entotto im Ghebi (Haus-Palast?) des Ras Kassa. Dieser Palast bestand aus einem großen, für dortige Verhältnisse, luxuriösen Holzhaus, einigen Baracken und Stallungen primitivster Art. Jedes Häuptlingshaus das von einem lebenden Kaktus- oder anderem Zaun umgeben ist, nennt man Ghebi.

Langsam lebe ich mich ein. Also, ab morgen muß ich den Troß überwachen. Mein Zug marschiert unter der Führung des Bulukbaschi. Das ist mir gar nicht recht. Es ist so lustig vornweg zu reiten und hinter sich die singenden Askaris zu hören. Sie laufen bloßfüßig, das Gepäck ist gering. Die vorgeschriebenen leichten Sandalen - Schuhe und Stiefel sind streng verboten, sie wären nur hinderlich - werden auf den Märschen nicht getragen, sondern hängen über die Schulter. So lasse ich den Zug an mir vorbei und schließe mich den Maultieren an, die am Schluß der Kompanie marschieren. Zuerst kommen die Tiere mit den Maschinengewehren und der Munition, dann der Rest mit der Verpflegung und dem Offiziergepäck. Jeder Offizier darf über einen abessinischen Muli verfügen. Eine kleine Kiste, das Zelt und ein Feldbett mit dünner Matratze und Decken. Mehr als 30 Kilo dürfen es nicht sein, das könnte das Tier zu sehr belasten. Die Märsche dauern gewöhnlich von 7 Uhr bis 16 Uhr mit einer kurzen Mittagspause. Die Maultiere müssen entlastet werden, kriegen Wasser und Futter und werden dann wieder gesattelt. Wenn notwendig, dauerten die Märsche manchmal auch bis 22 Uhr. 14 - 16 Stunden, 50 - 60 Kilometer Tagesleistung für Mensch und Tier.

Die Maultiere sind neben der Munition und den Waffen unser höchstes Gut. Sie sollten wie Schößhündchen gepflegt werden. Nicht immer ist es so und dann warten harte Strafen auf nachlässigen Treiber. Es ist sogar verboten, daß ein Askari seine leichten Sandalen an den Tragsattel hängt.

Troßführer ist nicht meine Stärke. Ich sehe nicht immer, wenn da ein Paar Sandalen hängen. Der Hauptmann wird zum Schreckgespenst. Auf einmal steht er da und läßt die Kolonne an sich vorbeimarschieren. Nichts entgeht ihm und nicht läßt er weder mir noch den Askaris durchgehen.

Ich hingegen komme mir vor wie in einem Buch von Karl May: ich träume gern. Es gibt so vieles zu sehen, was interessanter ist als ein Tragsattel, der schief hängt. Trotz Hitze und Staub erzählen sich die Askari stündig irgendwelche Geschichten. Ich verstehe natürlich kein Wort. Sie lachen, sind guter Dinge, freuen sich wie kleine Kinder wenn einem ein Mißgeschick passiert, wenn er stolpert oder gar mal über einen Stein fällt.

Ich beschaue die Landschaft. Unendlich und ändlos scheint die Ebene. Aber es ist gar keine Ebene. Das Gelände ist von kleinen, jetzt schon wieder trockenen Wasserläufen durchfurcht. Es geht der Steig den

Hügel hinauf, ein Stück oben und wieder zum nächsten Rinnsal hinunter. Manchmal findet sich auch noch Wasser. Links und rechts zwei Meter hohes Elefantengras, dazwischen Schrimakazien. Dann wieder eine Hütte. Eine von den typische runden Hütten mit dem spitzen Strondach. Einige Kotschiobäume drum herum und im Inneren verborgen die Menschen. Man sieht sie nicht, sie sehen aber uns. Sie spähen durch die Spalten der Türen. Wenn es sich nicht vermeiden läßt und uns einer von diesen Bewohnern begegnet, so grüßen sie sehr zaghaft und ängstlich mit bis zum Ohr erhobener offener Hand. Die Kleidung der Männer besteht aus einer grauen, schmutzigen Baumwollhose. Sehr eng mit tiefem Schritt. Ein ebensolches handgenühtes Hemd darüber ohne Form und Schnitt. Der Schamma, ein leicht gazeartiger Umhang der wie eine Toga getragen wird, vervollständigt die Kleidung. Uns begegnen in diesen Tagen nur Bauern und Hirten. Wir marschieren schon mehrere Stunden, die Luft flimmert, der Staub legt sich auf alles und durchdringt die Kleidung. Manchmal hört man in der Ferne einen Schuß. Ist es einer von uns oder eine Warnung der unsichtbaren Gegner?

Wir wissen, daß wir ständig beobachtet werden. Sind wir doch den Soldaten des vielgenannten Ras Imiru auf der Spur und erwarten immer, jeden Augenblick einen Überfall. Auch 30 Offizierschule aus Bogotta sollen sich ihm angeschlossen haben.

Vor fünf Monaten hat der Negus sein Land verlassen, im Mai wurde Addis Abeba von den italienischen Truppen eingenommen. D. H. richtig, am 3. Mai stand unsere Eingeborenenbrigade auf den Höhen oberhalb der Stadt und schaute zu, wie die abessinischen Horden die Stadt brandschatzten, raubten und plünderten. Sie durften nicht eingreifen, man mußte warten bis Badoglio mit den nationalen Truppen da war und einen triumphalen Einzug demonstrieren konnte. Das war zwei Tage später, am 5. Mai.

Ich hatte in Addis den Apotheker Zahn, Hakim Zahn, genannt, kennen gelernt und wurde von seinem Kompagnon, wenn ich mich recht erinnere hieß er Lührse, zum Abendessen eingeladen. Da erzählte er und seine Frau mir, wie sehr diese Horden in der Stadt gehaust hatten. Die Frau lag gerade im Krankenhaus und war von einem Mädchen entbunden worden. Die Geschoße der Plünderer kamen durch das Fenster und drangen in die Decke und Wände.

Nach dem Einzug der ital. Truppen herrschte Ruhe. Es kam die Regenzeit, die vom Mitte Juni bis Ende September dauert. Im Juli allerdings wurde Addis von ethiopischen Patrioten angegriffen, aber die Kampftätigkeit ließ bald nach. Es waren einige Anhänger des Negus, die glaubten den verlorenen Krieg noch zu gewinnen.

Jedenfalls wir waren jetzt auf dem Marsch nach dem Westen, verfolgten Ras I m i r u mit seinen Kämpfern und waren bestrebt das Land zu befrieden.)

8. Tag 18.10. Sonntag.

Abmarsch von Ambó nach M e t i 25 km.

9. Tag 19.10. Montag

Muskelkater, Müdigkeit. Immer noch Troßführer.

(Ein alter Bukukbaschi der die Gegend von früher kennt und hier Führer war, macht mich auf die Straße, bzw. die Reste der Straße aufmerksam, die vor Jahren die Kaiserin Zauditú für ihre Reise mit dem Auto bauen ließ. Es ist Gras darüber gewachsen. Die Gegend ist sehr fruchtbar, Büsche, Palmen, Wiesen und Felder. Wenig, fast keine Menschen zu sehen. Kein gutes Zeichen. In einigen Tagen sollen wir in eine Gegend kommen, wo die Menschen nackt laufen.

Das war heute ein langer Marsch, über 35 km und es ist spät als wir endlich unsere Zelte aufschlagen konnten. Der Ort heißt G h e d d ó.

10. Tag 20.10. Dienstag

Wie gestern. wieder 35 km und wir übernachteten in O b ó Tschelia.

11. Tag 21.10. Mittwoch

Ein Ruhetag wird genehmigt. Der Chef übergibt mir offiziell meinen Zug und stellt mich den Askaris vor. Anschließend folgt die Musterung der Maultiere. 14 sind schwer und 16 leicht verletzt. Chef unzufrieden und dazu ist auch noch der Wein ausgegangen! Deodato ist auch Alpini (Gebirgsjäger) ausnahmsweise, denn Sizilianer werden in diese Truppe in der Regel nicht aufgenommen. Es wird in Zukunft meine besondere Aufgabe sein für Wein und Zigaretten zu sorgen. Sonst ist der Chef ungenießbar. Er raucht so seine 60 "Tre stelle" Zigaretten täglich. Ein ziemlich schweres Kraut.

Um 14 Uhr Alarm! In 30 Minuten ist die Kp abmarschbereit. Wir durchqueren die Ebene N o v a c a. Endlich sind wir in S o b o c a. Es ist 19 Uhr und wir müssen zwei Stunden auf die Einweisung in den Lagerplatz warten. Warum? Unbekannt und auch nicht zu erfahren. Es wird hingenommen. 20 Km haben wir geschafft und um 24 sind wir endlich im Bett. Es war aufregend, aber nichts ist passiert.

12. Tag 22.10. Donnerstag

Um 6,30 Uhr sind die Muli schon beladen und wir marschieren ab. Man flüstert, daß Ras Imiru heute angegriffen wird. Also, meint man, wenn schon, dann nur heute.

Aber es rührt sich nichts. Die Gegend wird wieder etwas christlicher. Will damit sagen, daß uns wieder Menschen begegnen, die das Zeichen des Christen, eine blaue Schnur mit einem dicken Silberring um den Hals tragen. Auch sieht man ab und zu eine Kirche. Auf der Straße stehen Priester oder Mönche die ein großes Kreuz den Askaris zum Kusse darbieten und dafür ein Almosen erhalten. Das Kreuz ist aus Messing, ein Krummstab aus Holz und großer Ornat. Einige Diakone halten einen bunten Schirm über das Haupt des ältesten Priesters, aber kein Menschauflauf. Heute übernachteten wir in C i o c o r s á.

23.10. 1936 Freitag

Abmarsch um 6 Uhr. Ohne Pause 8 1/2 Stunden Marsch, 40 - 45 km. Um 14,30 Uhr Halt und Lager aufschlagen. Es beginnt ein wenig zu regnen. Die Gegend hat sich nicht verändert, immer gleich Berg auf, Berg ab. Außer den Mönchen und Priestern fallen mir heute auch die vielen Bettler, Krüppel und Kranken auf. Auch Aussätzige sind darunter und zeigen mit Wohlmut ihre Wunden und Gebrechen um Mitleid zu erwecken. Und die Askari spenden fast jedem soweit das Geld reicht. Heute mußte ich den ersten Askari bestrafen. Tsahai Uosen hat seinen Tee und Zucker im Tränkeimer seines Maultiers versteckt um sich etwas zu erleichtern. Na ja, wenn schon, aber es muß halt sein, wegen der Disziplin. Wir haben für die Maultiere keinen Hafer und auch keine Gerste. Sie werden nur mit Gras gefüttert und das müssen die Askaris auf den Wiesen, was heißt Wiesen, in der Gegend schneiden und jedem Tier seinen Teil vor das Maul legen. Es muß soviel bekommen, daß es die ganze Nacht fressen kann. Dann erst dürfen sie an sich denken und ihr Abendbrot bereiten.

Wir verbringen die Nacht in T s c h i n g e s S i l ú.

24.10. Samstag

Wie jeden Tag Abmarsch um 6 Uhr. Die Landschaft ändert sich wenig. Hügel, Büche und Flüsse, Furten, rote Erde, schlüpfrige Wege vom Regen und vom Wasser das von aus den Lasten tropft. Müde Menschen und kranke Muli. Ohne Rast geht es weiter bis gegen 12 Uhr das Ziel, L e k e m p t i sichtbar wird. Es ist heiß, die Sonne brennt vom wolkenlosen Himmel.

und einige wenige Unteroffiziere bei den höheren Stäben sind Weiße. Alle anderen sind Eingeborene. Bis Addis Abeba bestanden die Bataillone ausschließlich aus Eritrëern, erst in Addis kamen dann Soldaten des Negus dazu und andere Freiwillige, um die entstandenen Lücken aufzufüllen. Auch jetzt werden immer noch junge Freiwillige angenommen. Voraussetzung: sie sollen nicht zu schwarz sein. In dieser Gegend wohnen nur Galla. Diese sind sowieso etwas heller, wie Milchkaffee. Seit Addis hatten wir bis jetzt wenig Verluste, den einen oder anderen mußten wir krank zurück lassen. Sie bleiben in Obhut von irgendwelchen Leuten, bis die nationale Truppe nachkommt und sie in ein Lazarett gebracht werden können. Meistens schon kommen sie einige Tage später wieder nach oder sie verschwinden ganz, weil sie keine Lust mehr haben. Das wird nicht sehr ernst genommen. Von Dissertation wird nicht gesprochen, denn sie werden ja nicht vereidigt. Das Verhältnis zu uns ist wie ein Arbeitsverhältnis. Wir bezahlen, kleiden und ernähren sie nach festgelegten Bestimmungen und sie haben uns als Askari zu dienen und zu gehorchen. Aus diesem Übereinkommen entwickelt sich nach einiger Zeit ein sehr familiäres Verhältnis das auf gegenseitiger Achtung und genauer Einhaltung der Spielregeln. Oft geht es soweit, daß sie ihren Führer als Vater ansprechen und sich als seine Kinder bezeichnen. Das ist dann schon ein sehr gutes Zeichen.

Der heutige Sonntag wird vor allem zum Reinemachen und Ausruhen, ja auch zum Kirchgang benutzt. Die Kampfgruppe hat ihr Lager auf einigen Hügeln zwischen ein kleines Tukuldorf aufgeschlagen. Ganz anschließend befindet sich eine größere Ebene. Hier laden seit Mittag die Flugzeuge ihre Lasten mit Fallschirmen ab. Wir benötigen Waffen, Munition und Verpflegung.

Nach meinen Berechnungen sind wir jetzt etwa 340 km westlich von Addis, 75 km im Lastwagen und 265 im Sattel.

Die Flieger haben auch Post gebracht. Auch für mich ist einiges dabei. Briefe von Bruder, Mama, Tante und einer Freundin. Die Antwortkarten werden geschrieben, dürften aber etwas länger auf dem Weg sein, denn landen können die Flugzeuge nicht.

26.10.36 Montag

Gleich um 7 Uhr bin ich bei meinen Maultieren, überweche den "Stalldienst" im Freien natürlich, denn Ställe gibt es nicht, und beschaue und behandle die kranken Tiere. Einer meiner Askaris wird von einem Mali geschlagen. Der Arzt muß zwei Stiche am Kopf nähen. Jeden Tag kommen Flieger und bringen Nachschub.

27.10. Dienstag

Heute sind wir dran auf dem Abwurfplatz die guten Gaben einzusammeln. Wieder ist etwas Post dabei.

Gehaltzahlung 2 056 Lire. In Italien wären es nur 900,-

XX

Etwas peinlich ist es immer, wenn man ein größeres Geschäft verrichten muß. Man weiß nicht wo man verschwinden kann. Die Askaris machen es bei Nacht und nehmen noch zwei Steine mit, mit denen sie dann fest klappern, um darauf aufmerksam zu machen, daß da jemand nicht gestört werden will. Da entdecke ich gar nicht weit von meinem Zelt entfernt einen großen Busch und als ich näher komme, erpuppt sich der als eine natürliche Laube. Ja wie gemacht für meine Zwecke. Von keiner Seite einzusehen. Wie ich da so schön in der Hocke sitze und über die Glücksfälle im Leben philosophiere, höre ich wie es zu meinen Häupten im Laube raschelt. Was ist denn das? Ich fühle wie es auf meinen Körper herunterregnet, aber es ist kein Wasser. Da picckt es und krabbelt es und immer dichter fallen die Ameisen auf mich. Am Hals und an den anderen entblößten Körperteilen werde ich empfindlich gezwickt. Ich konnte nur mehr die Hosen mit den

Mittags kurze Rast, wegen der Maultiere. Dann weiter ohne Aufenthalt. Übernachtung in A r g i ö.

30.10. Freitag

Der Marsch führt durch Steppe mit Gras und Elefantengras, vereinzelt Schirmakazien und ab und zu aus einem kleinem einige Tukuls. Die Bewohner lassen sich nicht gerne blicken. Manchmal ein nacktes Kind. Gegen 11 Uhr sehen wir vor uns das Dorf U o r s a, unser Ziel. Es liegt auf einem Hügel, wäre leicht zu verteidigen, auf dem Dach des Ghebi flattert die weiße Fahne. Das "Ghebi" ist wie gewöhnlich nur ein rundes Lehmhaus mit Strohdach und einer Umzäunung. Wir sind mißtrauisch. Eine Falle? In offener Ordnung nähern wir uns der Ortschaft, aber wirklich, kein Widerstand, das Nest ist leer. Der Häuptling liess aber seine Frau und Tochter zurück. Warum? Wir nehmen sie als Geisel gefangen, man weiß ja nie. Es werden auch einige Briefe in seinem Haus gefunden. Er gehört zum Widerstand.

Wir igeln uns um das Dorf herum ein, bauen unsere Stellungen. Das Gelände ist an einigen Stellen unübersichtlich, es könnte ein Angriff aus einer solchen Waldinsel deren es mehrere gibt erfolgen. Ich sende einen Spähtrupp. Nichts. Alles ruhig. Eigentlich schade, meine Abenteuerlust sehnt einen Kampf herbei, wozu sonst diese ganzen Mühen?

Ein Mönch schleicht ständig um mein Zelt herum und beobachtet den Ausbau der Stellungen. Einen mohamedanischen Bulukbaschi beauftrage ich, ihn zu verjagen. Aber der Mönch beachtet seine Worte nicht. Ich werde wütend. Der Bulukbaschi soll ihn mit der Peitsche vertreiben, man weiß ja nicht was der da will. Doch der Mohamedaner weigert sich. Dies ist ein heiliger Mann, den darf man nicht anrühren, sagt er mir. Ich bin gleich ernüchtert und erkenne meinen Fehler. Der christliche Geistliche entfernt sich.

In der Nähe meines Zeltes finde ich einen frischen Erdhügel. Ist es ein Grab oder sind hier Waffen vergraben? Ich lasse nachsehen. Es ist ein Grab!

Kein Zwischenfall, ruhig verläuft die Nacht.

31.10. Samstag

Um 6 Uhr brechen wir auf, wir marschieren den ganzen Tag und erreichen am Abend A d e r é C h e l t i.

1.11. Sonntag

Eigentlich sollten wir schon gestern abend den Flugplatz erreichen, doch schafften wir es nicht. Wir kommen erst gegen Mittag da an. Diese Märsche sind nicht nur für die Menschen sondern besonders für unsere Muletti zu anstrengend. Es fallen viele Tiere aus und es kaum Ersatz zu bekommen. In diesen 5 Tagen haben wir rund 250 km zurückgelegt. Ohne Rasttag. Abends fehlen 6 Maultiere. Verendet. Alle sind wir totmüde. Auch ich mußte zurückbleiben und einige Mulis mieten, um wenigstens meine Munition befördern zu können.

Alle Offiziere sind verzagt. Diese Anstrengungen und kein Erfolg. Schuld trägt das höhere Kommando, mangelnde Organisation und kein taktisches Geschick. Es wird einfach ganz lustig drauflosmarschiert und in die Irre geleitet.

Vor einem dieser Dörfer fiel mir eine Art hölzernes Reck auf. Daran hingen paarweise Basanen wie es schien. Als ich einem meiner Unteroffiziere fragte was das für Dinge seien, machte er das Zeichen des Abschneidens der Geschlechtsteile. Ich hatte schon öfter davon gehört, daß die Abessinier ihren Feinden die Geschlechtsteile abschneiden, hier hatte ich den sichtbaren Beweis. In der Folge sind mir solche Trophäen öfter begegnet, vereint mit Büffelhörnern und Elefantenrüsseln, Antilopenhörnern und ähnlichen Siegeszeichen.

2.11. Montag.

Wir sind wieder in Lekemti. Inzwischen wurde der Befehl gegeben, daß alle Häuser mit Fahnen gekennzeichnet sein müssen. Gelbe Fahnen sind die Häuser für Askari, rote für Offiziere und weiße für die Tee- und Tedschstuben. Ich sage Stuben, ganz falsch. Es sind immer nur Tukuls, Erdhäuser mit Strohdach, manchmal auch viereckig mit Blechdach. Das ist dann schon ein Hotel. Besonders wenn es auch noch einige Teile aus Holz aufweist. Mein Bursche, Tuoldó, hat inzwischen schon etwas Italienisch gelernt und berichtet mir, daß sich in der Stadt ein "Hakim Siet" eine Ärztin befände. Sie sei eine Djermer, also eine Deutsche. Ein Ritt in die Stadt zum Einkaufen, der Wein war wieder alle, bot die Gelegenheit diese Landsmännin zu suchen. Ich fand sie auch bald. Sie hatte gerade auf der Straße hinter einem weißen Baumwollvorhang eine Frau eine Spritze verabreicht. Noch mit der Spritze in der Hand begrüßte sie mich, der ich auf sie zuging und mich ihr vorstellte. Dann bat sie mich um ein wenig Geduld, versorgte ihr Gerät und nahm mich dann mit in ihr Haus. Es war ein Lehmhaus mit Blechdach, zwei Räume. Der vordere diente als Ordination, da war ein Untersuchungsbett, Tisch mit ärztlichen Geräten und ein Mikroskop. Der hintere, kleinere Raum ebenso bescheiden eingerichtet, war ihr Wohnraum. Während sie Kaffee bereitete nahm ich an einem Tisch platz, dann setzte sie sich zu mir. Sie war so etwa 40 ä 45 Jahre alt. Wir erzählten von unsere Herkunft und wie wir nach Ethiopien kamen. Frau Dr. Emma L ü d e r s, aus Hannover. Ich hatte nicht viel Zeit, versprach aber bald wieder zu kommen.

3.11. Dienstag

Gleich in der früh kommt der Befehl sich Marschbereit zu halten. Wir warten den ganzen Tag, aber tut sich nichts. Mir kenns recht sein.

4.11. Mittwoch

Es wird noch immer Nachschub eingeflogen. Tuoldó hat den Auftrag erhalten mir einen schwarzen Strubbelkopf abends ins Zelt zu bringen. Er hat meinen Geschmack noch nicht ganz begriffen. Aber fürs erstemal gehts. Das Feldbett ist zu eng, zu schmal und ich habe nicht gut geschlafen.

5.11. Donnerstag

Mein Vertreter, Bulukbaschi Hailenchiel hat versucht mich aufs Gletteis zu führen. Um das zu erklären muß ich etwas weiter ausholen. Die Eingeborenen essen sehr viel rohes und unbeschautes Fleisch. Folge, sie leiden an Bandwurm. Alle paar Wochen müssen sie ein Mittel dagegen nehmen und sind dann zwei Tage unpässlich. Dieses Mittel nennt man Kotschio. (Felce maschio). Hailenchiel kommt also zu mir, meldet sich sehr stramm und fragt um die Erlaubnis "Catschia moske" zu nehmen. Ich bin völlig irritiert, was soll das nun sein. Catschia moske sind Fliegenwedel, Fliegenvertreiber. Was soll das? Um Zeit zu gewinnen, beschoide ich ihn jetzt keine Zeit zu haben, er soll nachmittag wieder kommen.

Beim Mittagessen frage ich den Hauptmann was denn Catschia moske sei, und erzähle ihm den Vorfall mit dem Bulukbaschi. Er mußte lachen und klärte mich auf. Catschia moske ist eine Verballhornung des Wortes Felce maskio und er wolle nichts anderes als dieses Abführmittel nehmen. Es sei aber üblich diese Kur nur am Samstag zu machen, um am Sonntag noch ausruhen zu können. Er wäre also dementsprechend zu

Schau, schau, der Schlaumeier, wollte mich auf die Probe stellen und gleichzeitig zwei freie Tage für sich herauschinden. Damir war mein Vertrauen etwas angeschlagen und ich nahm mir vor in Zukunft auf der Hut zu sein.

9.11. Montag

Wir warten dauern auf den Einsatzbefehl und sind froh daß er nicht kommt. Die Mulis benötigen die Ruhe dringend, denn die Heilung der Wunden geht nur langsam vor sich.

Ich treibe mich in der Ortschaft herum, such Wein und Schnaps, bei einem Griechen finde ich auch das Gewünschte.

Besuchte auch das Frä. Doktor in ihrer Behausung.

Wir hatten Zeit uns ausführlich zu unterhalten. Diese Frau ist sehr verschreckt. Italienische Sanitätsoffiziere wären hier gewesen und wollten ihr das Mikroskop wegnehmen. Nur nach heftigem Einspruch konnte sie erreichen, daß man es ihr beließ. Dann hat man den Kagnasmatsch oder Kanjasmatsch Mariam, den Gouverneur der Gegend von Lekenti nach Addis gebracht. Er war ihr Beschützer gewesen - Liebhaber - und sie hätte große Angst. Sie wagte es kaum laut zu sprechen, denn hier haben die Wände Ohren. Ob diese Ohren auch Deutsch verstehen? Im Ort gibt es ein kleines Krankenhaus das von ihr betreut wird. Aber sie ist sehr viel in der Gegend herum und betreut Kranke von denen es eine Unmenge gibt. Der Kanjasmatsch hat ihr den Titel eines Fitaaurari verliehen und sie darf auf ihrem Reittier die Schabracke die sie als solchen kenntlich macht, tragen. Niemand würde es wagen ihr ein Leid zu tun. Dann zeigte sie mir zwei Kästen mit ärztlichen Instrumenten. Diese stammen aus den verbrannten Flugzeugen. Man hat sie ihr gebracht. Ob sie von den Italienern etwas zu befürchten habe? Ich versuchte ihr die Angst als unbegründet auszureden, die Italiener seien ja ein Kulturvolk usw. Aber ob ich sehr überzeugend gewirkt habe, weiß ich nicht.

Jedenfalls erfuhr ich Monate später, daß der Kanjasmatsch in Addis an Lungenentzündung! gestorben sei, und die Ärztin hat man wenige Tage nach unserem Abmarsch von Lekenti zweihundert Meter von ihrem Haus auf freiem Feld tot aufgefunden.

Die Befehle und Gegenbefehle lösen sich dauernd ab. Dann sollte ich hier in Lekenti bleiben, dann wieder nicht.

Dann löst eine Parole die andere ab. Es soll jetzt meine frühere Division, die Gebirgsjäger hierher kommen und uns ablösen, bzw. wir müssen dann wieder voraus, wahrscheinlich Richtung Gore. Man spricht davon, daß dort Ras Imiru eine Regierung aufgebaut hätte.

10.11. Dienstag

War nochmals kurz bei der Frau Doktor. Das Krankenhaus haben die italienischen Ärzte übernommen. Sie arbeitet nur mehr privat. Sie gibt mir einige Anschriften von einflußreichen Ethioپیern, sie glaubt ich werde diesen begegnen und man kann nie wissen ob sie nicht nützlich sein könnten. Ato Destá Tschiakul und Medjid Abut.

11.11. Mittwoch

Der Marschbefehl ist jetzt endgültig, um 13 Uhr geht es los. Es ist üblich immer, wenn möglich, am ersten Tag gegen Mittag aufzubrechen und nur wenige Stunden zu marschieren. Mannschaften und Tiere müssen sich langsam an die Marschbeschwerden gewöhnen.

Am Vormittag finde ich noch Zeit mich von der Frau Lüders zu verabschieden. Sie gibt mir noch eine Zündholzschachtel mit Athobrin und eine Dose Pfirsiche mit. Die Gegend durch die wir kommen werden, ist malarieverseucht und die Maultiere sollen zwischen Abessena und Ardjo nichts fressen. Man soll ihnen das Maul verbinden, sonst bekommen sie die Pferdepest. Sie wunderte sich, daß im italienischen Heer Abhebrin unbekannt ist. Wir bekommen immer nur Chinin.

Ich war von ihrer Fürsorge gerührt und verabschiedete mich schweren Herzens. Sie hat mir nicht anvertraut welches Schicksal sie hier her verschlagen hat. Wir hatten zu wenig Zeit dazu. Der Tag ist sehr heiß und wir müssen viel Staub fressen. Kurz nach 16 Uhr machen wir Halt und richten uns zur Übernachtung ein. Digga.

12-11. Donnerstag

Um 7 Uhr brechen wir in Digga auf und in ununterbrochenem Marsch erreichen wir Ardjió, südlich von Iekenti, es ist 14 Uhr. Sieben Stunden ohne Rast ist zuviel für die Leute und noch viel schlimmer für die Maultiere. Trotzdem geht alles verhältnismäßig glatt. Doch wir haben immer mehr den Eindruck, daß unsere obere Führung unter aller Kritik ist. Doktor Lüders war z.B. sehr erstaunt, daß unsere Ärzte so armselig ausgerüstet sind. Sei es mit Medikamenten wie auch mit Geräten. Das Gelände entspricht genau den Beschreibungen der Ärztin. Zum Großteil sehr eben, einige Flüsse die gefurtet werden mußten, sehr steile Flußufer, enge Straßen oder Wege mit hohem beiderseitigem Elefantengras. Ideales Gelände für überraschende Überfälle. Doch zu unserem Glück versagt auch die Führung der Rebellen, oder man kann sie wohl besser als Patrioten bezeichnen. Es ist uns einfach unerklärlich, daß man uns so ungehindert marschieren läßt. Wo die Sicht nicht durch das hohe Gras behindert ist, kann man immer wieder die typischen Hütten entdecken, umgeben von Kotschiostauden. Dies sind Bananenähnliche Gewächse, deren Wurzeln lauchförmige Knollen sind und gekocht wie süße Pataten schmecken. Die Blätter dienen den Eingeborenen als Bekleidung, Hüte und Verpackungsmaterial. In den Stängeln laufen starke Fasern die wie Sisal zu Stricken gedreht werden. Dann wachsen hier auch Kartoffeln und Tomaten. Unsere Verpflegung bekommen wir zum Teil von den Flugzeugen, zum Teil aus dem Land. Nudeln, Brot, Zucker, Tee, Öl, Salz, Konserven, Schokolade und Zigaretten vom Flugzeug, Hühner und Eier, sowie etwas Gemüse von den Eingeborenen. Bananen findet man auf den Märkten nur sehr selten.

Die Bevölkerung hält sich auch hier meistens verborgen. Nur in den größeren Ortschaften durch die wir kommen herrscht friedliche Geschäftigkeit. Vor den Hütten stehen "Singer"-Nähmaschinen selbst in den kleineren Siedlungen und die Schneider nähen im Freien. Männerkleider werden nur von Männern genäht. Es wäre eine Schande ein von einer Frau genähtes Kleidungsstück zu tragen. Dafür fehlt aber jede Symmetrie. Die eine Tasche wird höher die andere tiefer genäht. Der linke Rocksaum ist länger als der rechte. Das eine Hodenbein länger und dicker als das andere. In den besser ausgeführten Häusern, manchmal findet man auch solche, sind meistens von Griechen, Armeniern oder Indern bewohnt, findet man auch einen gewissen Luxus.

Die Straßen, wenn man die Wege die nur für Maultiere und Fußgänger gedacht sind, so nennen will, sind ganz unregelmäßig angelegt. Einmal breit, einmal eng und schmal, steil und eben winden sie sich durch die Gegend. Das Panorama ist sehr abwechslungsreich. Größere Flüsse werden entweder gefurtet, manchmal findet man Knüppelbrücken, manchmal nur Lianenbrücken. Die Hitze wird jeden Tag unerträglicher. Besonders lästig ist der Staub. Besonders eindrucksvoll sind die Bambuswälder. Die Stangen sind 5 - 6 Meter lang und an der Wurzel oft 10 - 15 cm dick. Für die Eingeborenen sind sie sehr wertvoll. Man macht aus ihnen Behälter für Flüssigkeiten, die dünneren Teile dienen als Baumaterial. Die Blätter zum Dachdecken. Von Wild ist wenig zu bemerken. Auch Schlangen nicht. Wir sind zu laut, alles Wild flieht, wenn wir uns nähern.

Gegen Schlangen haben die Eingeborenen eine sehr einfache Art sich zu verteidigen. Es ist mir schon immer aufgefallen, daß man nie einen Mann ohne ein Stückchen sieht, besonders wenn er sich auf Wanderschaft befindet. Denn, liegt mal eine Schlange quer über den Weg, so dient ihm das Stückchen als Schleuder, mit dem er das Tier weit vom Wege wegschleudert.

Mein Reittier die Polnetta hat einen neuen Namen bekommen. Ich nenne sie "Liesl". Sie ist immer fitt und hört schon auf mein gut deutsches Kommando von Hott und Hüh. Sie läßt sich aber auch nicht aus ihrem Gebirgsjägereit bringen. Wie schon gesagt, mit Hieben ist überhaupt nichts zu erreichen. Dagegen ist sie empfindlich, da fängt sie an zu tanzen und ist nun schwer zu beruhigen. Sie kennt mich schon recht gut. Wenn sie mich von weitem sieht, kommt sie auf mich zu, denn sie weiß ein Stückchen Brot habe ich immer in der Tasche. Manchmal sogar Zucker.

In dieser Gegend begegnen uns öfter diese Geschlechtstrophäen. Es ist bekannt, daß die Calla ein besonders wilder Stamm sind. Aber es gibt auch noch grausamere.

13.11. 1936 Freitag

Um halb 2 Uhr wurde schon geweckt und um 3 Uhr war Abmarsch. Wir befinden uns im Didessa-Tal. Malariagegend, über die Didessa führt eine massive Steinbrücke. Sie wäre breit genug, um mit einem Lastwagen darüber zu fahren, doch auf der einen Seite macht der Mauerumzäunte Weg einen rechtwinkeligen Knick, daß wir aufpassen müssen, daß die Lasten der Muli sich nicht daran stoßen.

Es ist noch ziemlich finster, man kann nicht alles genau erkennen, sonst hätte ich gerne einige Aufnahmen gemacht. Auf der anderen Seite finden wir wieder die dichten und hohen Bambuswälder.

Gegen 14 Uhr erreichen wir A b a s s e n a.

Weil wir knapp an Lebensmitteln sind, muß das ganze Bataillon zum "Teff" schneiden. Teff ist eine Hirseart, etwa wie unser Buchweizen. So muß man sich zu helfen wissen. Jetzt bin ich Bauer geworden. Das Feld das wir abernten scheint keinem Herrn zu gehören, d. h. er wird auf der Flucht sein. Bei der Verteilung der Ernte habe ich mich über die Ungerechtigkeit unseres Obersten sehr geärgert.

14.11. Samstag

Nach 7 Stunden Marsch kommen wir nach Ghembi. Ich besuchte den Ato D e s t á in der Hoffnung durch die Empfehlung von Frau Doktor etwas für meine Muli, Gerste oder Hafer zu bekommen. Leider, behauptete er selbst nichts zu haben. Man kann es ihm nicht übernehmen. Wir kamen heute durch schöne Ortschaften und viel fruchtbares Land, das sich sehr zur Besiedlung eignen würde. Ich machte einige Fotos. Es gibt hier viel Glimmer, schöne große Platten. Die Askaris behaupten, daß es hier auch Gold gibt.

Immer öfter muß ich Askari bestrafen, weil sie versuchen die Lasten für die Maultiere liegen zu lassen und dafür selbst zu reiten. Es ist ja verständlich, doch geht es einfach nicht. Ich bin noch immer den ganzen Tag mit dem Troß. Die Verluste an Tieren sind groß. Sie werden überfordert. Täglich viele Marschstunden und wenig Fressen. Von Hafer keine Rede, Gerste nur sehr selten und nur wenig. Und das Gras reicht nicht.

15.11. Sonntag

Die Flugzeuge bringen Nachschub und Post. Wir befinden uns jetzt in der Zone D E S S E K E D e l e t t i. Man merkt, daß wir in die Nähe der Tiefebene kommen wo jetzt Regenzeit herrscht. Der Himmel ist bewölkt, nur daß es nicht regnet.

16.11. 1936 MONTAG

G o l i s s o, die Gegend ist schön und fruchtbar, doch immer dunstig und bewölkt. Man merkt die Nähe der Regenzone. Daher auch die Fruchtbarkeit.

Die Strapazen veranlassen die Askari immer mehr, sich der vorgeschriebenen Ordnung zu entziehen. Sie werden nachlässig, kümmern sich nichtmehr um ihre Maultiere, oder sie beladen die Tiere unvorschriftsmäßig.

17.11. Dienstag

Als ich erweche fühle ich heftiges Zahnschmerzen. Abmarsch um 4 Uhr. Ende des Marsches in S a r S a i e. Heute sind wir an einer deutschen evangelischen Mission vorbeigekommen. Dem Btl war es gelungen ein junges Schwein zu erstehen.

Habe meine Feder verloren. Ein schmerzlicher Verlust, muß meine Aufzeichnungen jetzt mit Bleistift machen und der verwischt so leicht.

Die allgemeine Marschrichtung ist west, südwest.

18.11. Mittwoch

Rasttag. Aber meine Zahnschmerzen nehmen ständig zu und wir haben keinen Zahnarzt greifbar. Mein Schädel brummt wie eine Gieskenne. Die rechte Backe ist ganz aufgeschwollen. Ich kann nicht kauen und essen.

Die Läuse machen sich sehr unangenehm bemerkbar. Dankbar bedenke ich des Hakim Z a h n s, der mir ein gutes Läusepulver mit auf den Weg gab. Dies leistet jetzt ausgezeichnete Dienste.

19.11. Donnerstag

Wir sind noch immer in Sar Saie. Meine Schmerzen lassen kaum nach. Die Geschwulst nimmt zu.

Beim Bataillonkommando gab es großes Ferjeessen. Wir sind alle eingeladen und ich kann keinen Bissen essen. Eine solche Gemeinheit. Ich muß mich entschuldigen. Blutenden Herzens. Es wäre mal eine Abwechslung des Speisezettels gewesen.

Dafür arbeite ich wie immer, wenn wir einen Rasttag einschalten.

Die Lohnlisten müssen geführt werden, wenn auch momentan kein Geld da ist. Wenn es aber kommt, muß gleich bezahlt werden.

Habe drei Elefantenläuse erlegt!

Morgen geht es wieder sehrfrüh weiter.

20.11. Freitag

Um 2,30 Uhr Aufbruch. Die Gegend bietet keine neuen Aussichten. Es bleiben immer die selben Dörfer, die selben Menschen, die selben Häuser. Kinder laufen nackt, die Bauern sind sehr arm und mit Lumpen bekleidet. Die der S-laven sind erdfarben, die der Herren etwas heller. Nur die vornehme Schicht kann sich weißes Gewänder leisten. Man erkennt sie daher auch gleich.

Um 10,30 sind wir in L o l u c l é, wo wir für heute den Marsch beenden. Meine Zahnschmerzen lassen noch immer nicht nach. Ich bin durch das Hungern schon ziemlich geschwächt. Natürlich ist auch meine Laune entsprechend.

Die heutige Marschrichtung SO.

Hier hat fast jedes Dorf vor dem Eingang sein Erpökiengestell mit den Penis, Elefantenrüs, ein, Büffelhäuten und -schwänzen und Fellen anderer Tiere die ich nicht erkennen kann.

Die Kinderlaufen nackt, die Erwachsenen weniger.

21.11. Samstag

Heute geht es wieder um 3,30 los. Vor Zahnschmerzen habe ich kaum geschlafen. Dann läßt Weh und Geschwulst etwas nach, ich kann mit etwas Mühe einige Bissen essen. Das Essen ist knapp, die Vorräte gehen zu ende.

Der Marschweg bietet heute einige Schwierigkeiten. Bergauf, bergab, primitive Brücken Knittelholz. Furten. Dann warten und wieder laufen. Dazu kommt, wir haben keinen Wein mehr und der Chef hat demzufolge eine Laune wie eine hysterische Frau.

Um 15 sind wir in D o l o. Ich bin sehr müde kann aber nicht schlafen. Durch das offene Zelt schaue ich den Fliegern zu die uns laufend Nachschub mit und ohne Fallschirme abwerfen.

Doch post kam keine.

Wieder ein Maultier ausgefallen, tot.

22.11.36 Sonntag

Aufbruch um 2,30. Anfangs war der Marsch sehr hindernisreich. In einer engen Schlucht stürzt ein Muli und bricht sich das Bein. Ich bin ziemlich ratlos. Es ist üblich, daß man dann ein Tier tötet. Aber hier? In der Nacht? Feindlage? Über letzteres hat man uns nicht unterrichtet. Also kann es nicht schlimm sein und ich gebe einem Bulukbaschi den Auftrag dem Tier eine Kugel durch den Kopf zu schießen. Hätte ich das nie getan! Die ganze Kolonne geriet außer sich. Alarm! Wer hat geschossen? Woher kam der Schuß? Ist das ein Angriff? Nachdem nichts weiter erfolgt und bekannt wird, daß in meinem Auftrag geschossen wurde, mußte ich zum Oberst Malta.

Der hat mich ganz schön fertig gemacht.

Dann ging der unterbrochene Marsch weiter. Ohne Zwischenfälle. Ohne Rast. Nach 14 Stunden fast ununterbrochen im Sattel, darf man wohl müde sein? Doch von Ausruhen ist keine Rede. Nachsehen ob die Küche und die Köche funktionieren, ob die Tiere versorgt werden, hören wer sich krank meldet, was ihm fehlt, Aspirin verabreichen (wir sind ohne Arzt). Ich muß wissen wer zurückgeblieben ist, wieviel Tiere verendet sind. Von unseren Mulis sind noch 3 in fast gutem Gesundheitszustand. Der Rest ist entweder vollkommen entkräftet mangels Futter oder voll Wunden auf dem Widerrist oder dem Bauch. Heute war es ganz schlimm. Vor mir ging völlig entkräftet ein Maultier ohne Sattel und Last. Dafür hatte es zwischen Schulterblättern eine Wunde, daß man an beiden Seiten mit der ganzen Hand hineingefahren hätte können. Bei jedem Schritt spritzte der Eiter einmal links, dann wieder rechts hoch in die Luft. Und der Gestank! Ein noch lebendes Aas. Dieses Tier ist nicht mehr zu heilen. Es geht eben, bis es nicht mehr kann, legt sich hin und wartet auf sein Ende. Es ist nicht das einzige, immer wieder überholt man solche arme Viecher. Dabei wäre der Gestank noch eher zu ertragen, als das Leid das man sieht. Heute mußte ich sehen, wie ein Askari einem Maultier das Letzte abnahm was es noch an sich hatte: den Halfter. Es schneidet mir ins Herz. Da ist ein Tier in den Seelen "beinh" verreckt. Man hat sie ihm aber vorher noch abgenommen. Es ist einfach unerträglich. Und doch muß man hindurch und kann nicht ausweichen. Oder war diese Handlung der letzte Liebesdienst an einem Tier? Bestimmt aber der erste und einzige. Die Menschen hier haben keine Gefühle für Tiere. Das konnte ich schon wiederholt feststellen. Aber es geht weiter und immer weiter. Und keine Rast und keine Ruh.

23.11. Montag

Tatsächlich: heute ein Rasttag. Außer etwas Öl kann ich nichts für unsere Küche finden. Dafür erhalten wir etwas Post. Und die erste Geburtsdagokarte.

Wir befinden uns in S u p p e

24.11.36 Dienstag

Aufbruch wieder in der Nacht um 2,15 Uhr. Gegen 9 Uhr kommen wir nach N a p o. Hier scheint das Schlarsaffenland der Kaffeetrinker zu sein. Denn der wächst hier wild. Während des Marsches kann von Muli aus die Kirschen pflücken und in die Taschen strecken. Abends braucht man die Bohnen nur mehr brennen. Die Kirschen, d. h. das Fleisch der Kaffeekirschen ist zwar genießbar, doch nicht sehr schmackhaft und in jeder Kirsche haust ein kleiner Wurm. Mein Magen will nicht recht, es mangelt an der Güte und Zubereitung der Verpflegung.

25.11. Mittwoch.

Nach kurzem aber anstrengenden Marsch über äußerst schlechte Wege kommen wir nach M e t u. Meine besondere Aufmerksamkeit gilt noch immer dem Troß und den Maultieren. Es mußte schon wieder einige zurückgelassen werden. Der Hauptmann ist einfach ungenießbar. Bei uns sagt man er hat den "Damischen".

26.11. Donnerstag

Um 3 Uhr brechen wir heute auf. Ziel ist G o r e. Um 11 Uhr marschschieren wir in diese Stadt ein. Nicht der geringste Widerstand. Dies also sollte der Ort sein wo Ras Imiru seine neue Regierung gebildet haben soll. Echt italienisch: Der Oberst Malta hat nach Addis einen langen Kampfbericht, den er sich aus den Fingern gesogen hat, durchgegeben.

In einer italienischen Illustrierten sehe ich einige Zeit später das Bild der in Core einmarschierenden italienischen Truppen. Es sind Schwarzhemden. In Wirklichkeit waren wir mit unseren Askaris die ersten. Dem Volk kann man ja alles vorpachen.

Also es hat nicht den geringsten Widerstand gegeben, trotzdem ein Kampfbericht und viele Offiziere wurden zur Verleihung von Auszeichnungen eingereicht.

Der Ort nennt sich wohl Stadt. ist aber wie immer nicht mit einer solchen in Europa zu vergleichen. Es scharen sich um einen Marktplatz die üblichen Lehmhäuser mit ihren Strohdächern. Oder viereckige Hütten mit Blechdächern. Es gibt neben einer christlichen amerikanischen Mission zwei Banken und ein "Grand Hotel". Dieses Holzhaus hat sogar noch einen ersten Stock mit "Fremdenzimmern". Bewirtschaftet wird es von einem Griechen der gut Italienisch spricht. Er hat eine Eingeborene zur Frau und einige Kinder. Der älteste Sohn spricht gut Englisch, was er in der Mission gelernt hat. Noch haben wir den Lagerplatz nicht erreicht als ich ausschere und auf die Suche nach Alkohol gehe. Da finde ich beim Griechen einen guten Lieferanten. Wein und Anischnaps hat er auf Lager. Es gibt auch noch einige andere Geschäfte die von Indern betrieben werden. Wir schlagen unser Lager um das Haus der "Äthiopischen Bank" auf. Als ich dort ankomme, war die Kompanie mit dem Bataillon schon weiter auf der Suche nach Ras Imiru. Zurückgeblieben waren nur die 160 Maultiere des Bataillons und 226 Askari. Da ich die Marschrichtung nicht kenne und den Auftrag habe mich zur Verteidigung einzurichten, bleibe ich eben hier. Es tut mir leid, nach sovielen langen Märschen etwa gar nicht dabei sein können, wenn es wirklich mal was zu erleben gibt.

Es gibt viel Arbeit bis ich meinen Auftrag erfüllt habe. Mein Zelt steht im "Park" der Bank (wie alle ein Lehmhaus). Als erstes mache ich mich an die Lohnlisten.

Auch der Oberst kommt vorbei und gibt sich sehr freundlich und hebllassend. Trotz der Vorkommnisse vom wegen des erschossenen

Mulis vor einigen Tagen. Ich besichtige die Bank, man sie verlassen und natürlich nichts von Wert zurückgelassen.

27.11.36 Freitag

Schon in aller früh ritt der Oberst an unserem Kommandostand vorbei. Ich erstatte Meldung und er erteilte mir einige Aufträge. Da mußte ich ganz schön springen. Hauptsächlich geht es um die Maultiere auf der Weide. Die Askaris scheinen Unfug zu treiben. Am Abend kehrt das Bataillon von seinem Ausflug zurück. Bis jetzt habe noch nie so richtig Kontakt mit den anderen Kompanien bekommen. Es scheint der Chef hält mich absichtlich von ihnen fern.

28.11. Samstag

Es bleibt mir etwas mehr Freizeit, die benütze ich, um mich ein wenig umzusehen. Auf dem Markt kann ich nichts finden, was für unsere Küche bräuchbar wäre. Dafür bietet sich mir ein junger Mann an, der mich in das verlassene Missionshaus führt und mit von der Tätigkeit der Missionare erzählt. Im Missionshaus fand ich einige Flaschen Whisky und einen Grammofon mit Platten. Die nahm ich mit. Es war niemand da, der hier eine Aufsicht geführt hätte. Die Missionare und das ganze Personal flüchteten als die Italiener einmarschierten. Gegenüber vom Missionshaus befindet sich innerhalb einer Einfriedung eine kleine weiße Kirche. Der junge Mann erzählte mir, er sprach englisch, daß die Missionare die Eingeborenen, die ja schon Christen waren und von Bekehrung nicht viel hielten, durch Geldgeschenke in die Kirche lockten, fotografierten und die Bilder nach Amerika sandten. Dafür bekam die Mission wieder Geldmittel. Warum eigentlich die Missionare geflüchtet sind? Ich nehme an, daß doch etwas anderes dahinterstecken muß. Daher auch meine Skrupellosigkeit im "Beutemachen". Es war uns bekannt, das diese Missionen alle etwas Slogane für ihre Nationen trieben. Leider bin ich mit Filmen nicht sonderlich reichlich ausgerüstet. Es hätte eine Unmenge von lohnenden Motiven gegeben. Zwischen den viereckigen Lehmbauten fand ich auch zwei indische Kaufleute mit ihren Familien. Auch hier verständigten wir uns auf englisch. Ich suchte ein paar Brocken aus meinem Gedächtnis und die Verständigung ging gar nicht so schlecht. Diese Inder kassen mir sehr kultiviert vor. Sei es Wohnung wie auch Kleidung und Reinlichkeit. Zwei allerliebste kleine Mädchen sah ich, auf indische Art gekleidet und sehr wohl erzogen.

29.11. Sonntag

Heute wurde die Bank in der wir untergebracht sind etwas aufgeräumt. Außer Stempelmarken und in deutscher Sprache bedruckte Blätter fand ich ein gelbes Brillenglas. Das eignete ich mir an und dachte dabei es als Gelbfilter zu verwenden. Es ist bei diesen Lichtverhältnissen sehr schwierig gute Fotos zu machen. Die Sonne steht so steil am Himmel, die Schatten fallen senkrecht in die Gesichter. Dann stehen viele weiße Wolken dichtgeballt am Himmel, daß ich kaum mal die richtige Belichtungszeit errate. Im Übrigen arbeitet die Kompanie den ganzen Tag an der Schutzmauer um den Bataillonsgefechtsstand. Zwischen durch kommt ein saftiger Regenguß, hier scheint sich die Natur nicht um genaue Regenzeiten zu kümmern. Abends ist die Stimmung etwas gedrückt. Ein Teil der Kompanie soll übermorgen mit einem Leutnant fort. Ziel unbekannt.

30.11.1936 Montag

Es scheint, daß wir kein Geld mehr besitzen, denn es kommen laufend Flugzeuge und werfen Kisten mit Maria Theresientalern ab. Es ist wie in Grimm's Märchen von den Sterntalern. Etwaß aus 30 - 50 Meter Höhe wirft die Flugzeugbesatzung eine Kiste nach der anderen herunter. Die Kisten prallen am Boden auf, platzen und ein Silberregen von Talern ergießt sich über das Gelände im Umkreis von bis zu 100 Metern. Ein Eingeborener wird getroffen und ist tot, zwei andere werden verwundet. Je nach Turnus werden die Kompanien zum Auflesen eingesetzt. Erstaunlich die Ehrlichkeit der Askari. Nach Ablieferung von mehreren tausend Talern fehlen nur 6 Stück. Die liegen wahrscheinlich tief in der Erde vergraben, denn die Wucht mit der sie auf der Erde auftreffen ist sehr groß. Die Bevölkerung wird von Tag zu Tag zutraulicher. Sie merken, daß wir nichts Böses vorhaben und daß dem kleinen Mann nichts passiert. Ich bin mit meinem Dienst und meinen schriftlichen Arbeiten voll ausgelastet, so daß mir nur sehr wenig Zeit bleibt, um mich etwas mehr umzusehen.

1.12. Dienstag

Heute hat meine Kompanie Flugplatzdienst. Die Flugzeuge bringen Post und Zucker. Tee und Zucker sind neben Salz die Hauptlebensmittel, die wir nachgeschoben bekommen müssen. Fleisch und Mehl kann man auch am Markt der bei den Bauern finden. Wir bezahlen alle Einkäufe und sind daher begehrte Handelspartner.

Nachmittag streifte ich über den Markt und suchte nach Obst und Gemüse. Diese Marktfrauen können nicht weiter als bis fünf zählen. Und das machen sie so: unter ihren Kleidern verbergen sie ihren Vorrat an Bananen. Fünf Stück kosten einen Mahalleg ($1/16$ tel Taler). Diese fünf Stück legen sie offen auf und nehmen die Münze entgegen. Dann wieder fünf Stück und so fort. Am Abend besaß ich 65 Bananen. Um 22 Uhr waren alle aufgegessen. Von mir alleine.

Wie gewöhnlich, wenn ich etwas Zeit erübrigen konnte, besuchte ich auch das "Hotel". Der Wirt Arnesto Devainacis sprach gut Italienisch sein Sohn Englisch, so konnten wir uns immer gut verständigen. Heute kam er gleich auf mich zu und fragte ob ich interessiert sei einen deutschsprechenden Äthiopier kennen zu lernen. Natürlich, das ist ja etwas ganz besonderes.

Schon kam ein alter Herr von der Veranda ins Gastzimmer. Schneeweiß gekleidet nach abessinischer Art mit einem eurppäischen Hut auf dem Kopf. Wir gingen auf einander zu und machten uns bekannt. Er ist der Kentibai Ghebrou von Gondar. Kentibai ist soviel wie Prefekt oder Bürgermeister von Gondar, einer Stadt nördlich des Tanasees. Er sprach ein einwandfreies und fließendes Deutsch. Ich erzähle ihm von meiner besonderen Stellung im italienischen Heer weil ich Südtiroler bin und von der Lage in Südtirol überhaupt. Er kannte das Land, weil er in der Schweiz studiert hatte. Dort, auf der theologischen Fakultät lernte er auch Deutsch. Seine Söhne und Töchter, er hatte je zwei, waren ebenfalls in Europa. Bis zum Einmarsch der Italiener war er Vizepräsident des abessinischen Senats. Jetzt lebt er auf seinen Besitzungen hier und kommt nur ab und zu nach Gore. Mit seinen 82 Jahren, seine Haut war wie Pergament, so hell, hätte er ja nicht mehr viel vom Leben zu erwarten. Wir unterhielten uns lange und kamen dann noch einigemal zusammen.

Ich freute mich diesen Mann kennenzulernen. Er gab mir doch etwas Einblick in das Leben der Bevölkerung hier, wozu ich sonst kaum Gelegenheit gehabt hätte. Schon mangels Verständigungsmöglichkeiten.

2.12.1936 Mittwoch

Die Flugzeuge bringen immer noch Nachschub, vor allem Lebensmittel. Da alles nur abgeworfen werden kann, ist kein Wein dabei. Mit 20 Maultieren muß ich die Sachen vom Abwurfplatz holen.

Ich traf den alten Ghebrou von Gondar wieder. Er erkundigte sich, ob ich nicht mal auf Urlaub fahren würde. Warum? Ja, seine jüngste Tochter, etwa 15 Jahre alt möchte eine Violine haben. Die sollte ich mitbringen. Leider konnte ich ihm da keine Zusage geben, denn wer weiß was noch alles dazwischen kommt, bevor ein Urlaub fällig sein wird.

Und noch ein Anliegen hätte er. Er sei schon sehr alt und man weiß nie wie lange sein Leben noch dauern wird. Seine jüngste Tochter wäre noch unmündig und er suchte einen vertrauenswürdigen Vormund für sie. Ich wäre gerade der richtige Mann dazu. Seine riesigen Landbesitze hier im Westen wie auch südlich von Addis Abeba würden es ihm erlauben einen Teil davon mit vielen Dörfern und Eingeborenen abzugeben. Wenn ich die Aufgabe übernehmen könnte und dafür Sorge trüge, daß das Mädchen eines Tages an einen Häuptling verheiratet würde, bekäme ich so viel Land als ich möchte gegen einen symbolischen Kaufpreis von 10 000,- Maria Th. Talern. (oder hat er gesagt Lire, ich weiß es nicht mehr).

Schön wäre es ja, aber daraus kann leider nichts werden. Doch lies ich ihm die Hoffnung, man weiß ja nie was kommen kann.

3.12. Donnerstag

Heute begegnete ich dem Kanjasmatsch Magjd Aboud, Frontier Agent for W. Ethiopia - so steht es auf seiner Visitenkarte. Über die Visitenkarte bin ich sehr erstaunt, das kam unerwartet. Ich habe nämlich keine. Er wurde mir von der Ärztin in Lokenti schon genannt. Auch er spricht ein gutes Deutsch. Er und Ghebrou von Gondar waren vor Jahren in Jerusalem. Dort unterrichtete Ghebrou Theologie und Deutsch und Magjd war sein Schüler. Magjd stammte aus Syrien und bekleidete beim Negus Negest einen hohen Rang als Kommandeur der Truppen in Westabessinien.

Wir konnten uns recht angeregt unterhalten und er versprach mir Bücher über Äthiopien zu besorgen. In unserer Lage waren diese Versprechungen niemals ernst zu nehmen, denn keiner wußte wo er wohl morgen sein wird, ob er überhaupt noch das Leben hat.

4.12. Freitag

Um 3 Uhr marschiert das Bataillon ab richtung Kaffa. Nur meine Kompanie bleibt zurück und muß an der Umfassungsmauer weiterarbeiten. Einerseits bin ich ganz froh, andererseits scheint diese Maßnahme eine Strafe für den Hauptmann zu sein, weil er gegen die "kriegerische" Bestzung von Gore sturmlief und sich weigerte für seine Offiziere Kampferichte und Auszeichnungen einzureichen.

6.12. Freitag Sonntag

Heute ist Nikolaus! Wieviele Erinnerungen.

Wir setzen unsere Arbeiten an der Umfassungsmauer fort. Der Nachschub mit Flugzeugen dauert an. Heute wurden 24 Säcke abgeworfen, leider ist keine Post dabei.

Der Hauptmann ist übelster Laune. Heute wurden 13 Askari mit halber Löhnung bestraft, weil sie den Kompaniekommandanten nicht gerüst haben. Einer davon erhielt noch zusätzlich 20 Peitschenhiebe.

Diese Prügelstrafe scheint uns Europäern grausam. In Afrika muß man aber eine Einschränkung machen. Hier ist diese Strafe, wie sie durch die Italiener seit jeher ausgeübt wurde, sehr human.

Die Abessinier verurteilten für gewisse Delikte den Täter zu 40 Peitschschlägen. Diese wurden mit einer Milpferdpeitsche von 2 cm Breite, 1 cm dick und 2 m lang vollzogen und hatten zur Folge, daß in den meisten Fällen der Verurteilte daran starb, denn unter Wucht wurde ihm der ganze Rücken aufgerissen. Wenn ihm schon der 40 Hieb aus Gnade erlassen wurde, so waren die Folgen nicht geringer. Die Peitschen die die italienischen Askariunteroffiziere zu dieser Strafe verwendeten hatten wohl auch eine Länge von circa 2 Meter, waren aber am Griff 2 cm und am Ende 2 mm dick. Die Vorschrift wie diese Strafe vollzogen werden mußte war sehr streng und jedes Askariauge überwachte genau den Vollzug. Die geringste Unregelmäßigkeit wurde zum Anlaß genommen, die Unzufriedenheit kundzutun. Diese Möglichkeit zum "Abiet" bei uns würde es Meuterei heißen, ist den Eingeborenen Truppen gestattet, wurde aber nur in sehr schweren Fällen angewandt.

Ganz in der Nähe von unserem Kompanielager befindet sich eine Art Scheune. Ein größerer Holzbau etwa 10 x 20 m mit Strohdach. Da mußte ich einige gefangene Eingeborene unterbringen und für deren Verpflegung sorgen. Natürlich auch für die Bewachung. Es sind Leute die wegen Diebstahl oder anderen Vergehen festgenommen wurden. Oft bestand auch der Verdacht, daß sie Verbindung zu unseren Gegnern hätten oder daß sie sonstwie mit diesen zusammen arbeiten würden. Sie geben sich aber ganz harmlos und in ihr Schicksal ergeben. Mir hat man erzählt, daß in Ethrea zu Anfang des Feldzuges öfter Eingeborene angetroffen wurden, die Mitteilungen auf Pergament bei sich hatten. Um sie zu verstecken wurden diese unter der Haut der Muskeln eingenäht. Daher kam es, daß dann alle jene die irgend einen Verband trugen, gleich verdächtig waren. Wie weit das stimmt kann ich natürlich nicht beurteilen. Andererseits hatte ich selbst oft gesehen, wie wenig empfindlich diese Männer oft gegen Schmerzen sind.

Heute machte ich wieder einige Aufnahmen, eine davon im Zelt bei der Arbeit.

8.12.1936 Dienstag

Mußte für meine Gefangenen Verpflegung einkaufen. Sie bekommen nicht viel, denn meine Mittel sind sehr beschränkt. Ein bis zwei Taler je Tag für 10 - 15 Männer. Dafür bekomme ich auf dem Markt immerhin genügend Andjera, das ist Flaßbrot, etwas Fleisch und Gemüse. Ein Vergleich: für einen Taler konnte man ein Huhn und 20 Eier bekommen. Brot war natürlich viel billiger.

Fast jeden Tag gehen mir einige der Hauttiere ein. Sie waren diesen Strapazen einfach nicht gewachsen. Jetzt habe ich auch noch die Sorge für sämtliche Hauttiere der Kampfgruppe, seit es sich herumgesprochen hat, daß ich Fachmann bin und mit besonderer Liebe und Sorgfalt die Tiere pflegen lasse.

9.12. Mittwoch

Ich habe niemand etwas gesagt, daß ich heute Geburtstag habe und so wurde er auch nicht weiter beachtet. Genze 26 Jahre bin ich jetzt. Oft ist es schon bitter, hier in der Wildnis herumzustrolchen. Aber ich kann halt doch im Durchschnitt jeden Monat etwas mehr als 1000 Lire beiseite legen. Damit kann ich mir später eventuell eine Existenz aufbauen.

Abends besuchen mich einige Kameraden vom VI. Bataillon. Wir unterhalten uns und hören Musik. Fein diese Platten aus der Mission. Es sind auch zwei Wienerwalzer dabei und die Ungarische Rhapsodie von Liszt. Meine Askari stehen dabei und hören mit. Die europäische Musik läßt sie ganz kalt. Spielt ich aber eine Platte mit abessinischer Musik, Trommeln und Klappern, Pfeifen und Rhythmus, dann

beginnen sie zu klatschen und zu tanzen. Da sieht man wieder ganz genau, daß der Jaz eine Musik für Primitive ist. Nur daß unser Jaz in Amerika und Europa noch viel grausamer klingt. Mich hingegen berührten die Walzer sehr und ich bekomme Heimweh. Die ungarische Rapsodie kann heute noch nicht hören, ohne an Abessinien zu denken.

10.12. 1956 Donnerstag

Heute fand ich in der "Stadt" etwas Whisky. Auf dem Markt hatte ich eine nette Begegnung. Dazu Folgendes: Es war allen Marktbesuchern kund getan worden, daß die italienische Lira als Zahlungsmittel von allen Händlern angenommen werden mußte. Viele wollten sich dieser Anordnung nicht fügen, denn ein Taler war nur mit fünf Liren bewertet, zu wenig, denn viele gaben schon das Doppelte. Silber war eben Silber und nicht Nickel oder Papier.

Da kam eine junge Abessinierin, etwa 20 Jahre alt, vornehm gekleidet, d.h. in diesem Falle ganz in reinem Weiß und beschwerte sich. Ich konnte damals noch nicht soviel von der Sprache um sie zu verstehen und holte einen Dolmetscher zu Hilfe. In ruhigen und gemessenen Worten mit sparsamen Gebärden beklagte sie sich, daß hier ein Kaufmann ihre Lire nicht annehmen wollte. Na, ich ließ mich zu diesem Mann bringen und vor meinen Augen mußte er das Geld annehmen. Warum ich dies erzähle und warum ich mich daran erinnere? Es war das vornehme Wesen des sicces Mädchen zur Schau stellte. Sonst ist man gerne gewohnt, heftige Auftritte, mit Geschrei und lebhaften Gebärden zu erleben. Das Gegenteil war der Fall und das erstaunte mich.

11.12. Freitag

Seit wir hier sozusagen in Ruhe liegen, wenig Arbeit haben und keine Ausbildung treiben, gibt es fast täglich eine Menge Strafen. Die Ankaris und auch die Graduierten verlassen das Lager ohne Erlaubnis, lassen sich ohne Waffen antreffen, betrinken sich, oder lassen sich Frechheiten gegen über ihren unmittelbaren Vorgesetzten zu schulden kommen.

Eine Überraschung erwartete mich am Abend als ich vom Markt zurückkam. Eine Kompanie hat auf einem Streifzug in die Umgebung den Kanti bei Ghebrou gefangen genommen. Sie brachten ihn mir zur Verwahrung. Ich war platt. Da er eine Respektsperson war, brachte er auch seine Diener mit. Diese bauten ihm in einer Ecke des Schuppens einen Vorhang, wo sie sein Bett hinstellten.

Angeblich soll er bei dem Kassaker am Flugplatz in Lekenti dabei gewesen sein. Ebenso seine beiden Söhne. Jetzt sind seine Söhne im Gefolge bei Ras Immiru. Es tut mir leid um den alten Mann. Ich sprach mit ihm. Die Sache vom Flugplatz gab er nicht zu, da war er nicht dabei. Seine Söhne, ja die sind bei Ras Immiru. Da hat doch er keine Schuld, darauf hat er keinen Einfluß. Einer ist Tierarzt. Eine Tochter ist auch dabei, als Krankenschwester. Ob das alles stimmt?

Jedenfalls erlaube ich, daß man ihm das Essen von zuhause bringt und daß er eine menschwürdige Behandlung bekommt. Jeden Tag besuche ich ihn und wir machen zusammen einen Spaziergang um das Lager.

13.12.1936 Sonntag

Wie gesagt, ich spreche öfter mit dem Kantbai. Das sieht mein Hauptmann gar nicht gerne. Er ist überzeugt, daß es zwischen schwarz und weiß keine Freundschaft geben kann, auch keine Kontakte die über das Notwendigste hinausgehen. Er will mir den Umgang mit dem Herrn verbieten. Ich widerspreche ihm und erwähne, daß dies doch kein gewöhnlicher Eingeborener wäre, sondern ein Mann der in Bildung keinem Weißen nachsteht. Dafür hat er kein Verständnis. Nun, mir ist es egal, ich lasse mir da nicht dreinreden.

Die Flieger brachten Batterien, so konnte ich das Licht im Esszelt richten. Dann heute ich mir eine Art Behelfsbad. Endlich einmal wieder ganz sauber.

Abends begab ich mich zur Abwurfstelle, da wurden die eingeborenen Arbeiter ausgezahlt. Ihr Lohn ist nur so hoch, daß man nicht mehr von Sklaven reden kann. Zur Arbeit werden sie von ihrem Häuptling auf Anforderung des Kommandos verpflichtet. Also doch Sklaven! Wir bekommen jetzt, da der Nachschub durch die Flugzeuge ganz ordentlich klappt, die normale, zustehende Verpflegung für die Askaris. Fleisch kann man auf dem Markt kaufen. Wir besorgen uns immer drei Rinder und ein Kalb. Die Rinder für die Christen und Heiden, das Kalb für die Moslems. Die religiösen Gesetze werden ganz genau und stur eingehalten. Wehe, sie würden mißachtet.

15.12. Dienstag

Heute wird der Ramadan gefeiert. Es ist dies das größte Fest der Mohamedaner. Ende der Fastenzeit. Einen ganzen Monat durften sie unter Tag nichts essen, noch trinken, noch rauchen. Erst nach Sonnenuntergang ist eine Mahlzeit erlaubt. Davon machen sie ausgiebig gebrauch. Jetzt ist diese Zeit zu Ende. Noch ist die Sonne nicht hinter dem Horizont verschwunden, da stehen schon viele, besonders die Scheiks und blicken mit ihren scharfen Augen, ob nicht die zarte Sichel des ersten Mondes am noch hellen Himmel erscheint. Ist sie dann da, ertönt ein Kanonenschuß und das Fest beginnt. Es wird gegessen und getrunken, musiziert und getanzt. Die Dämmerung ist sehr kurz, die Lagerfeuer brennen. Mit Fackeln kommen die Moslems meiner Kompanie vor mein Zelt. Ich muß her austreten und ihre Fantasia bewundern. So geht es bis spät in die Nacht hinein, ja bis zum Morgen.

Alle Strafen werden nachgelassen.

In normalen Zeiten, d.h. im Frieden oder wenn man in Garnison, in einer festen Unterkunft ist, werden auch Belohnungen verteilt. Schon rechtzeitig werden die Vorschläge für die Verleihung von Waffen und Waffenpässen, sowie Adelstiteln eingereicht und dann vom Gouverneur verliehen. Dieses Jahr fällt dies aus. Es ist auch kein Gouverneur bestellt und Addis ist weit. Keine Verbindung und keine Zeit. Aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben. So werden sie auf das nächste Jahr vertröstet.

Es ist das erstemal, daß ich dieses Fest erlebe.

16.12. Mittwoch

Auf einer Höhe südlich von Gore müssen wir jetzt, also die Kompanie und ungeheuerte Arbeiter aus dem Dorf ein behelfsmäßiges Flugfeld bauen. Das Gelände wird eingeebnet, so daß bei guter Witterung die dreimotorigen Caproni landen können. Sowie ich Zeit habe, unterhalte ich mich mit meinem alten Ghebrou

Es geht ihm ja nicht schlecht, aber er freut sich immer, wenn ich ihn zu einem Spaziergang abhole. Da äußerte er sich auch einmal über die Italiener. Er sagte: "Wir Äthiopier können froh sein, daß die Italiener zu uns kamen und nicht die Engländer. Diese letzteren sind harte Kolonialherren. Die Italiener sind viel menschlicher. Ich möchte gerne nach Addis zum Vizekönig. Ich glaube da könnte ich ihm als Berater gute Dienste leisten. Es ist doch nicht einfach ein solches Land und ein solches Volk zu regieren, wenn man die Mentalität zu wenig kennt. Wenn diese Besatzer große Fehler machen, dann wird es unendliche Schwierigkeiten geben. Das könnte man vermeiden."

Er hat schon recht und es stellte sich später auch heraus, wieviele Fehler gemacht wurden und welche Folgen diese zeitigten.

1212. 1936 Donnerstag

Wir sind wieder am Flugplatz. Die Arbeiten schreiten nur sehr langsam fort. Wir haben fast keine Werkzeuge und müssen mit den bloßen Händen arbeiten.

Es kam die Nachricht, daß Oberst Malta Ras Immiru gefangen genommen hat. Er hat sich ihm kampflos ergeben. Einige Zeit später, wir waren schon in Bonga, erfuhr ich vom Kanjasmatsch Abuod Megjid den ganzen Hergang.

Ras Immiru befand sich mit seinen etwa 5000 Bewaffneten am linken Ufer des Godjeb, einem Fluß der von Westen nach Osten fließt und dann in den OMO Bottego mündet. Er teilt die Region von Gore und die von Kaffa.

Hier gab es zwei Brücken. Eine aus Holz westlich, eine andere aus Eisen (Überbleibsel vom Eisenbahnbau Addis - Djbuti) ostwärts vom Lagerplatz der Kampfgruppe, die sich auf dem rechten Ufer zur Verteidigung eingerichtet hatte.

Abends erhielt das Bataillon den Befehl zur ^{Eisen} ~~Holz~~brücke zu eilen, denn Ras Immiru wollte dort übersetzen, um dann von dort nach Kenia zu entweichen. Nach einer Stunde kam Gegenbefehl, umkehren, der Ras kommt über die Holzbrücke.

Zur Morgendämmerung stand ein Teil der Kampfgruppe, es waren etwa 1000 bis 1500 Mann, auf der Anhöhe von der man die Brücke und das Gelände dahinter überblicken kann. Die Kräfte die sich gegenüber standen waren sehr ungleichmäßig verteilt. Die Italiener fürchteten die Übermacht des Ras, der Ras war ungenügend unterrichtet über die Stärke und Kampfkraft der Italiener. Beide wollten den ungewissen Kampf vermeiden. Megjid hatte sich inzwischen den Italienern als Bandenführer mit seinen Bewaffneten Horden zur Verfügung gestellt. Er bekleidete den Dienstgrad ähnlich dem eines Generals. Den hatten die Italiener eigens für solche Fälle eingeführt. Seine Horde etwa 500 - 1000 Mann bildete eine sogenannte Bande. Sie trugen keine Uniformen, waren ungleich mit Waffen und Munition ausgerüstet und man konnte ihrer Zuverlässigkeit mißtrauen. Es standen ja ihre Landsleute gegenüber.

Der Kanjasmatsch übernahm die Rolle eines Parlamentärs. Mit weißer Fahne und einem italienischen Offizier begab er sich auf das andere Ufer des Flußes und begann die Verhandlungen mit dem Ras. Es dauerte einige Zeit bis sie den Ras überzeugen konnten, daß viele Tausend Bewaffnete mit Artillerie ihm gegenüberstanden und daß er keine Aussicht hätte, seinen Plan nach Kenia durchzubrechen zu verwirklichen. Schließlich kam es zur Kapitulation. Die Mannen des Ras kamen über die Brücke und warfen dann dort die Waffen auf einen Haufen. Als wir einige Zeit später dort vorbeikamen, gelang es mir einen Revolver und ein Kleinkalibergewehr zu ergattern. Bisher hatte ich außer dem Faschistendolch, den man uns verlichen hatte,

keine Waffe. Ich fühlte mich unter meinen Askari ganz sicher. Jetzt besaß ich einen abessinischen Patronengurt mit genügend Munition für den Revolver. Aber doch nicht soviel, daß ich mir ein Übungsschießen erlauben konnte. Ich wußte ja nicht wie lange das noch dauert und was noch alles unser harrete.

Jedenfalls erfuhr der Ras wie er hinter das Licht geführt wurde; er sah ja selbst wie gering die italienische Truppe war und daß er mit Leichtigkeit hätte durchbrechen können. Er wurde als hoher Offizier behandelt und aß am Tisch mit dem Oberst. Der Oberst erlaubte sich manchen Spaß mit ihm und hänselte ihn. Man sagte mir der Ras hätte sich seine Wut nicht anmerken lassen. Er wurde dann nach Italien in die Verbannung geschickt. Man hörte nur mehr, daß diese Gefangenen sehr gut dem Stande entsprechend behandelt wurden.

Das Gefolge des Ras wurde in Freiheit entlassen. Viele seiner Soldaten kamen zu uns und ließen sich anwerben.

Schön in Addis Abeba kamen die Soldaten des Negus zu uns, ja sie kämpften sogar gegen die eigenen Kameraden der Truppe aus der sie geflohen waren. Auch hier wieder ein Fall, der erkennen ließ, daß diese Eingeborenen kein Gefühl für Patriotismus, keine Anhänglichkeit an den Negus ihren Kaiser kannten. Man muß ja auch bedenken, daß im damaligen Abessinien etwa 30 verschiedene Stämme mit den eigenen Sprachen lebten. Die Häuptlinge waren wohl meistens schon Amharas, aber der Negus war weit. Die Verkehrswege schlecht, die Entfernungen groß und Verkehrsmittel außer dem Pferd, Maultier oder Kamel, je nach Gegend, nicht vorhanden. Sie kannten ihren Häuptling, weil sie ihm den Zehnten zahlen mußten, weil er sie zur Fronnarbeit bestimmte und weil er ihr Richter war. Aber weiter in die Hierarchie der Regierung hatten sie keinen Einblick, keine Kenntnisse und keine Möglichkeit sich zu informieren. Der amharische Häuptling hütete sich ihnen mehr Kenntnisse zu vermitteln, als notwendig um ~~den~~ den Gehorsam zu erzwingen. Es ist daher auch nicht immer richtig statt von Rebellen, von Patrioten zu reden. Sicher trifft auf die Führung ein gewisser Patriotismus zu, insofern nicht noch andere politische Motive, Ehrgeiz und Herrschsucht dabei im Spiele waren. Von den armen Bauern kannte keiner den Negus, keiner konnte sich ein richtiges Bild von ihm machen. Und schließlich war es den meisten egal ob sie für oder gegen den Negus, für oder gegen die Italiener, für oder gegen sonst einen Gewaltigen kämpften. Hauptsache sie erhielten die vereinbarte Bezahlung, die Lebensmittel oder das Beuterecht und eventuell auch eine gewisse Macht in ihrem kleinen Bereich. Vorgesetzter, Korporal zu werden und damit anderen befehlen zu dürfen, war sehr erstrebenswert. Von Idealismus oder Vaterlandsliebe keine Spur, das waren unbekannte Begriffe. Zudem herrschte in ganz Abessinien schon immer ein Brigantentum, das von uns oft nicht von den Rebellen zu unterscheiden war. Man wußte also nie sind die da drüben Rebellen, Patrioten oder gemeine Räuber, Schiffta.

Mit der Freilassung des gesamten Anhangs des Ras Immiru, kam auch der Befehl den Kantibai in die Freiheit zu entlassen. Ein Auftrag den sehr gerne ausführte. Er bedankte sich bei mir und wir verabschiedeten uns mit dem Versprechen uns bald wieder zu sehen.

Während der ganzen Zeit arbeiteten wir auf dem Flugplatz.

24.12.1936 Donnerstag, hl. Abend

Der Italiener feiert Weihnachten anders als wir Deutschen. Ihm fehlt diese Innigkeit was das Fest zum Familienfest stempelt. Für ihn ist es wohl ein Fest der Freude, ich möchte sagen der ausgelassenen, weltlichen Freude. Wir sind mehr besinnlich.

Nachdem der größere Teil des Bataillons sowieso nicht da war, der Hauptmann sich nicht blicken ließ, außer zu den Mahzeiten und da eine Laune zur Schau trug, daß einem jede Freude verging, blieb

- 1925 wieder in Bozen im Josefinum. Die Feiertage dann bei Tante Luise mit Ferri. Ich besuche die italienische 1. Klasse. Nicht gerade mit Auszeichnung, doch ich schaffe es dieses Jahr. Bin 15 Jahre alt und noch immer in der 1. Klasse. Dr. v. Vogl plötzlich erkrankt. Nach Schulschluß fahre ich nach Innsbruck. Dr. v. Vogl stirbt. Aufnahmeprüfung in die Realschule. Werde in die 3. Klasse eingestuft.
- 1926 in Innsbruck bei einer fremden Familie. Aida Leinmüller, eine der Töchter des Hauses, ist mein Schwarm. Ich habe kein Geld, kann nicht mehr bezahlen und ziehe um. Bei einer Eisenbahnerfamilie finde ich Unterschlupf gegen geringes Entgelt. Gebe Nachhilfestunden in Italienisch. Von Mama fast kein Geld, die Stunden bringen zu wenig. Ich hungere und kann nicht mehr. Mit dem letzten Geld zurück nach Meran. Einiges persönliches Eigentum muß zurückbleiben. Darunter sind viele Zeichnungen. Im März verließ ich die Schule weil ich das Schulgeld nicht bezahlen konnte.
- 1927 in Meran, Villa Weißenborn. Ferri und Mama sind da. Lotti, Franzi und Luisi sind auch da. Im März 28 nach Venedig zur Musterung, ich wollte zur Marine und dort Funker werden. Untauglich. Lehre als Elektriker im Sommer und Herbst. Mama in Villa Viktorie.
- 1928 auf der Töll. Ich bin bei meinem Vater und Bruder Artur. Doch sie sind mir fremd. §§§§ Gegen 21 Uhr mit dem Fahrrad nach Obermais, wo Mama mit Ferri in einer Villa wohnt. Sehr schlechte Zeit. Ferri lebt oft nur von den Äpfeln die er sich beim Großvater in Lana holt. Ein Plattenpieler spielt "Stille Nacht" und "die Wacht am Rhein". Ich bin sonst auf der Töll und spiele den Hauknecht ohne Lohn und mit armseliger Unterkunft und Verpflegung.
1. April 1929 nach Spezia. Arthur hat mir das Geld vorgestreckt.
- 1929 in Spezia bei einer italienischen Familie und mit ihr. Ich wohne mit Scassa in einem Zimmer, seit mir Artur den Zuschuß gekürzt hat. Er hat im Januar geheiratet. Verständlich! Typisch italienische Weihnacht. Eine richtiggehende Fresserei von Mittags bis Abends. Trotzdem bin ich traurig und habe Heimweh. 1930 im März Studium beendet, Patent zweiter Klasse als internationaler Funker. Wieder auf der Töll. Lerne Sera Pranter kennen.
- 1930 ~~§§§§§~~ auf der Töll. Im April-Mai zum Militär nach Civitavecchia. Schluß mit Sera.
- 1931 in Lana bei Mama auf Urlaub. Im September 32 wieder auf der Töll. Rosa Vareschi.
- 1932 auf der Töll, später nach Lana(?) zu Mama und Ferri. Letzterer ist Liftboy im Esplanefeld und bringt ein Weihnachtsgeschenk mit.
- 1933 auf der Töll und in Lana(?). Ida Marinelli. Lerne Kathi kennen. 1.2.34 stirbt Vater. Ohne Eindruck auf mich. Im April beginne ich bei Pfingstmann.
- 1934 mit Mama, Steffi und Luisi und Käthe auf der Töll im "Lindenheim", so nenne ich das Häuschen das sich Friede auf dem Felsenkeller gebaut hat. Kathi ist in Odolzhausen bei München. Sie hat dort eine verheiratete Tante (Stieftante)
- 1935 kommt Kathi zurück wir wohnen in Grötsch. Einberufung nach Abessinien. 20. Juli heiraten wir, am 22. bin ich schon in Rom. Unteroffizier. Ich komme dreimal auf Urlaub insgesamt drei Wochen. 5. November nach Massaua.
- 1935 im Zeltlager auf dem Monte Fundinai als Funktruppführer.

1936 bin ich also hier in Gore. Ein sehr trauriges Weihnachten. Ich muß an Ferri denken, er verunglückte im August vorigen Jahres tödlich mit dem Motorrad in Florenz. Arturo war bei seiner Beerdigung, ich war zwar auf Urlaub konnte aber Meran nicht verlassen.

25.12.1936 Freitag

Es sollte ein großer Feiertag sein, ist aber ein Tag wie alle anderen. Was soll es auch hier in Äthiopien? Allerdings haben die noch hier verbliebenen Offiziere für den Abend ein Festessen organisiert. Es findet im Saal der Bank statt. Mein Hauptmann lehnt ab, so bin ich der einzige Vertreter der Kompanie. Pedrazzoli ist auswärts. Trotzdem meine Laune nicht die beste ist, denn ich denke zuviel an zuhause, wird es recht lustig. Zur Unterhaltung spielen ein alter Mann und sein Sohn auf den ortsüblichen Saiteninstrumenten und die Tochter tanzt dazu. Anfangs geht es wie gewöhnlich ganz gesittet zu. Als aber der Alkohol zur Wirkung kommt, wird es immer ausgelassener. Das Mädchen muß ausziehen. Der Vater und Bruder protestieren. Daraufhin werden sie mit sanfter Gewalt entfernt. Es geht halt so es geht. Die Kameraden sind alle besoffen und ich nehme mich des Mädchens an. Da ich nicht weiß wo sie wohnt, nehme ich sie mit zu mir in mein Zelt. Ich bot ihr fünf Taler, aber als sie mich am Morgen verließ, nahm sie das Geld nicht mit. Es ist aber kein Trost, mich verlangt es nach anderem. Ich suche die Gemeinsamkeit, die Liebe. Statt dessen ist es finster in mir.

26.12. Samstag

Unsere Arbeit auf dem Flugfeld ist erfolgreich. Heute landeten die ersten zwei Flugzeuge. Große Freude. Einige meiner Bilder zeugen von diesem Ereignis.

27.12. Sonntag

Ich weiß nicht mehr warum, aber der Hauptmann machte einen furchterlichen Krach und verjagte die Köche. Dabei immer diese miese Laune, dieser Jähzorn und Unbeherrschtheit. Dies trägt auch nicht dazu bei, das Leben angenehmer, freudvoller und erträglich r zu machen.

28.12. Montag

Am Flugplatz sind Ausbesserungsarbeiten notwendig. Der Boden ist zu weich und so muß nach jeder Landung und nach jedem Start wieder geebnet werden.

Die Köche wagen sich nicht mehr in die Küche, so versuche ich etwas zu Essen zu richten. Das verbietet der Hauptmann, es gibt mit der Würde eine Weissen nicht vereinbar. Peinliches Schweigen. Abends ein herrlicher Mondaufgang, wie eine glühende Kohle steigt er über den schwarzen Horizont. Heute bringen die Flugzeuge etwas Post aber nicht für mich.

31.12. Donnerstag

Der Nachschub rollt. Heute gibt es auch Wein! Aber keine Post. Abends bin ich beim I. Bataillon eingeladen. Der Hauptmann hat abgesagt. Es ist wie immer. Unter den Offizieren sind einige die keine Ahnung von der Behandlung und dem Umgang mit Askaris und Eingeborenen im Allgemeinen haben. Das führt oft zu Mißständen. Als alter Kolonialoffizier ärgert sich mein Hauptmann, deshalb nimmt er an solchen Veranstaltungen nicht teil. Es würde einen

riesigen Krach geben, würde er zusehen müssen, wie man sich benimmt. Das will er vermeiden. Zum Beispiel können es die Eingeborenen nicht vertragen, wenn jemand furtzt. Da tun sie ganz wild. Um sie zu ärgern machen dies die Offiziere. Heute auch beim Essen. Als ein Askari die Suppe reichte, machte auch ein Leutnant so einen Laut, woraufhin der Mann die Suppenterrine fallen ließ und die ganze Uniform von oben bis unten bekleckerte. Man kann sich die Wut des Offiziers vorstellen! Aber der Askari, auch wenn wie ich meine eine gewisse Absicht dahinter steckte, konnte nicht bestraft werden. Ich kann diese Art auch nicht leiden und es tat mir dann Leid, nicht auch schlafen gegangen zu sein.

1.1.1937 Freitag

Neujahrstag! Aber wir arbeiten. Jeden Tag habe ich den Tod eines Maultiers oder Pferdes zu verzeichnen. Die meisten gehören dem Brigadestab.

4.1. Montag

Heute begegnete ich der kleinen Tänzerin. Ich lies Erkundigungen über sie einziehen. Sie behauptet schon meine Frau zu sein. Das macht bei den anderen großen Eindruck. Frau eines Offiziers, dann ist sie ja eine Uozeró. So nennen sich die Frauen der Vornehmen und Häuptlinge.

Sie begegnete mir und ich machte von ihr, ihrem kleinen Sohn und den beiden Dienerinnen eine Aufnahme die recht gut gelungen ist. Ich sandte sie zum Arzt sich untersuchen zu lassen. Aber er konnte es nicht ohne meine Anwesenheit. Sie ließ sich nicht ausziehen. Ich bin beinahe ein wenig verliebt in sie. Aber was heißt das schon. Wir erwarten jeden Tag den Marschbefehl.

5.1. Dienstag

Heute nicht mehr am Flugplatz, denn wir werden bald Abmarschieren.

6.1. Mittwoch

Heute ist die 6. Nationale Brigade hier angekommen. D.h. wir werden abgelöst. Die Straße von Addis ist fertiggestellt, der Nachschub rollt auf der Straße, die weißen Truppen ziehen in Gore ein.

7.1. Donnerstag.

Wir müssen unser Lager verlegen, in die Bnk will der Brigadestab.

In der letzten Zeit traf ich mich öfter mit dem Kantibai. Auch zwei Südtiroler treibe ich auf und mache sie mit Gaebrou bekannt. Es sind dies ein gewisser De Matei und Meneghin aus Lana. Trotz ihrer italienischen Namen sind es deutsche.

11.1. Montag

Wir drei Südtiroler treffen uns mit dem Kantibai. Er vertraut mir sein besonders Anliegen an. Er war beim General und bat um die Rückkehr nach Addis mit Flugzeug. Dort möchte er seinen Plan Berater des Vezekönigs zu werden verwirklichen. Ich riet ihm ganz dringend davon ab. Er soll noch einige Zeit warten, die Zeit für ein solches Unternehmen ist noch nicht reif. Er müsse den Italienern gegenüber immer misstrauisch sein. Es half nichts. Monate später schrieb mir einer der zwei Südtiroler, daß der

Kantibai nach Addis Abeba sei und dort dann nach dem Attentat auf Graziani den mordenden Italienern zum Opfer gefallen sein. Es ist bekannt, daß nach diesem Attentat die Italiener das Recht bekamen zwei Tage lang jeden Eingeborenen der ihnen begegnete zu ermorden und daß da auch viel geraubt wurde, ist erwiesen. Viele Eingeborene wurden in den Hütten überfallen, das Geld ausgegraben, sie haben es ja meist im Boden vergraben, Männer Frauen und Kinder getötet. Man nannte diese Erlaubnis die von Mussolini erteilt worden war: Carta bianca. Weißes Papier, also freie Hand. Immer noch verwenden die Maultiere und wir bekommen kaum Ersatz.

15.1. 1937 Freitag

Seit dem Abmarsch in Eritrea führte die Kompanie ein Schaf als Maskottchen mit. Noch vor Addis Abeba bekam die Dame einen Sohn. Beide wurden unter großen Anstrengungen mitgeführt. Ein Askari wurde eigens bestimmt mit den beiden zu marschieren und sie mit allem zu versorgen.

Heute wird mir gemeldet, daß der Sohn tot ist. Askaria vom VI. Bataillon haben ihn gestohlen und aufgefressen. Die Mutter ist allein geblieben. Das war ein Jammer bei den Askaris! Zwei Jahre waren die Schafe mit uns gezogen, zwei Jahre aufopfernder Pflege. Oft mußten sie getragen werden, wenn die Märsche zu lang dauerten.

In meinen Aufzeichnungen finde ich fast jeden eine lange Liste von verhängten Strafen. Soldabzüge und Peitschenhiebe. So manchmal sogar 50.

16.1. Samstag

Jetzt ist es ernst. Wir marschieren ab. Richtung Bonga. Schwarzer Tag. Der Hauptmann ist unausstehlich.

Der Pfad führt uns bald nach Verlassen der Ortschaft Gore durch dichten Urwald. Sowa habe ich bisher noch nicht gesehen. Dicht steht Baum an Baum mit Lianen verbunden. Ein grüner Wall zu beiden Seiten des Weges, der oft mehrere Meter breit, oft ganz schmal ist. Auch hier ist das Gelände von Rinnsalen, Bächen und Flüssen durchzogen. Der Boden feucht, oft naß und schlüpfrig. Bäume liegen quer über den Weg und müssen umgangen werden. Der Himmel ist kaum sichtbar, so dicht sind die Kronen der Bäume. Zeitweise herrscht ohrenbetäubender Lärm, Geschrei von Vögeln und Tieren. Die interessantesten sind die Goresa-Affen. Sie werden etwa 50 cm bis einen Meter groß, langer buschiger Schwanz. Die Behaarung ist schwarz, bis auf einen mantelartigen weißen Fleck auf dem Rücken und der weiße Schwanzbusch. Eine Besonderheit, so sagen die Askaris, ist daß diese Tiere nie ihre Bäume verlassen. Zum Trinken lassen sie sich an den Lianen zum Wasser herunter, berühren aber nie den Boden. Es sind die schönsten Affen die mir je unter die Augen kamen. Schon um Mittag beenden wir heute den Marsch. Die Maultiere haben sich noch immer nicht von den Strapazen der vergangenen Monate erholt. Immer wieder muß ein Muli zurückgelassen werden. Was wir an Ersatz bekommen ist gewöhnlich auch nicht besser als das was wir haben. Wir versuchen wohl bei den Eingeborenen welche zu kaufen, aber es ist schwierig etliche aufzutreiben. In G a r m á halten wir an. Es gelingt mir einige Kilo Gerste für die Maultiere zu bekommen. Seit wir Gore verlassen haben, hat sich die Laune des Hauptmanns wesentlich gebessert.

17.1. 1937 Sonntag

Nach siebenstündigem Marsch erreichen wir G u r d a m ó. Auch heute führt und der Weg durch dichten Urwald. So dicht, daß man

meinen könnte, keine Katze käme durch. Auch hier wieder viele Goresaaffen. Es ärgert mich, wenn ich zusehen muß wie andere auf diese niedlichen und sympatischen Tiere schießen. Die Tiere die ich tot am Boden liegen sah, taten mir sehr leid. Wieder erzählten mir die Askari von der Sauberkeit dieser Affen. Wenn sie sich an den Lianen herunterlassen berühren sie mit den Pfoten nur von Wasser gereinigte Steine. Sie sind sehr schwer zu zähmen oder in Gefangenschaft zu halten. Es wurde schon oft versucht ein kleines Tier aufzuziehen. Es verweigert jede Nahrungsaufnahme und geht ein. Auch in Tiergärten oder Zoos, so lies ich mir sagen, findet man sie nie. Auch hier bekommt man von der Bevölkerung manches zu kaufen. Für unsere Küche benötigen wir nur Hühner und Eier, soweit man manchmal bekommen kann Kartoffeln, sehr selten, und anderes Gemüse. Tomaten, Zitronen, Kohl, Orangen sehr selten und nicht sehr süß. Sie schmecken eher fad und geschmacklos.

18.1.1937 Montag

Nach über vierstündigem Marsch erreichen wir um 10,30 Uhr L a l ó. Immer durch Urwald führt der Weg, ab und zu gibt es eine Waldblöse auf denen man dann einige Tukuls und deren Bewohner begegnet. Auch niedriger Busch ist zu sehen. Aber meistens nur Urwald. Schöne und romantische Gegend. Hier möchte ich gerne wohnen, mit jenem lieben blondem Mädchen von welchem ich die letzte Nacht so verlockend träumte, und die so heiß küssen konnte.

Nach dem Essen machte ich einen Inspektionsgang rund ums Lager und in die nähere Umgebung, sehen ob man genügend Gras für unsere Tiere finden kann. Ergebnislos, kein Futter.

Auf dornigen und engen Steigen wage ich mich in den Wald hinein. Hier gibt es eine ganze Menge Affen. Sind es nun Hundeaffen oder Bellaaffen? Auf jeden Fall sie bellen/ wie Hunde.

Bananensträucher und Dattelpalmen wachsen hier wild. Kaffee weniger, jedoch er gedeiht hier.

Das Land ist hügelig und wasserreich. In der Frühe ist oft so nebelig, daß das Wasser von den Bäumen tropft. Daher auch diese reiche Vegetation. Zur Zeit wo sind die Wege gut gangbar, aber sollte es regnen, da kommt kein Mensch und Maultier mehr weiter, alles versinkt in tiefen und schlüpfrigen Schlamm.

19.1. Dienstag

Heute marschierten von 8 bis 15 Uhr. Es traf das ein was ich gestern befürchtete: es regnete sehr heftig, so daß wir bei der nächsten Lichtung das Lager aufschlugen. Sie war ziemlich weit, so daß die Flugzeuge Nachschub abwerfen konnten. Wir haben schon wieder zu wenig zu essen. Essen, da muß eben sein, sonst kommen wir nicht weiter. Diese Gegend hier wir T a b e l á genannt.

20.1. Mittwoch

Trotz Regen brechen wir um 7,30 Uhr auf, lagern aber schon um 11 Uhr. Wir kommen verhältnismäßig früh in S c h i u g a an. Die Kompanie muß antreten, es gibt wieder Prügel für einige Askari.

Den Nachmittag sollte ich arbeiten, ich war aber so müde, daß einschließ. Dafür kann ich abends nicht mehr einschlafen. Gut so, denn um 1 Uhr kam mein Hauptman, weckte mich und erzählte, daß er von Ameisen überfallen worden sei. Sie sind durch das Dach gekommen und ließen sich auf ihr Gefier herunterfallen.

Aber was soll ich machen? Weiterschlafen. Die Ameisen verschwinden wieder sobald sie Essensreste, die sie angezogen haben verschluckt sind.

Ob es hier Erdöl gibt? Das Wasser in den Pfützen schillert in allen Regenbogenfarben.

Unser Maskottchen ist krank. Ich fürchte, das Schaf hat ungesundes Futter bekommen. Auch die Mulis, besonders die erschöpften, zeigen Krankheitserscheinungen. Hoffentlich ist es nicht das gefürchtete Mandel, Pferdepest.

21.1.1937 Donnerstag

Von 7 bis 14 Uhr dauerte heute der Marsch. denn sind wir in T i m b a. Der Marsch war hart. Der ständige Regen hat den Boden schon sehr aufgeweicht, die Marschordnung ist fast unmöglich einzuhalten. Es Dauern rutschen Mulis und Menschen auf dem glitschigen Boden aus, fallen hin und man kann nur mehr Lehmfiguren sehen. Der Hauptmann ist darüber sehr verärgert, aber was können denn die Askari oder gar ich dafür? Es ist sowieso sehr anstrengend und ermüdend immer überall dabei zu sein und zu helfen. Kein Mensch und kein Tier darf zurückbleiben. Manchmal müssen wir die Mulis mit Brachialkraft hochziehen und schieben bis sie wieder festeren Boden unter den Hufen finden. Kaum hat es aufgehört zu regnen, man ist wieder einigermaßen trocken, kommt schon wieder ein Gewitter. Es scheint mir, daß in diese Gegend jetzt Regenzeit herrscht. Wie ich aber später höre, ist es der unendliche Wald, der das Wasser anziehen soll. Dann muß man wohl das ganze Jahr mit Regen rechnen. Der Urwald geht einem so allmählich auf die Nerven. Schon weil man immer das Gefühl hat, man wird beobachtet. Das Gefühl trägt nicht, denn manchmal zeugt ein leises Geräusch oder eine leichte Bewegung im Wald von unsichtbaren Spähern.

Kommt man dann wieder mal durch eine größere Lichtung findet man die üblichen Tukuls und einige Bewohner. Immer das Gleiche, Hügel und Hügel, Furten, Furten, dichter Busch, Wald, ein Dorf, nackte und halbnackte Menschen jeden Alters, jeden Geschlechts. Sie tragen höchstens einen Lendenschurz aus Leder oder einen Buschen Pflanzenfasern um den Hintern. Auch Bambus und Riesenbambus begegnet man. Bei dieser Feuchtigkeit ist die Erde überaus fruchtbar, schwarzer Humus. Je weiter wir kommen, destomehr Gras und Riesendisteln von zwei bis drei Meter Höhe und viele Klettengattungen finden wir. Wasserläufe gibt es auch mehr als uns lieb ist.

Unsere Schafmutter ist richtig krank. Heute mußten wir sie tragen. Zeitweise auf einem Maultier, dann wieder auf den Armen eines Askaris. Und dann verendete sie. Allgemeine Trauer, war sie doch unser Maskottchen unser Glückbringer. Die Eingeborenen sind sehr abergläubisch und glauben an ein schlechtes Omen. Sie ist ihrem Sohn und Gemahl nachgegangen, so bleibt uns nur noch deren Sohn, das Kleine.

22.1. Freitag

Marsch von 9,15 bis 14 Uhr. Wir befinden uns in Gana daverú. Dies war wieder ein kurzer doch sehr anstrengender ~~MBSSSR~~ und sehr schwieriger Marsch. Viel Schlamm, Steigungen und Hügel, Bambuswälder und sehr wahrscheinlich Malariezone. Viele Fliegen und Mücken. Eigenartig finde ich, daß es hier Fliegen gibt, große und schillernde, die lebende Made und nicht Eier legen. Als ich mein Geschäftchen verrichtete, sah ich wie eine sich auf das Häufchen setzte und eine kleine Made legte, die sich sogleich auf und davon machte; kein Ei!

Diese Gegend hier scheint schon zur Region Kaffe zu gehören. Heute begegnete uns der erste Kaffebohner. Er ist fast weiß, hat fast rote Lippen und ein komisch blondes Haar. Als ob es mit Kalk gefärbt wäre. Ein oberflächlicher Beobachter würde ihn für einen Weißen halten.

In Gore berichtete mir der Kantibai schon davon, daß man in dieser Gegend, also in Kaffa, Mischlinge findet. Er nahm an daß solche aus der Zeit der portugiesischen Besatzung seien. Wann diese Besatzung hier gewesen sei, konnte er mir nicht sagen. Vor langer Zeit, ein echter Ausdruck der Menschen hier, die nicht zählen können. Jedenfalls gab es hier einmal Portugiesen. Wie ich später erfuhr, waren sie vor vierhundert Jahren etwa vom Negus gerufen worden, um sich gegen die Araber aus Arabien zu verteidigen.

So sind wir jetzt in der Heimat des Kaffees, bis jetzt habe ich jedoch noch nichts ~~KEKKEKE~~ davon gemerkt.

Kartoffel, Tomaten und anderes Gemüse bekommt man nicht mehr. Scheint es nicht zu geben, nicht zu wechen oder nicht angefanzt zu werden. Dafür bekommt man mehr Gerste, Mühlor, Eier, Rinder, Schafe, Teff und Tedsch. Ich glaube schon erklärt zu haben, Teff ist eine Art Hirse, aus deren dunkelfarbigem Mehl Brot gebacken wird und Tedsch ist ein alkoholisches Getränk aus Honig und ~~BRBRBRBRBR~~ Pflanzblättern die berausende Wirkung hervorrufen. Es ist das Lieblingstrank, man kann ruhig sagen, das Nationalgetränk der Äthiopier.

23.1.1937 Samstag

Rasttag. Ich arbeite den ganzen Tag an den Lohnlisten. Sobald wir Geld bekommen, müssen Sold und Zulagen bezahlt werden.

Ich würde sehr gerne in der Gegend herumstreifen, mit den Leuten reden und alles kennen lernen. Es geht einfach nicht, es liegt zuviel Arbeit vor und die muß getan werden. Ich bin ja der Jüngste Offizier in der Kompanie.

Hier gibt es endlich Kaffee. Wild wächst er am Straßenrand. Ich wartete mit Neugier dieses exotische Gewächs kennenzulernen und in Natura zu sehen.

24.1. Sonntag

Nach fünfständigem Marsch kommen wir nach Tschericó. Der Marsch war etwas angenehmer, wenn auch wie gewöhnlich über Hügel, durch Täler, so ist doch der Wald etwas aufgelockter. Wir kommen durch ein Meer weißer Blüten, was das für Gewächse sind ist mir unbekannt. Die Kaffeenernte ist schon vorbei und schon sieht man die neuen Knospen.

Das Wasser ist sehr klar und gut, oft kommt es mir so vor als ob durch unseren Buschwald und über die Heide wanderte, obschon Dattelpalmen und Bananstrücker sowie Euforbien nicht fehlen und der Landschaft einen ganz besonderen Reiz schenken.

Wir sind jetzt in der Gegend wo Ras Immiru gefangen genommen wurde. Morgen werden wir zu dieser Stelle kommen.

25.1. Montag

In B e d á.

Der heutige Marsch war wenig anstrengend. Gleich nach B o g h i n d a einige scharfe Steigungen, doch sonst die Straße gut. Der Fluß der Ras Immiru (Godscheb) der Weg nach Kenia verpererte ist breit, f führt viel Wasser und scheint auch sehr tief zu sein. Hier gibt es viele Wildenten und andere große Vögel mit langen Schnäbeln.

Ich fand grauen, kreideähnlichen Stein und rote, gelbdurchwachsene Felsen. Sonst ist die Landschaft immer noch mehr oder weniger gleich. Viele Strücker und Blume tragen schöne Blüten, ist hier Frühling? Es kann nicht ganz sein, denn es gibt auch viele viele gelbe, verwelkte und mikfarbene Gewächse dazwischen. Es ist als ob die vier Jahreszeiten gleichzeitig herrschen, sich in der Flora vereinigten. Der Boden ist sumpfig, hier müßte es Torf geben.

Seit einigen Tagen regnet es immer nur in der früh.

26.1.1937 Dienstag

Als wir gestern den Godscheb erreichten und über die Holzbrücke setzten, zeigten mir die Askaris, die bei der Gefangennahme Ras immiru's anwesend waren, die Stelle wo sein Lager gestanden hatte und wo unsere Truppen gelagert hatten. Da konnte ich mir ein richtiges Bild über den Hergang machen.

Heute erreichten wir nach 7 Stunden Marsch das Dorf A b ó. Den ganzen Vormittag regnete es, wir sind wiedereinander völlig durchnäßt. Die Wege weichen auf, es ist nicht neu. Wir kamen durch B a g o ein großes Dorf, so groß daß es eine Seltenheit ist. Dann ließ der Regen wieder nach, wir trockneten unsere Kleider während des Rittes.

Ein Flieger brummt über unsere Köpfe hinweg. Mit Herzklopfen hofften wir, er würde uns etwas abwerfen. Nichts, er nahm keine Notiz von uns.

Morgen werden wir in dem so oft genannten B o n g a sein. Bin neugierig auf die Neuigkeiten. Das Bataillon ist schon länger hier. Ich befürchte von zuhause unangenehme Nachrichten vorzufinden.

27.1. Mittwoch

Nach nur drei Stunden Marsch erreichten wir B o n g a. Viele Palmen. Schon gleich nach Abó sehen wir die Spuren von Katerpillar's, Zugmaschinen mit großen Raupenrädern. Das Dorf Bonga ist für hier sehr groß zu nennen, viele Tukuls und Kaufleute, großer Markt.

Unser Bataillon war nicht mehr da. Auch keine Post, denn die haben sie mitgenommen. Weiter nach Süden, Richtung Madschi - Rudolfsee. Es gibt viel Arbeit. Kopfschmerzen. Ich hoffe nur, daß unser Aufenthalt hiernicht lange dauert. Immer wenn wir irgendwo länger bleiben, wird der Hauptmann unausstehlich. Heute sind wir bei Sozzi (?) eingeladen. Ausnahmsweise kommt auch der Hauptmann mit und dazu ist er noch recht gesprächig.

28.1. Donnerstag

zwölf

Von Gore bis Bonga ritten wir ~~XXXXX~~ Tage. Es sind etwa 200 km Luftlinie, gleich 250 km Weg. Ein Durchschnitt von 20 km täglich. Nicht viel, wenn man aber den Zustand unserer Maultiere betrachtet, das Wetter und die Straßenverhältnisse, so ist eine ganz schöne Leistung.

Heute regnet es den ganzen Tag.

29.1. Freitag

Die ganze Nacht und am Vormittag hat es geregnet. Wir verkriechen uns nach Möglichkeit in unsere Zelte.

30.1. Samstag

Wir werden alle geimpft. Sehr notwendig. Denn das Wasser ist nicht immer einwandfrei. Oft sogar sehr schmutzig, lehmig und weißlich.

31.1. Sonntag

Ich empfangen für die Kompanie Verpflegung für 12 Tage. Morgen ziehen wir wieder weiter.

1.2. Montag

Abmarsch. Von 8 Uhr bis 17 Uhr. Einige Askaris mit 17 Maultieren

bleiben zurück. Sie müssen die Tiere wlegen.
Dieser Marsch war eine Katastrophe. Wieder eine Muletta zurückgeblieben, sie verendet und die Hyänen und Schackale, sowie die Aasgeier bekommen was zum Fressen. Es war auch ein bißchen viel, gleich am ersten Tag neun Stunden marschieren.
Wir sind in A v e r r á.

3.2.1937 Mittwoch

Um 2 Uhr Ankunft in T a m a n d s c h i a d e s c h i. Wir mußten ohne Zelt übernachten. Dann um 7 Uhr weiter bis 12 Uhr. Strömender Regen.

4.2. Donnerstag

Das Bataillon marschierte in der früh ab und ließ uns als Besatzung hier zurück. Die letzte Nacht fand ich wenig Schlaf, denn nachdem ich die Post gelesen hatte, war ich zu sehr verärgert. Nur Ida's Briefe sind erfreulich.

5.2. Freitag

Es gibt ziemlich viel Arbeit, daß ich nur die wichtigste Post beantworten kann.

6.2. Samstag

Gestern schrieb ich an Ida, Käthe und Mama. Heute ist die Tante Luise an der Reihe. Ansonsten sitze ich den ganzen Tag über der Soldliste. Ich muß schnell fertig werden. Eine langweilige und langwierige Arbeit.

7.2. Sonntag

Gegen früh gewittert es immer sehr stark. Der Regen hält dann bis gegen 9 Uhr an.
Heute kam wieder Post von Ida und Tante Luise.
Ich stahl mir die Zeit um auf den Markt zu gehen. Es gibt nicht viel. Unter den Eingeborenen die zum Teil fast nackt gehen, sieht man einige Vornehme in der typisch weißen Kleidung. Frauen und Männer. Letztere weniger. Hier begegnete mir ein Mann mit einem spitzen Hut und einem Mantel aus Schilfrohr und Gras. Hinter ihm Gefolge. Mein Bursche Tuoló flüsterte mir, das sei ein Kkalitschá, ein Zauberer.
Der Markt ein größerer lehmgestampfter Platz ist von Tukuls umgeben. Die Waren werden von den Frauen wie überall auf dem Boden sitzend verkauft. Auch hier, ja hier noch viel weniger, können sie nicht zählen. Die Rasse ist viel primitiver als je bisher. Es sind Schiangalla. Nur die Mandschié sind noch auf einer niederen Kulturstufe.

8.2. Montag

Regen, Regen! Sonst nichts.

9.2. Dienstag

Leutnant Z a n e l l a von der 1. Kompanie reitet mit einer Kurwana nach Bonga, Nachschub hole. Ausnahmsweise kein Regen.

12.2. Freitag

Einer nach dem anderen erkranken die Offiziere. S c a r e l l i n o geht es schon etwas besser. Unser Arzt ist mit eine Kompanie weiter

nach dem Süden gezogen. Nachdem ich mich schon als Pfleger und Heiler der Maultiere ausgezeichnet hatte, werde ich auch zu den Menschen gerufen. Ich habe mich schon immer für die Heilpflege interessiert und mich oft vom Arzt belehren lassen. So kann ich als erste Hilfe manche Linderung bringen.

Gestern Abend, um 23 Uhr, ließ mich Zanelle der eben aus Bonga zurück war, rufen und klagte über heftige Schmerzen. Es war ihm sehr übel. Bis 3 Uhr früh blieb ich bei ihm. Medikamente sind rar. Ich verfüge nur über Aspirin, Chinin, Kohle, Wismut, eines davon hilft immer.

Die Maultiere werden immer weniger, Ersatz kommt wohl ist aber auch krank und schwach. In der letzten Zeit hatten wir Träger angeworben. Da wurde ein Dorfältester beauftragt und die Männer zu besorgen. Sie werden für die hiesigen Verhältnisse gut bezahlt. Für unsere Verhältnisse miserabel. Nach einigen Tagen hatten ihnen die Lasten die sie auf dem Kopf trugen nicht nur die Haare weggeschabt, sondern auch die Kopfhaut. Sie mußten entlassen und andere angeworben werden.

Weniger Regen, dafür mehr Wind.

Die Post wird jetzt etwas regelmäßiger erwartet. Öfter in der Woche läuft ein Trupp Askari nach Bonga bringt und holt Post. Wir beginnen mit dem Bau von Tukuls für die Askari, denn vielleicht bleiben wir länger hier. Sonst sind sie halt für unsere Nachfolger.

22.2. Montag

Die letzten 10 Tage verliefen ziemlich ereignislos. Wir bauen fest an den Tukuls. Eigentlich wäre es wohl wichtiger etwas Ausbildung zu betreiben. Daran aber denkt niemand. Auch ich nicht, denn so was lernt man auf der Offiziersschule nicht.

Abends kam dringende Post nach Bonga weiterzugefördern, ein Offizier mußte mit. Um 22,30 Uhr, ich war schon im Bett und im Begriff einzuschlafen, kam man mich holen und

23.2.1937 Dienstag

zur mitternächtlicher Stunde saß ich im Sattel, hatte 30 Maultiere und 85 Askaris hinter mir und gleich darauf ging's ab, Richtung Bonga. Diese große Begleitung war notwendig, weil gleichzeitig Nachschub mit genommen werden mußte. In Bonga war inzwischen ein Verpflegungszentrum. Auch das Bataillon war dorthin zurückgekehrt. Am Anfang hatten wir hellen Mondschein, dann bewölkte sich der Himmel und es wurde so finstern, daß man nur schrittweise weiter kam. Das war sehr unangenehm und dazu hatte ich solchen Schlaf!

Um 8 Uhr waren wir an Ort und Stelle.

Wir rasteten einige Stunden, empfingen die Verpflegung und die Post. Das Bataillon hat es hier nicht schlecht. Wir stellten es uns viel schlimmer vor. Die Verbindung nach Dschimma und weiter nach Addis wurde von Tag zu Tag besser,; die Straße konnte mit Raupenfahrzeugen befahren werden, besonders jetzt, wo es noch nicht soviel regnete. Die Brigade war auch hier und wo ein Oberst und angehender General lagert, da fehlt es an nichts. Eine Missionstation gab es auch. Diese waren immer sehr gut ausgerüstet, sei es mit Unterkünften wie auch mit Lebensmitteln. Sie bauten das Land selbst und hatten entsprechende Ernten.

Nachdem alles ausgeruht und die Maultiere beladen waren, traten wir den Rückmarsch an. Um 24,30 kamen wir in Tamadschajadschi an.

24.2. Mittwoch

Innerhalb 24 Stunden legten wir auf dem Hin- und Rückweg zirka

70 bis 80 km zurück. Eine selten erbrachte Leistung. Meine Lisl hielt prima durch. Die Maultiere jedoch waren sehr strapaziert. Auch die Askari.
Bis 12 Uhr konnte ich heute schlafen. Nachmittag Arbeit.

24.2. 1937 Mittwoch

Ich konnte gestern nicht viel Verpflegung mitbringen, denn die Maultiere können in dem jetzigen Zustand nicht mit mehr als etwa 20 Kilogramm belastet werden. Trotzdem bekamen alle die ihnen zustehenden Rationen und es blieb noch etwas übrig für später. Nachmittag werden meine Filme entwickelt und kopiert. Die Bilder lassen zu wünschen übrig. Das Wasser ist nicht rein genug. Länger werten geht auch nicht, bei der Wärme würden sie verderben. Abends kam Zenella, wir plauderten bis Mitternacht. Hätte eigentlich lieber geschlafen.

25.2. Donnerstag

Heute kam die Langersehnte Karowane mit Lebensmitteln. Es ist gut wenn etwas Vorrat da ist, denn man weiß ja nie. Das Land hier ist ganz friedlich. Die Leute kümmern sich wenig um uns. Wir haben Frieden und sind froh darüber. Trotzdem darf die Wachsamkeit nicht vernachlässigt werden.

26.2. Freitag

Um 3 Uhr kam eine Ordonanz mich wecken. Polizeidienst. Um 4 Uhr beim Hauptmann Befehlsempfang. 5 Uhr Abmarsch. Eine Meldung war gekommen. Räuber sollen sich herumtreiben. Unser schnelles Erscheinen vertrieb sie und wir konnten keine Spur mehr von ihnen finden. Ich war mir einem Zug ausgerückt. Vielleicht war es auch nur ein Probealarm des Hauptmanns? Wer weiß! Er hat mir nichts gesagt. Als ich im Laufe des Vormittags zurückkam, war das Bataillon wieder da.

27.2. Samstag

Arbeite mit Pedrazzoli, er geht in Urlaub. Dann bin ich mit dem Alten allein. Das wird noch bitterer, denn Pedrazzoli hatte großen Einfluß auf ihn und fand immer die richtigen Worte, wenn ihn sein Jähzorn hin- und herriß.

28.2. Sonntag

Regen. Morgen kehren wir nach Bonga zurück. Zwar nicht auf dem kürzesten Weg, doch immerhin. Wir hoffen, daß wir dann dort bleiben und nur mehr fallweise ausrücken müssen. Es soll unser zukünftiger Standort werden. So sagt man.

1.3. Montag

Um 8 Uhr Aufbruch bis 21 Uhr kommen wir nach A v e r r á.

2.3. Dienstag

Aufbruch um 7 Uhr, Ankunft in der Zone D e m b i r á, um 21 Uhr. Jeden Tag diese langen Marsche. Dabei werde ich weder von meinem Chef noch vom Bataillonskommandeur jemals über Ziel und Zweck unserer Marsche unterrichtet. Ich weiß nie was los ist, was zu erwarten sein könnte oder welche Maßnahmen zu treffen sind. Ist dann eine Gefahr da, dann fehlt es nicht nur an der Organisation, sondern

keiner weiß die eigene und die Feindlage, keiner kann einen Entschluß fassen oder eine Initiative ergreifen. Wir marschieren wie die Hammel.

3.3.1837 Mittwoch

Abmarsch um 7 Uhr, Ankunft in Bonga um 14,30.
Wir bekommen auf einem Hügel unseren Lagerplatz zugewiesen und stellen unsere Zelte auf.
Es gibt viel Arbeit.

5.3. Freitag

Die Arbeit nimmt kein Ende. Abends Abschiedsmaal für Perdazzoli. Morgen fängt seine Urlaubsreise an. Der Glückliche. Trotzdem möchte ich jetzt noch nicht mit ihm tauschen. Was würde mich daheim auch nur erwarten? Nichts als unannehmlichkeiten. Also bleibe ich lieber hier und spare für später. Vielleicht lohnt es sich. Perdazzolis Marschroute führt über Dachinna nach Addis und von dort nach Asmara und Maussaua, wo er sich einschiffen wird.

9.3. Dienstag

Wir hatten noch nicht Zeit gefunden unsere Zelte richtig aufzustellen und schon wieder spricht man von einer Verlegung.

10.3. Mittwoch

Na, ja, da haben wir es. Nachdem in der Nacht heftiger Regen und ein Sturmwind um unsere Zelte blies, müssen wir um 8 Uhr schon wieder marschbereit sein. Eine Stunde Rast wird uns gewährt und um 13 Uhr kommen wir in S a i d a an. Der Weg ist verschlammmt und schlüpf-
rig, daß ein Weiterkommen fast unmöglich ist. Die Maultiere sind immer noch unsere große Sorge. Zwei Stück mußten wir wieder zurücklassen. Leichte Beute für die Hasfresser.
Die Kompanie zählt zur Zeit 150 Askaris und jetzt noch 28 Muletti.

11.3. Donnerstag

Die Wege haben sich nicht verändert seit gestern. Bergauf, bergab, durch wilde Gewässer und Urwald. Nach 6 Stunden kommen wir nach U d a.

12.3. Freitag

Aufbruch um 9 Uhr. Hier fällt mir der Riesenfarn auf, außerdem gibt es hier wieder Bambus- und Riesenbambuswälder. Die Landschaft ist verhältnismäßig dicht bevölkert. Soweit es der Wald und das Gebirge zuläßt. Gute Weideplätze, zuwenig daß sich die Tiere erholen könnten.

Um 14,30 halten wir in D a t s c h a an und schlagen unser Lager auf. Klar, daß wir uns immer einigeln und unsere Waffen in Stellung bringen. Zwischendurch regnet und gewittert es immer wieder. Oft werde ich an einem Tag drei bis viermal naß und wieder trocken. Und das immer auf dem Maultier, denn die Rasten reichen nicht aus um sich wechseln zu können. Außerdem habe ich nur eine Garnitur Unterwäsche und eine Uniform zum wechseln.

13.3. Samstag

Wir marschieren von 8 bis 16 Uhr. B o t t a. Die ganze Nacht Regen, den ganzen Tag Regen. Wilde Wege, Gebirge, fast wie bei uns in Tirol. Fühle mich wie zuhause.

Dieses Botte werde ich nie vergessen und mancher andere auch nicht, falls sie noch leben.

Da die Askaris in der letzten Zeit immer ihre voll zustehende Verpflegung bekommen haben, wurde es ihnen bei strenger Strafe - 50 Peitschenhiebe - verboten, sich bei der Bevölkerung Lebensmittel zu organisieren, sage stehlen.

Wir hatten gerade die Zelte aufgebaut und ich saß mit dem Hauptmann vor seinem Zelt - er besaß ein ganz vornehmes Hauszelt - als ein Eingeborener wild jammernd zu uns kam. In beiden Händen trug er einen großen Stein der auf dem Nacken lag und laut und zum Erbarmen schrie er "Abiet, abiet" bis er vor uns stand. Diese Gegend war nicht mehr Kaffa, sondern Konta und hatte eine eigene Sprache, das Kontano. Die wenigsten verstanden dieses Idiom. Also mußten zwei Dolmetscher her, einer der Kontano in Tigrino und einer der Tigrino (man spricht es in Eritrea) in Otalioisch übersetzte. Gut, sie kamen und das Ergebnis war folgendes: zwei Askari waren an sein Haus geschlichen und haben einen Schafbock gestohlen. Ob er sie wieder erkennen würde. Ja, sicher. Also muß die ganze Kompanie antreten und der Mann schaut jedem ins Gesicht. Da, der war dabei und der auch. Also heraus mit ihnen. Die Gerichtsverhandlung war kurz. Sie gestanden den Diebstahl und der Bock war auch schon geschlachtet. So schnell ging das.

Das Urteil: jeder 50 Peitschenhiebe und Bezahlung des Schadens. Ich mußte einstweilen die Taler flüssig machen, während der Kompaniefeldwebel die Vorbereitung für die Zeremonie traf.

Die Kompanie wurde im offenen Viereck aufgestellt. Der erste Missetäter mußte vortreten. Salutieren und stramm stehen. Es war ein altgedienter Askari aus Eritrea, nicht mehr sehr jung. Nachdem der Kompanie die Straftat und die Strafe bekannt gegeben war, mußte er sich bäuchlings auf den Boden legen. Sein Gruppenführer, ein Bulukbaschi, überzeugte sich, daß sein Hosenboden nicht etwa mit einem Fell ausgestopft war und begann die feierliche Handlung. Es sind da ganz genaue Anweisungen zu beachten, denn es muß vermieden werden, daß es einem Gruppenführer ermöglicht würde einen guten Freund leichter zu streichen als einen, der ihm einmal vielleicht vor Jahren sein Mädchen abspenstig gemacht hat. Die ganze Kompanie schaut genauestens zu. Der Delinquent liegt während der Prozedur ruhig da, sein Kinn ist auf den Unterarmen aufgestützt, schaut in den blauen Himmel und es ist kein Zucken zu merken. Hart, diese Burschen. 50 Schluß. Er steht auf, grüßt stramm und tritt ein.

Der zweite ist ein junger Askari, vielleicht 25 Jahre alt aber erst vor wenigen Monaten angeworben. Seine erste Strafe dieser Art. Auch wieder tritt er vor, grüßt, steht stramm. Auch hier wird der Kompanie die Straftat und die verhängte Strafe mitgeteilt. Er legt sich genau wie sein Vorgänger auf den Bauch, doch merkt man ihm seine Erregung an. Mir tut er jetzt schon leid, denn ich sehe was kommt. Die ersten Hiebe fallen und schon beginnt er sich zu winden, bei jedem Streich zuckt er, der Hosenboden zerrißt ein wenig und schließlich ist es überstanden. Er erhebt sich etwas mühsam, grüßt und tritt ein. Seine Kameraden erlauben sich ein Lächeln und bemitleiden ihn.

Jetzt wird Stillgestanden kommandiert und die Kompanie darf wegtreten. Beim Wegtreten muß man immer folgendes beachten: Das Harrei das gerufen wird, muß frisch und freudig klingen. Sollte das nicht der Fall sein, dann ist etwas nicht in Ordnung. Entweder war die Strafe ungerecht oder es liegt ein anderer Grund zu Unzufriedenheit vor. Dem muß man sofort nachgehen und ein eventuelles Übel sofort in Ordnung bringen. Diesmal klang das "Harrei" freudig und die Askaris kehrten zu ihren Arbeiten zurück. Ein genauer Beobachter kann jetzt schon, wie dem Ersten anerkennend die Hand gedrückt wird, während dem Zweiten spöttisches Gelächter trifft.

So etwa verliefen diese Strafen immer, nur daß 50 Hiebe eine sehr

strenge Strafe sind. Manche werden mit dieser Art zu strafen nicht einverstanden sein. Man wird es grausam empfinden. Es ist aber nicht so schlimm. In Abessinien gibt es viel grausamere Strafen. Bedenke man, daß einem Dieb die rechte Hand abgehackt wird. Ohne Narkose, nur so wie im Mittelalter.

14.3. Sonntag

Um 8 Uhr Aufbruch und um 15,30 sind wir in Amaiá, Region Conta. Hauptmann üble Laune, wann hat er denn überhaupt mal einen guten Tag?

Wir ziehen durch das Dorf und auf einer Anhöhe beziehen wir das Lager. Beziehen wir das Lager klingt wohl etwas großsprecherisch. Es ist ja gar kein Lager da, sondern wir richten uns einen Lagerplatz mit unseren Zelten woglich ein. Wie es heist soll der Aufenthalt nur kurz sein.

16.3. 1937 Dienstag

Bekomme den Auftrag mit meinem Zug auszurücken und in der Umgebung Vieh und Korn zu kaufen. Auf dem Markt ist nichts aufzutreiben. Amáia ist ein nettes kleines Dorf mit Marktplatz, einer Kirche und einigen Tedschbuden.

Die Nächte sind reich an Regen.

Eigenartig, der Boden ist übersetzt mit schlackigem Gestein, wie verbrannte Kohle. Vulkanisches Gestein?

19.3. Freitag

Über die Lage bin ich in keiner Weise orientiert. Um 12 Uhr Alarm. Wir rücken aus. Amáia liegt ziemlich hoch, etwa bei 3000 Meter. Von hier kann man hinunter in das Tiefland blicken. Es liegt etwa auf 1500 Meter. Unter Weg führt und den Hang hinunter. Am Fuße dieses Gebirgzuges kommen wir an einer warmen Salzquelle vorbei. Über dem Wasserbehälter in dem das Wasser gesammelt wird ist eine Hütte errichtet. Ich schau hinein, viele Männlein und Weiblein baden hier und waschen den Körper. Das Wasser sei gut gegen Syphilis! Das leicht gewellte Land ist reich an Bohnenstauden und Vieh. Von den Eingeborenen sieht man wenig. Einige Hirten und Bauern, aber ich glaube es sind mehr da als man sehen kann. Die Kompanie zählt 64 Askari und 11 Muletti. Um 16 Uhr kommen wir in eine Gegend die sich Bog'a nennt.

20.3. Samstag

Um 7,30 Aufbruch. Die Gegend wird unwirtlicher, savanenhaft. Hohes Gras an beiden Seiten des Weges. Wir sind auf etwa 1500 bis 1800 Meter. Die Dörfer, insofern welche vorhanden sind, verstecken sich in den Bodenfallen zwischen den Kugeln, so daß sie nicht sichtbar sind. Je tiefer wir herabsteigen, desto wärmer wird es. Der Gestank nach Aas liegt in der Luft und nimmt einem fast den Atem. Bedrückend wirkt sich das alles auf das Gemüt aus. Da geschieht etwas, was mir noch ganz neu ist. Ohne einen Befehl erhalten zu haben, laden die Askaris, die vor, neben und hinter mir marschieren und laufen, ihre Gewehre durch. Kein Mensch hat mich davon unterrichtet, daß mir ein Zusammenstoß von Rebellen oder Schiftas zu rechnen ist. Sicher, unser Ausrücken hat einen Grund, aber es heißt nur, möglich, daß einige Schiftas in der Gegend seien. Es können auch Rebellen sein. Genaues weiß man nicht. Kurz nach 13 Uhr kommen wir auf einem Hügel an, der Gheldea genannt wird. Rund um den Hügel herum wird gelagert und die Askaris bekommen den Befehl, sofort Deckungsgräben zu bauen und die Maschinengewehre einzubauen. Unser Bataillon ist mit nur drei Kompanien hier, eine ist in Madschi, nahe am Rudolfsee. Dazu haben wir noch eine "Bande", etwa 100 irreguläre einre-

Ich stehe, einige Melder sind bei mir und verfolge mit dem Glas das Abflauen des Kampfes. Noch einige wenige Schüsse, dann beruhigt sich das Getümmel.

Jetzt erfahre ich mehr über den Angriff.

Der Fitaurari M e n g a s c h i á, mit den Kagjasmatschen A i l é A b a m a r s a und A d h a n o n griffen und mit 1500 Mann, alle mit Gewehren und Maschinengewehren bewaffnet griffen und um 16,15 Uhr aus Westen und Norden an. Beute 3 Maschinengewehre und etwa 100 Gewehre. Verluste: wir einen Offizier und neuen Askari tot und 16 verwundet.

der Feind hatte angeblich über 100 Tote. Die Verwundeten fanden wir nicht. Wie immer üblich werden diese nicht auf dem Kampffeld zurückgelassen.

Der tote Offizier ist Leutnant C r a s s i, der noch mit uns vor wenigen Stunden am Tisch saß und das Mittagessen einnahm.

Der Angriff begann an unserem linken Flügel von Westen her, gerade auf die Stellungen der Banda zu. Der Leutnant alarmiert stürzte aus dem Zelt und sah sich nur wenige Meter vor einem feindlichen Maschinengewehr. Die Salve riß ihm den ganzen Brustkorb auf, er war sofort tot.

Das war also meine F e u e r t a u f e!

Es ist uns nie ganz klar geworden, waren die Angreifer nun Rebellen, Patrioten oder Schifita?

21.3. 1937 Sonntag

Die Hitze ist unerträglich. Wir müssen schauen so bald als möglich fortzukommen. Die Leiche des Leutnants muß an einem sicheren Ort beerdigt werden. Hier geht es nicht, er wäre nicht nur dem Feind sondern auch den wilden Tieren preisgegeben. Amaia ist eine Garnison, dorthin müssen wir ihn bringen.

Nachdem von den Feinden keine Spur mehr zurückblieb, brechen wir um 9,30 Uhr auf und treten den Rückmarsch nach Amaia an.

Um 16 Uhr wird in Boga das Lager aufgeschlagen. Wir können es nicht mehr bis Amaia schaffen.

22.3. Montag

Um 7,30 Aufbruch und um 12,30 sind wir in Amaia. Die Leiche wird provisorisch aufgebahrt.

Auf einem Hügel der hier aufragt wird das Grab geschaufelt. Am Abend vor Sonnenuntergang bringen wir ihn hinauf und übergeben ihn mit ferlichem militärischem Zerimonie^l der Erde. Das Grab wird mit vielen und größten Steinen die wir finden konnten vor den Hyänen geschützt. Ein Lattenzaun und ein Kreuz aus Bambus bezeichnet die Stelle.

Wir werden einige Tage hier bleiben.

24.3. Mittwoch

Der gestrige Tag war mit viel Arbeit ausgefüllt.

Heute kam die 3. Kompanie aus Bonga zur Verstärkung. Ohne Verpflegung. Die hatten die in der Mhle vergessen mitzunehmen.

Morgen reisen 31 Mann nach Rom um a. der großen Siegesparade vor Mussolini und König teilzunehmen. Von jeder Einheit werden die am meisten dekorierten ausgewählt.

Das gibt wieder viel Mehrarbeit. Jeder muß seinen Sold bekommen und die Papiere.

25.3.1937 Donnerstag

Dieses Gefecht in G h e l d e á und der Tod von Grassi hat mich sehr beeindruckt. Ich werde von Depressionen und Todesahnungen gequält. Wer weiß wie so eine Sache das nächstemal ausgeht. Ich möchte dpcn nicht das gleiche Schicksal wie der arme Grassi erleiden. Andererseits mache ich mir Vorwürfe, das ist doch Blödsinn. Aber es läßt mich nicht aus. In mein Notizbuch schreibe ich mein Testament. "Im Falle meines Todes ist alles an meine Mutter nach Partschins zu senden. 6 300,- Lire sind in meiner Briefftasche. 200,- Lire an meine Tante Luise Battistel vereh. Kaess, Meran, Pension Teresa.

100,- Lire an das Kinderheim Josefinum in Bozen, Eisackstr. 5

3 000,- Lire bekommt Fräulein Ida Marinellói, Rathaus, Meran. Sie war die einzige Freundin die mir nie Sorgen bereitete und die mir ihre Freundschaft und Zuneigung erhalten hat, obschon ich sie treulos verlassen habe.

1 000,- Lire an Frau Philomena Battistel, meine Großmutter bei Firma Leimstädtner, Lauben, Meran.

Mein Märzgehalt für die Unkosten und der Rest, falls ich nicht andere Entscheidung treffe gehen zu Gunsten meiner Mutter, es dürften 2 800,- Lire sein.

Dieses Büchlein möchte der Kompagniechef an sich nehmen und nachdem er die ihn interessierenden Teile zur Kenntnis genommen hat an meine Mutter ausfolgen, bzw. an meinen Bruder Arthur Eisenkeil in Partschins.

Ich habe den Großteil in Deutsch geschrieben, aber was die Kompanie interessieren könnte ist Italienisch

2000,- Lire an Frl. Lilians Bottonelli, Bolgna, via Piana 62

26.3. Freitag

Heute geht der Verwundetentransport nach Bonga ab.

Den BtlKommandeur Hptm. P a o l o t t i und den Adjutanten Lt. d e F i n e t t i zum Essen eingeladen.

27.3. Samstag

Heute ist Ferri's Geburtstag. Wieviele Erinnerungen und ich habe kaum Zeit daranzudenken. Ich werde einfach mit meinen Arbeiten nicht fertig. Wunder, wenn der Chef auch keine Hand rührt. Er hat nur zu kritisieren, nichts kann man ihm recht machen.

Unter den Askaris beginnt sich Unzufriedenheit breitzumachen. Der Sold wurde herabgesetzt, dh. sie bekommen die Kriegszulage nicht mehr, obschon hier der Krieg eben begonnen hat. Ihnen zu sagen, daß die ganzen vergangenen Monate, seit Addis Abeba kein Kampf stattgefunden hat und sie trotzdem die Zulage erhalten haben, können sie nicht verstehen. Dazu kommt, daß die Verpflegung unter jeder Kritik ist. Den Normalsatz bekommen sie schon seit langer Zeit nicht mehr. Hier bekommen sie wohl Fleisch zurgenüge, doch fehlt Zucker, Mehl, Reis, Nudel, Tomatenmark, Tee, Salz und anderes mehr. Seit Monaten besitzen sie nur eine Uniform die jetzt ganz zerfasert ist und keine Wäsche mehr verträgt. Dementsprechend sehen sie auch aus. Einige, besonders die Graduirten, haben sich bei einheimischen Schneidern Uniformen machen lassen. Diese schauen auch nicht gut aus, die Form und die Stoffqualität sind miserabel. Post von Tante Luise, Arthur und Bottonelli.

28.3. Sonntag

Beinahe hätte ich bald vergessen, daß heute Ostern ist. Mittags gibt es ein Ostermahl beim BtlKommando. Bin müde. Das Gesprächsthema

während des Essens ist nicht gerade das lustigste. Ich fühle mich wie bei einer Leichenfeier. Wir werden schon recht bald wieder ausrücken müssen in Richtung C u l l o. Dort soll es sehr stinken. Ich bin über diese Mitteilung auch nicht sehr erfreut, wüßte mir was besseres. Doch nun bin schon einmal dabei, es geht nicht anders. Schließlich ist Schicksak, schicksal. Da gegen ist nichts zu machen!

Ostersonntag! Wie schön war es immer in Meran! Die Promenade im Festschmuck, die Blumen, die vielen Gäste, Musik und Belustigungen. Hier sitzt man in der Einöde, ständig in Lebensgefahr, ohne einen lieben Menschen, arm und verlassen.

29.3. Montag

Die Askaris arbeiten an den Befestigungen des Lages. Wir bauen Barikaden. Während des Essens kommt der Marschbefehl. Um 15 Uhr Abmarsch. Um 19, 30, es ist schon finster, Halt in J o r a. Kein Dorf. Wir nächtigen in einem Baumwollfeld ohne ein Zelt aufzustellen. Ohne Feuer, denn man soll unsere Anwesenheit nicht merken. Lächerlich, als ob wir nicht schon gemeldet wären. Was sollten sonst die Feuer bedeuten, die während des Abmarsches auf den Höhen entzündet wuren? Jedesmal wenn wir das Lager verlassen brennt irgendwo ein Feuer mit viel Rauch. Das ist bis weit ins Land hinaus sichtbar, entweder durch den Rauch bei Tag oder durch den Schein bei Nacht. Während der Marsche habe ich auch oft diese begleitenden Feuer gesehen. Wenn man sich dann erkundigt was sie bedeuten, dann heißt es, es wird nur das dürre Gras abgebrannt.

30.3.1937 Dienstag

J o r a

Wir befinden uns in einer Gegend die man B-a-a-b-a nennt. Die letzte Nacht träumte ich Firehof und Toten. Ich will diesen Traum ausführlich beschreiben. Ich ging auf einer breiten Straße, links und rechts grüner Park mit vielen großen Bäumen. Ganz weit vorne vor mir sehe ich eine Menschenansammlung. Anscheinend eine Beerdigung. Ich gehe langsam nach vorne und nähere mich um zu sehen was los ist. Da kommt ein Mann aus diesem Haufen heraus und auf mich zu. Wie er näher kommt erkenne ich meinen Vater. Da möchte ich einfügen, daß ich mich mit meinem Vater nie gut verstanden habe, daß er für mich ein fremder Mann war. Wie er auf mich zukommt befällt mich große Angst und ich laufe davon. Er mir nach. In meiner Verzweiflung hinein in diesen Park und auf einen großen Baum hinauf. Mein Vater hinter mir her, er will mich fangen. Kaum bin ich auf dem ersten starken Ast, da ist er schon hinter mir. Ich krieche den Ast entlang, lasse mich herunterhängen, er mir nach. Da schon greift seine Hand nach meinem Kopf als wollte er mich beim Harschopf packen, da lasse ich mich fallen und erweche. Koch bin ich ganzbetäubt und denke, 20 cm näher und er hätte mich gehabt. Nach einiger Zeit schlief ich wieder ein, als ich erwachte, war ich von diesem Traum noch immer beeindruckt.

Um 730 Uhr Weitermarsch, um 13 Uhr Rest und um 18 Uhr in B u b a. Heute bin ich mit meinem Zug und den zwei Maschinengewehren der 3. Kp zugeteilt. Gerade als wir zu Essen gehen wollten gibt es Alarm. Drei schüsse hallen durch das Tal, vor unserem Abschnitt. Wir dachten gleich an einen Angriff. Nordostwärts von uns brennen zwei Dörfer. Dort sind zwei Bataillone im Einsatz. Aber es rührt sich weiter nichts. Als wir dann am Lagerfeuer sitzen erzähle ich meinem Freund Lt. S a l e m a n d r a und seinem Eptm. G i o r g i n i meine Traum der letzten Nacht. Es ist wohl sehr aufregend und auch entnervend, aber so an romantischen Lagerfeuer ist das Leben doch schön. Es wäre mir leid es verlieren zu müssen. Die Nacht ist hell, die Sterne leuchten unwahrscheinlich hell.

31.3.1937 Mittwoch

Die Überprüfung der Munition ergab, daß wir noch über 9 000 Schuß verfügen, nicht viel für 6 sMg4s. Wir befinden uns in der B o t t á (Zone D u s i) nachdem wir von Buba aufgebrochen waren. Die Askaris sind unruhig es liegt wieder etwas in der Luft. Unsere Kampfgruppe zieht sich sehr lang dahin, denn der Steig der um einen kleinen See herumführt ist sehr schmal man kann nur Mann hinter Mann marschieren. Salamandra mit seinem Zug ist Vorhut, dann kommt der Rest der Rest der Kompanie, dann ich mit meinen Waffen. Steil führt der Steig den Berg hoch. Der See liegt schon ziemlich tief unter uns auf der linken Seite. Es geht eben dann steigt es wieder bergan. Da plötzlich von oben herunter eine Gewehrsalve und Mg-Feuer. Mein erster Gedanke ist: armer Salamandra, wenn es dich jetzt nicht gepakt hat, dann kannst du von Glück reden. Sofort werden die Waffen frei gemacht inzwischen suche ich die Stellung von wo aus man den besten Blick auf das Gelände vor uns hat, um das Vordringen unserer Askaris zu überwachen und mit unserem Feuer den Feind niederzuhalten und dann Vormarsch zu sichern. Da ist eine kleine Plattform wie geschaffen für die zwei Maschinengewehre. Sie sind schon in Stellung und bin dabei das Feuer dorthin zu lenken, wo ich mit meinem Glas feindliche Bewegungen oder Stellungen ausmachen kann. Die Askaris sind gut in Deckung, doch ich muß beobachten und lehne mich an einen Kotschiobaum, eine Art Banane, der wohl keinen Schutz bietet, aber mich demfeindlichen Blicken entzieht. So meine ich wenigstens. Sämtliche Askaris der Kompanie vor mir sind in Stellung gegangen, es wird viel geschossen. Ich sehe auf dem Berghang einige Bewaffnete und lenke das Feuer dorthin. Sie verschwinden gleich hinter Gebüsch. Dann erscheinen sie wieder zu unserer Rechten. Sie wollen uns umgehen und von der Seite angreifen. Ein Melder bringt die Meldung zum Bataillon. Es ist zum ersticken heiß. Keine Zeit auch nur einen Schluck Wasser zu trinken. Immer wieder kracht es bald vorn, bald links, bald rechts von mir. Und plötzlich krechts neben mir. Der Kotschiobaum an den ich mich gelehnt hatte wie 20 cm von meinem Kopf entfernt einen Durchschuß auf. Die trockene Rinde ist wie Staub abgesplittert und mein Gesicht ist schwarz davon. Na, gut gegangen! Ich bin gar nicht sonderlich beeindruckt, freue mich aber über die anerkennenden Worte und Gesten meiner Leute. Die koptischen Christen, wie auch die Moslems zeigen selten Angst. Sie glauben an das Kismet, an das ihnen zugeteilte Los.

Endlich weichen sie unserem zähen Vorgehen. Doch nur um eine neue Stellung zu beziehen, dann greifen sie wieder an. So noch einmal, dann weichen sie. Es war die Kanone, wir haben nur eine, und Flugzeuge zum Einsatz gekommen. Die Granaten und Bomben richten zwar wenig Schaden an, doch sie wirken auf die Kampfmoral. Die Eingeborenen sind nicht an diesen Knall und Lärm, an die Splitterwirkung gewöhnt.

Um 10 sind wir aufgebrochen, jetzt ist es 17 Uhr und immer noch wird vereinzelt geschossen und gekämpft. Wir hatten etwa 500 Bewaffnete vor uns, 50 Gefallene konnten wir zählen.

Sie schießen schlecht. Salamandra ist heil und gesund, zu meinem Erstaunen haben sie ihn nicht getroffen, so hat er ihnen war. Wir haben 4 Verwundete, einer mit Bauchschuß. Trotzdem können wir von Glück reden.

1.4. Donnerstag

Die Nacht war ruhig. Wir befinden uns in der Zone D u s i. Abmarsch um 11 Uhr. Jedoch von 12 bis 16 Uhr unbegründetes warten. Dann geht es weiter um 18 sind wir in D u s i. Wir sind wieder ziemlich

fertig. Die Gegend liegt sehr hoch, die Kälte dringt bis in die Knochen und der Nebel durchfeuchtet Kleider und Zelt. Dazu kommt die ständige nervliche Anspannung. Keinen Moment sind sicher angegriffen zu werden. Haben sich die Gegner bisher auch wenig angriffslustig gezeigt, so kann man bei deren Unberechenbarkeit nie sicher sein.

Vielleicht gibt es morgen einen Rasttag.

Gestern, so wird uns berichtet, kamen die Rebellen gegen 20 Uhr, setzten aber ihren Marsch, oder kann man sagen die Flucht, um 22 Uhr fort und zogen in Richtung SO. Das wäre zum Omofluß, der die Grenze zur nächsten Region bildet. Hier würde unsere Verfolgung aufhören. Auf der anderen Seite warten die Truppen. Sie wurden durch Funk von uns verständigt.

2.4.1937 Freitag

Abmarsch um 10 Uhr und um 19,30 kommen wir in die Zone J e l l i. Es geht sehr langsam vorwärts. Wir haben eine Artillerie-Batterie mit uns und der Weg führt ständig bergauf und Bergab, schmale Steige und viel Felsen und Steine.

Ich bin totmüde, habe wenig und schlecht geschlafen. Üble Träume quälen mich. Ferri erschien mir, jemand berührte meinen Kopf, ich sehe und höre Gespenster im Zelt. Keine Nerven lassen langsam aber sicher aus. Es sind entsetzliche Tage.

Ständig erwarten einen Angriff, doch es bleibt ruhig.

3.4. Samstag

Die Landschaft so gebirgig sie ist, ist doch ziemlich bewohnt. Vereinzelt zwar liegen die Tukuls über die Hänge verstreut. Oft sieht man nur die spitzen Strohdächer aus den Kotschiostauden hervorschauen. Daß sie bewohnt sind merkt man am Rauch der über den Dächern liegt und sich langsam verflüchtigt. Für große Herden ist die Gegend zu gebirgig und der Boden zu wenig fruchtbar. Es gibt wenig Gras. Von einigen Tukuls wehen heute weiße Fähnchen als Zeichen der Friedfertigkeit und Unterwerfung. Nach mehrstündigen Marsch kommen wir um 13 Uhr in das Dorf J e l l i. Es liegt sehr hoch. Ringsherum spitze Berge und stumpfe Hügel buschig bewachsen. Im Süden tief unter und fließt träge der Omofluß. Er ist breit und tief. Noch wissen wir nicht ob es vor der zurück gehen wird.

Zufällig ist heute Markttag. Will sehen ob es etwas für uns Brauchbares gibt. Aber nichts, nur recht hübsche Mädchen. Sie sehen wohl zum erstenmal einen Weißen, denn sie sind sehr scheu und ängstlich. Ich fühle mich etwas wohler, habe gut und ruhig geschlafen und habe mich etwas erholt. Die Nerven sind gestärkt, alle Vorahnungen weg und keine Schwächenfälle mehr. Ich fühle mich gewappnet für neue Kämpfe und Anstrengungen.

Da haben wir es, um 20 Rapport aller Offiziere beim Kommandanten. Um 22 Uhr Abmarsch, kein Mond, stockfinster! Mondaufgang wird erst gegen morgen sein. Der Steig den wir zum Fluß hinunter "klettern" ist nicht nur schmal und steil, sondern führt so eng am Hang entlang, daß die Lasten der Maultiere am Berghang streifen und die Gefahr besteht, daß sie abstürzen. Es bleiben einige solche Unfälle auch nicht aus. Der Abstieg führt bestimmt so etwa 1500 m hinunter. Auf der anderen Seite dann wieder hinauf. Überall sieht man das Leuchten der Feuer, Lichter die sich bewegen. Es ist nicht ganz geheuer. Man sieht kaum den Finger vor den Augen. Schwarz ist das Land, leicht erkennt man die samtene Bläue des Himmels, die Sterne leuchten nur schwach durch den Hochnebel und verschwinden immer mehr je tiefer wir kommen. Diese Finsternis und die Unsicherheit jedem hinterhältigen Angriff blind ausgeliefert zu sein, ist sehr unangenehm. Die Phantasie malt sich die unmöglichsten Bilder aus.

Kein Laut außer dem Klappern der Hufe, leise geflüsterte Worte, der Schrei eines Nachtvogels. Oder ist es ein Signal? Immer und überall wittert die Phantasie Verrat und Hinterhalt. Da ein Poltern und Klappern, ein Maultier mit Maschinengewehr ist abgestürzt. Dank dem Himmel nicht sehr tief, etwa 20 Meter. Es liegt jetzt ganz ruhig. Mit viel Mühe ^{ung} der versuchten Vermeidung jedes Lärms bekommen wir es auf die Beine und auf den Steig zurück. Nochmal gut gegangen. Ich bin dabei hingefallen und habe mir die Hand verletzt. Das Tier hatte sich fünfmal überschlagen, meldet der Maultierführer. Ein Wunder, daß es sich nicht ~~verletzt~~ verletzt hat und weitergeht als ob nichts passiert sei. Da wieder ein heftiger Lärm. Ein mit Wassergefüllter Behälter, eines Maschinengewehrs hat sich aus der Halterung gelöst und kollert den Hang hinunter. Wieder ein Lärm, der Feinden unsere Anwesenheit und Aufenthalt verrät. Wenn überhaupt noch etwas zu verraten ist. Die Feuer auf den Hängen haben bestimmt mit unserem Marsch zu tun. Unser Mensch soll ein Überfall auf die Rebellen werden, die versuchen uns zu entkommen und den Omo zu überqueren. Ungestört setzen wir unseren Marsch fort und kommen bei Tagesanbruch kurz nach 6 Uhr zum Dorf S e i k i. Die Rebellen oder Schifto sind uns entkommen. Wir rasten und gegen 10 treten wir den Rückmarsch an. Alle diese Mühe, Abstrengung und Strapaze, Gefahren und Stürze für nichts und wieder nichts. Wir sehen nicht ein wie man ein solches Unternehmen auf diese Art planen kann. Wenn eine Kompanie ohne Maultieren, barfüßig und auf Schleichwegen, ohne Lärm und Geklappere sich heranzumachen würde, könnte man vielleicht mit Erfolg rechnen. Um 14 Uhr sind wir wieder am Ausgangspunkt in Jelä. Alle sind wir totmüde. Ich schlafe dann einige Stunden, wer weiß wann es wieder weitergeht.

4.4. 1937 Sonntag

Selbst die Askari sind abgekämpft und müde, obschon die etwas an Strapazen ertragen können. Dazu kommt, daß wir außer Fleisch und das nicht viel, nichts zu essen haben. Auf dem Markt fand sich soviel wie nichts für die Mäuler.

5.4. Montag

Letzte Nacht träumte ich, ich sei Schiffahrer gewesen. Der Hunger zwingt uns auf Nahrungssuche zu gehen. Ich nehme eine Gruppe Askari und wir machen uns auf den Weg. Doch alle Bemühungen sind fruchtlos. Nichts ist aufzutreiben. Oder wollen diese Bauern nicht damit herausrücken. Sie haben immer Angst vor Repressalien durch die Schifto. Ich höre, daß noch zwei Offiziere nach Rom zur Parade abgestellt werden sollen. Ob ich dabei bin? Es wäre mir schon recht, nur mal weg von hier. Hoffnung habe ich keine, bin noch zu kurze Zeit beim Bataillon. Kann man schließlich auch nichts machen. Ich habe es ja so gewollt.

Morgen kehren wir gegen Amaia zurück.

Die Küche ist ohne Öl. Hier findet man nichts, es ist höchste Zeit, daß wir in zivilisiertere Gegenden kommen.

6.4. Dienstag

Wir sollten um 5 Uhr abmarschieren. Richtung Gheldea. Hinter uns sollen sich noch einige hundert Briganten befinden, die Lagescheint völlig unklar zu sein. Unsere Kundschafter sind nicht zuverlässig. Es wurde nichts mit dem Abmarsch, denn in der Nacht stürmte und wettete es ganz katastrophal. In der Früh nimmt dichter Nebel jede Sicht. Später kam dann die Sonne durch und es sollte um 11,30 Uhr weitermarschiert werden. Dann wurde der Abmarsch doch auf morgen verschoben.

Wir sind alle übermüdet, und ich ganz besonders. Dann kommt eine Niedergeschlagenheit, Depressionen. Wir sind hier nicht mehr sehr hoch und die Hitze macht sich ganz unverschämt bemerkbar sobald die Sonne auch nur wenige Minuten scheint. Jetzt wäre ich wirklich froh endlich wieder in Bonga zu sein. Dort gibt es Verpflegung für Mann und Tier und etwas Ruhe und Sicherheit. Aber es sind noch mindestens 10 Tagmärsche bis dorthin. Unsere Mulis können diese Strecke gar nicht so schnell schaffen.

Jetzt heißt es wieder, daß wir einen Angriff der Rebellen zu erwarten haben. Sie wollte schon gestern angreifen, aber heute kommen sie bestimmt-.

7.4.1937 Mittwoch

Wir marschieren wieder. Von 9 bis 17 Uhr, dann kommen wir in Schiascha an.

Zwei Maultiere muß ich zurücklassen, sie schafften es nicht mehr.

8.4. Donnerstag

Jemand hat einen amharisch geschriebenen Brief gefunden und mir gebracht. Ich lasse ihn übersetzen und schreibe den Text auf. Er lautet:

„An den Herrn und alle Brüder Grasmatsch A l a m i, Ato (Herr) Uondemu Terrafé, Herrn Belatschiam ich grüße Euch. Wie geht es Euch? Mit der Hilfe Gottes, mir geht es gut. Wir haben die ganze Nacht gegen Italien gekämpft. Der Feind ist geflohen, alle Offiziere sind tot. Nur Zwei sind entkommen. Schiambum trägt (oder bringt) meine Sachen. Der Kagjasmatsch Schiamenan hat sich mit seinen Soldaten und Waffen nach M a l ó begeben. C a l d e a ist feindfrei, ich bin hier. Es wird niemand kommen. Kagjasmatsch H e i l é Abamersá ist gefallen. Kommt hierher, alle die Meinen sind über den Fluß. Ich befinde mich noch in Caldea. Kagjasmatsch Hailé Abamersá ist beerdigt. Auch A s f a h a Uoghená ist tot und begraben. Alematschio Neolianté Lidach ist tot, seine Familie ist gekommen. Ich bin jetzt mit nur wenigen Bewaffneten hier geblieben. Grasmatsch F e l e g h é der mir geholfen hat und Kagjasmatsch Adhanon sind geblieben. Von jenseits des Flusses muß Verstärkung kommen und mir helfen. Morgen sehr früh sollt Ihr mit den Bewaffneten kommen, in einer Stunde könnt Ihr hier sein. Ich würde mich beglückwünschen wenn Ihr sehr schnell kommen würdet.“

21.(13) März

Ghebresadik Baleia

Kagjasmatsch Adhanon Burru

9.4. Freitag

Dieser Brief gibt genaue Kenntnis über die Großsprecherei der Häuptlinge und deren bedrängte Lage. Ich gab ihn an das Kommando weiter, doch scheint man daraus keine Folgerungen zu ziehen, denn um 7 Uhr marschieren wir ab und kommen um 14 nach G h e r á.

10.4. Samstag

Abmarsch um 7 Uhr, um 12 Uhr kommen wir durch C a l d e a und dann weiter nach Tschirutschirú. Um 14 schlagen wir das Lager auf. In Caldea, wovon im Brief die Rede ist, war niemand anzutreffen. Klar daß die Leine gezogen haben. Man hätte müssen einen Streiftrupp hinschicken. Aber diese Art des Einsatzes scheint den Offizieren unbekannt zu sein. Bisher hat man von dieser Art des Einsatzes noch nie Gebrauch gemacht.

Unsere Kommandanten haben eine unaussprechliche Angst und es fehlt jede Initiative. Man geht nur auf Nummer sicher.

11.4.1937 Sonntag

Tschurtechiura liegt auf eta 1500 m Meereshöhe. Hier ist es sehr heiß. Tropisch, aber die Luft ist trocken, so merkt man die Hitze nicht so sehr wie in feuchten Tropenklima.

Am Abend gibt es wieder Alarm, man spricht von 2000 Briganten, die und angreifen wollen. Ich schlafe nur wenige Stunden, dauernd muß ich die Wachen kontrollieren. Eigentlich ist das gar nicht notwendig, denn die Askari sind schon selber auf der Hut. Es bleibt ruhig. Nur die Nerven werden stark beansprucht.

13.4. Dienstag

Heute ist Markt. Auch hier in diesem armseligen Dorf, mitten im Savannengras und Busch, findet man nichts was für uns von Nutzen wäre.

Ein Trupp Askari bringt Post. Auch einige neue Offiziere sind mitgekommen. Brief von Mama und Magister Jenny.

14.4. Mittwoch

Die 2. Kompanie verläßt das Bataillon und geht zum Einsatz. Wir senden Spähtrupp aus. Keine besondere Vorkommnisse. Nachmittags wird der Lagerplatz gewechselt. Wir ziehen auf einen Hügel, der besser Sicht erlaubt und im Falle eines Angriffes gut zu verteidigen ist. Wir beginnen von neuem mit den Schanzarbeiten. Die Luft ist trocken und die Hitze fast unerträglich. Nur gut, daß es genügend Wasser gibt. In der Ferne hört man Flieger die Bomben werfen. Man kann nicht erfahren was wirklich los ist.

15.4. Donnerstag

Auch heute hört man Flieger und in Richtung Maló Bombenexplosionen. Der Hauptmann und ich arbeiten an den Vorschlägen für Auszeichnungen für unsere Askari. Diese Arbeit ist äußerst anstrengend, denn die Vorgesetzten verlangen eine derart pathetische und schwülstige Formulierung die mir gar nicht liegt und unendlich Kopfschmerzen bereitet. Der Hauptmann hat an allem etwas auszusetzen. Es ist ihm nie wortreich genug. Die Heldentaten müssen übertrieben werden, sonst wird der Vorschlag abgewiesen. Schwindel überall. Halt italienisch.

16.4. Freitag

Der Rest des Bataillons unternimmt einen Erkundungsmarsch zum Omo. Ich bleibe im Lager zurück und arbeite weiter und presse mich wie eine Zitrone aus. Immer neue Formulierungen zu finden, qualvoll!

17.4. Samstag

Hämorrhoiden, daß ich nicht sitzen kann. Keine Salbe, keine Zäpfchen.

18.4. Sonntag

Die Schmerzen sind so stark, daß ich die ganze nacht nicht schlafen konnte und nur in einemfort fluchte wie ein Türk. Heutebekamen auch wir einen neuen Offizier. Oberleutnant O l l a. Er ist nicht mehr jung, kommt aus Sardinien. Was treibt ihn hier her? Hat er was ausgefressen? Olla heißen auch die Presservative. Das gibt viel Anlass zu Neckereien. Es regnet endlich einmal.

19.4.1937 Montag

Die Nacht regnete es noch.
Der Hauptmann hat mich zum 2. Mal für eine Tapferkeitsauszeichnung vorgeschlagen. Einmal für die Kämpfe am 21. März und für die am 31. März. Das wären zwei bronzerne Tapferkeitsmedaillen. Die Vorschläge sind heute mit einem Posttrupp weg.
Ich bin immer noch sehr mit Schreibarbeiten beschäftigt.
Von den Rebellen hört man, daß sie immer noch in Maló seien. Sie hätten angeblich die Absicht uns 90 mit drei Kampfgruppen anzugreifen. Sollen sie halt kommen.

20.4. Dienstag

Oblt. Olla hat sein erstes Kommando bekommen. Mit einem Zug der Kompanie bekommt er einen Auftrag. Der Hauptmann will ihn wohl auf der Probe stellen. 43 Mann stark.
Eine weitere Kampfgruppe unter der Führung meines Hauptmanns bricht nach Koschia auf.
Der Schiumbaschi, unser bestes Stück, muß mit 11 Askeri und 5 Maultieren nach Dusi. Maharuf
Ich bleibe und arbeite.

21.4. Mittwoch

Nachdem ich die Vorschläge für die Auszeichnungen fertig habe, beginnen die Arbeiten an der Lohnliste. Das Bataillon ist zurück. Da die Köche mit dem Hauptmann sind, esse ich beim Bataillon.
Die Nacht regnet es.
Meine Hämorrhoiden schmerzen immer noch. Das ist auch der Grund, daß ich hier sitze, denn ich kann nicht reiten.

22.4. Donnerstag

Hatte gar keine Arbeitslust. Schreibe einen Brief an Gianni Bon-tonelli. Es ist schon wieder sehr warm.
Die Schmerzen lassen etwas nach.

23.4. Freitag

Die Kampfgruppe Deodato ist zurück. Ich kann nicht erfahren was los war. Wehrscheinlich wieder ein Schlag ins Wasser.

28.4. Mittwoch

Die letzten Nächte regnete es öfter. die Hitze wird dadurch erträglicher. Jetzt beginnt der Regen immer um 21,10 Uhr.
Die Karawane nach Dusi ist zurück, keine besondere Meldung.

29.4. Donnerstag

Es gibt immer noch Schreibereien.
Die Rebellen scheinen in Bewegung zu sein, man sieht in der Nacht von allen Seiten Feuer in der Ferne.
Um 20 Uhr beginnt es zu regnen. Das scheint jetzt die kleine Regenzeit zu sein.

30.4. Freitag

Das Kommandozentrum scheint jetzt in Dusch zu sein. Eine Gruppe mit sieben Mulis marschiert gegen Dusi um auf Halbweg Verpflegung und Post zu fassen.
Briefe von Freunden erhalten.

1.5.1937 Samstag

Ich beantworte Briefe, Der Regen beginnt um 18 Uhr.

8.5. Samstag

Der Regen beginnt jeden Tag früher. Das hat wohl einen bestimmten Zusammenhang mit dem Mond.

Seit drei Tagen quälen mich Ohrenscherzen. Der linke Gehörgang schmerzt heute zum Wahnsinnig werden. Kein Arzt und keine Medikamente. Der nächste Arzt liegt in Amaia und das ist zwei Tagreisen entfernt.

Meine Schmerzen sind noch viel heftiger als die Hämoroyden. Ich schlafe nicht und wälze mich laut fluchend aus dem Feldbett. Wie kann man das nur aushalten?

Der Hauptmann Paolotti (BtlKommandeur) hat sich beiner schwarzen Sklavin einen Tripper geholt. Der flucht auch und kann nicht aufstehen. Er verdammt alle Weiber; "habe sie immer in den Arsch gefickt und einmal daneben geraten, schon hast das Malheur."

Dies ist der Anlaß, daß wir nach Bonga ins Lazarett müssen. Meine Schmerzen sind fast unerträglich.

Also los. Irgendwo in der Savanne wird übernachtet, der Begleittrupp von 20 Mann sichert. A

10.5. Montag

Spät abends kommen wir nach Amaia. Da ist ein Arzt. Doch der kann uns nicht helfen, er hat keine Medikamente. Mir träufelt er heißes Öl ins Ohr. Das hilft auch nicht viel, die Schmerzen lindert das kaum. Der Hauptmann ist sehr heruntergekommen und sein größter Schmerz scheint zu sein, daß er seine Beförderung zum Major verpaßt.

11.5. Dienstag

Ruhetag. Da ist auch ein neuer Oberleutnant. Er gefällt mir nicht. Ich glaube aus seinen Äußerungen entnehmen zu können, daß er sich das Leben bei den Eijreborenentruppen anders vorgestellt hat. Der wird nicht lange bleiben. Es stellte sich dann heraus, daß ich recht getippt hatte.

Der Arzt zeigt mir eine Syphiliskranke junge Frau und warnt mich vor Ansteckung.

12.5. Mittwoch

Weitermarsch. Der Hauptmann muß immer noch auf einer Trage befördert werden. Alle paar Stunden wird abgelöst. Es geht sehr langsam vorwärts. Ich bin ungeduldig, denn meine Schmerzen lassen kaum nach.

Beim sogenannten "Ghebi des Ftaurari" wird die Nacht verbracht. Die Gegend ist hier ziemlich sicher.

14.5. Freitag

Gestern und heute, es geht nur langsam weiter. Meine Schmerzen lassen etwas nach. Der Hauptmann stöhnt ununterbrochen. Die Männer sind müde und lösen sich alle halbe Stunde ab.

Die Straße, besser der Weg ist voll Schlamm, es regnet und regnet. Drei bis viermal am Tag wird man eingeweicht und trocknet wieder.

16.5. Sonntag

Der Regen dauert täglich länger an. Man kann schon kein Feuer mehr

zustande bringen. Gestern marschierten wir den ganzen Tag, Dauerregen. Naß bis auf die Haut. Meine Ohrenschmerzen sind fast weg. Gegen 15 Uhr sind wir in Bonga, dem heißersehnten Ziel. Der Hauptmann wird gleich eingewiesen. Mich untersucht der Arzt. Na ja, eine schöne Mittelohrentzündung, schon im Abklingen. Auswaschen und nichts weiter. Ohrentropfen sind nicht da.

17.5.1937 Montag

Ich bin immer geschäftig. Auch wenn die Kompanie nicht hier ist, gibt es eine Menge Arbeit. Unser Lager ist noch ziemlich unversehrt. Hier waren die Frauen und Kinder der Askaris geblieben und hatten sich hübsch in den Zelten eingerichtet. Ich habe fast keine Schmerzen mehr, begebe mich in das große Dorf. Der General (so nennen wir den Oberst schon, weil er zu diesem Dienstgrad vorgeschlagen ist) hat alle alten Hütten niederreißen lassen und die neuen mußten nach seinem Plan errichtet werden. Somit stehen jetzt die Hütten in vier Reihen, schnurgerade linke und rechts von der Straße die von Gimma kommt. Da gibt es Läden wo man schon sehr nützliche Gegenstände und Esswaren kaufen kann.

Balugbaschi Mussa brachte mir aus Addis Abeba eine Füllfeder, die ihm Pedrazolli mitgegeben hat.

Es regnet.

Gegen Abend trudelt das Bataillon ein. Es werden die alten Lager bezogen. Es befindet sich wieder auf dem Hügel, der allerdings im Norden von einer Anhöhe, dicht mit Urwald bewachsen, überragt wird. Es ist trotz allem eine recht wilde Gegend. An der Wasserstelle wurden Kinder die Wasser holten, von einem Geparden überfallen und verletzt. Der nahe Wald gibt allen möglichen wilden Tieren Unterschlupf. Vor allem sind es die Affen, deren Geschrei ständig zu hören ist.

Wir haben schon begonnen an Stelle der Zelte Tukuls zu bauen. Die Askari sind in Arbeitskommandos aufgeteilt. Bambusstangen und Baumstämmchen müssen herangeschafft werden. Der Wald wo solche wachsen ist nicht sehr nahe. Dann braucht man viel Gras um die Dächer zu decken. Schließlich für einige Tukuls auch noch Lehm. Dieser wird mit Kuhmist und Teffstroh durchsetzt und bildet nach dem Trocknen eine feste harte Masse, die auch der Feuchtigkeit widersteht. Die Anlage dieser Unterkunft ist so gebaut, daß das Offizierskasino und der Bataillonsstab in einem viereckigen Bau untergebracht ist, der genau in der Mitte auf der Hügelkuppe liegt. Dort steht auch der Fahnenmast. Seit wir hier in Ruhe liegen wird täglich die Trikolore gehißt. Im Abstand von etwa 20 - 30 Meter werden die Kompanieschreibstuben errichtet. Unsere Zelte werden durch einen Überbau aus Latten und Stroh gefestigt und geschützt. So wird ständig gearbeitet, doch nur sehr langsam schreiten die Arbeiten fort. Die Kompanie zählt zur Zeit 205 Askari wovon 28 sich im Lazarett befinden. Verwundete und Kranke, Rest 177. Diejenigen die wir hier in der Gegend angeworben haben, führen ihre Frauen und Kinder mit sich. Wenn wir länger ausrücken, kommen sie mit und marschieren dann der Marschkolonne voraus. Jetzt leben sie in den Zelten, die auch nicht mehr ganz neu sind und es eben an Wasserdichte fehlen lassen. Um so dringender wird der Bau der Tukul vorangetrieben. Die Regenzeit ist nicht mehr ferne, gewöhnlich beginnt sie am 21. Juni. Es hat den Anschein, daß wir die Regenzeit hier in Bonga verbringen werden.

Unser Oberst und Brigadekommandant wartet mit großer Sehnsucht auf seine Beförderung zum General.

Nicht sehr weit von unserem Lager befindet sich der Brigadestab mit den Unterkünften der Offiziere und Stabsangehörigen. Was da alles vor sich geht, ist kaum zu erfahren.

Man hört, daß sich der Oberst einen Harem zugelegt hat, drei oder vier Mädchen.

Es kommen neue Offiziere zum Bataillon. Es wird schon Zeit daß wir etwas entlastet werden. Nachdem Hauptmann Paolotti ~~XXXX~~ nach Italien abgeschoben wurde, hat Deodato das Bataillon übernommen und ich führe die Kompanie. Damit bin ich wenigstens etwas selbständiger und habe nicht ständig Kontrollen zu befürchten. Denn schließlich mag er mich, hat Vertrauen in mich und er weiß, daß ich sehr gewissenhaft bin. Mit einem Wort, ich habe soviel gelernt, daß ich zu den "Alten" zähle und volles Vertrauen genieße. Öfter werde ich als Muster hingestellt, meine Lohnlisten sind die saubersten, die Kompanie tadellos in Schuß, die Muli sehr gepflegt. Und gibt es einen Alarm, dann ist es meine Kompanie die als erste dasteht.

Die neuen Offiziere bleiben vorerst mal beim Bataillon unter der strengen Aufsicht des Kommandeurs. Er ist alter, erfahrenen Kolonialoffizier und hält an den alten Vorschriften fest. Jeder Neuankömmling muß eingewiesen und eingelernt werde. Es muß festgestellt werden ob er sich für ein Kolonialbataillon eignet. Wenn nicht, wird er in den ersten drei Monaten wieder abgeschoben. Deodato kann da sehr ekelhaft werden und kennt nichts. Er sagt einem Hauptman genau so seine Meinung wie dem jüngsten Leutnant. Doch wir die alte Garde, stehen hoch in Ehren und gewinnen täglich an Gewicht, während die Neuen es wirklich schwer haben.

Als einer der Oberleutnante sich schon in den ersten Tagen einen handfesten Tripper holt, da ist es ganz aus. Es sind aber auch wirklich komische und ulkige Typen darunter. Von Arbeit und Ausbildung haben sie nicht die leiseste Ahnung. Sie glauben hier gehe es wie in Italien: die Offiziere schauen zu wie die Unteroffiziere die Ausbildung mehr oder weniger gut betreiben und kümmern sich einen Dreck um die ihnen unterstellten Soldaten. Das geht hier nicht. Hier muß der Offizier alles können, alles vormachen, alles durchstehen, immer der erste sein. Er muß sich um die persönlichen Anliegen seiner Askaris annehmen. Oft sind Briefe an die Heimatgemeinde, an den Residenten und andere Behörden zu schreiben. Die Familien in Eriträa müssen betreut werden und so gibt es unaufhörlich zu tun, zu schreiben und sich umzutun.

Lustig kann man sagen ist immer der Zahltag.

Die Kompanie muß antreten. Vor dem Zelt des auszahlenden Offiziers wird ein Tisch und Hocker hingestellt. Das Lohnbuch und die Kassa. Wir haben das Geld schon so ausgefolgt erhalten, daß es keine Schwierigkeiten mit Kleingeld gibt.

Einer nach dem Anderen, zuerst die Dienstgrade nach Dienstalter und dann die Askari treten vor. Grüßen stramm und bekommen ihren Sold. Sie müssen vor den Augen des Offiziers und des Schäubaschi, dem Kompaniefeldwebel, der gleichzeitig auch Dolmetscher ist, nachzählen. Dann wird jeder gefragt ob er einen Teil des Soldes auf Sparkonto legen will. Ist das der Fall, muß er zuerst sagen können, ob und wieviel er schon auf Konto hat. Diese Angaben stimmen nicht immer ganz. Also muß zurückgegriffen werden auf den Tag und Ort wo die erste Einlage erfolgte, dann die zweite und so fort bis der Mann überzeugt ist, daß die Zahl die im Kontobuch steht richtig ist. Dann erst wird der neue Sparbetrag entgegengenommen. Ich habe eingeführt, daß jeder einen Zettel bekommt auf dem der Sparbetrag vermerkt ist. So sind Irrtümer ausgeschaltet. Daß es einige Stunden dauert bis jeder der 177 sein Geld hat, sein Sparkonto stimmt, ist wohl verständlich. Oft wird man an einem Tag gar nicht fertig.

Und erst die Geduld die erforderlich ist. Das Ansehen würde leiden, würde sich ein Offizier ungeduldig zeigen.

Bei der Brigade herrscht ständig lebhaftes Treiben. Täglich kommen die Häuptlinge aus allen Gegenden des Kaffa. Höflichkeitsbesuche und Zeichen der Anerkennung des neuen Regimes.

Ständig werden Briganten oder Schiftas oder Rebellen eingebracht

gefangengesetzt, kommen vor ein Kriegsgericht und werden abgeurteilt. Es besteht der Befehl vom Gouverneur, daß jeder Eingeborene der als Gegner mit der Waffe in der Hand angetroffen wird, zum Tode verurteilt und sofort standrechtlich erschossen werden kann. Andere müssen an das Gericht beim Gouverneur in Dschimma weitergegeben werden.

Somit bleibt es nicht aus, daß man von Zeit zu Zeit einmal ganz fern irgendwo im Wald eine Salve hören kann.

Bezeichnend ist ja für das System und für Abessinien folgender verübter Vorfall.

Eines Tages wird der Bruder einer der Frauen des Oberst als Rebell eingeliefert. Das Mädchen bittet den Oberst um Gnade für den Bruder. Man sollte ihm die Möglichkeit geben zu entkommen. Doch er wurde mit der Waffe in der Hand angetroffen und hatte sich zur Wehr gesetzt, wurde dann übermannt und vor das Gericht gestellt. Der Oberst als oberster Gerichtsherr verurteilt ihn zum Tode. Er wird hingerichtet.

Einige Tage später ist der Oberst tot! Am darauffolgenden Tag trifft seine Beförderung zum General ein.

Man munkelt von Vergiftung. Es ist auch sehr wahrscheinlich, denn das Mädchen hatte ja jede Gelegenheit dazu. Sie ist verschwunden. Wegen der Hitze wird der General vorerst im Missionsgarten beerdigt. Zwei Wochen später erscheint eine Kommission, er wird exhumiert und nach Addis Abeba gebracht. Man sagt zur Untersuchung. Ob man Gift im Körper finden will oder ob er nach Italien überführt werden soll, wird nicht bekannt. Man spricht mehr von einer Obduktion. Es soll hier Gifte geben, die nicht nachweisbar sind. Inwiefern da Wahrheit und Dichtung den Vorzug gegeben, ist nicht feststellbar.

Da haben wir auch einen Oberleutnant bekommen. Grenadier und dementsprechend groß, über 2 Meter. Er führt den schönen Namen Cantamessa (Sing die Messe). Warum er nach hier gekommen ist? Er lebt in Scheidung. Der Prozess läuft im Vatikan. Kostet 40 000 Lire.

Das Geld muß verdient werden. Wir verstehen.

Das Warum verstehen wir noch nicht. Er behauptet die Ehe sei im Bett nicht vollzogen, konsumiert, worden. Warum? Seine Frau hätte sich geweigert, gewehrt und geschrien.

Nachdem er einige Wochen bei uns ist, will er auch einmal ein Mädchen im Zelt haben. Sein Bursche besorgt auch eine Scharmute, ein Freudmädchen aus dem Dorf. Also keine Jungfrau mehr und schon etwas erfahren und abgebrüht. Man behauptet von den eingeborenen Männern, daß sie ja ganz besonders stark gebaut seinsollen.

Wir sitzen noch gesellig im Kasino beisammen, da verabschiedet er sich und läßt durchblicken, daß ihn im Zelt besondere Freuden erwarten. Der Italiener ist da nicht zimperlich, er hat keine Geheimnisse und sein Sexualleben darf jeder erfahren. Er plaudert ganz offen darüber.

Wir sitzen noch immer beisammen, da hören wir ein lautes Schreien und Brüllen. Wir laufen vor das Zelt und können gerade noch sehen wie das Mädchen mit den Kleidern in den Händen aus dem Zelt des Cantamessa flüchtet und er hinterdrein um sie zurückzuhalten. Doch vergebens. Da auch er unbekleidet war, konnten wir auch den Grund dieses eigenartigen Verhaltens des Mädchens erkennen. Es ist einfach unwahrscheinlich mit was für einem Apparat dieser Mann ausgerüstet war.

Natürlich wurde darüber nie gesprochen, denn im Grunde hatten wir Mitleid mit ihm.

Einer der neuen Offiziere war Hauptmann Albanese. Triestiner. Nach seinen Angaben der jüngste faschistische Abgeordnete im ersten faschistischen Parlament, oder was man damals unter Parlament verstand. Sounsviele Duell. Von der Partei ausgeschlossen. Rehabilitiert durch seine freiwillige Meldung zum abessinischen Feldzug als einfacher Soldat - er war degradiert worden -. Großmaul.

Von ihm wird später noch die Rede sein. Unsere Unterkunft gewinnt an Form. Eine Umzünung ist auch schon im Entstehen. Zwischendurch etwas Ausbildung, aber ehrlich gesagt sehr mangelhaft. Nicht einmal der Hauptmann versteht etwas davon. Die Regenzeit ist inzwischen eingetreten, Es regnet jeden Tag einige Stunden, manchmal auch zweimal am Tag. Die Kleider und Decken sind feucht und klamm. Während am Abend die Kameraden sich am Kartenspiel erfreuen, lerne ich Amharisch. Ich konnte in der Mission ein Lehrbuch auftreiben und gebe mich eifrig dem Studium hin. Tuoldé und manchmal ein Mädchen lehren mich die richtige Aussprache. Die Sprache ist für uns Europäer nicht sehr leicht. Schon die Aussprache bringt fast unüberwindbare Zungenverrenkungen. Da gibt es ein T das wie ttt gesprochen werden muß. Dann ein K bei dessen Aussprache man einen Hustenanfall riskiert, kkk! Ein Mann wird anders angesprochen als eine Frau, es gibt drei Höflichkeitsformen und eine ganze Anzahl von anderen Eigenheiten. Die Schrift ist eine Konsonantenschrift mit zirca über hundert Schriftzeichen.

Ins Lazarett wird ein Offizier eingeliefert, der hat eine Syphilis daß ihm der Penis Millimeter für Millimeter wegfault. Er muß in die Heimat. Von einem anderen Fall hört man, wo einer eine galloppierende Syphilis bekommen hat und innerhalb von wenigen Tagen voll vergiftet war und starb.

Auch unsere Askari sind nicht so gesund wie man es von einem Naturvolk erwartet. Die Syphilis hat jeder zumindest im latenten Zustand. Das gilt natürlich für die ganze Bevölkerung. Dann Malaria und Tripper Tuberkulose. Auf den Marschen durch das Land begegnen uns oft Aussätzige, Krüppel, Blatternarbige, Elefantiasis, Wasserbäuche, tropische Geschwüre. In den wärmeren Zonen sind die Sandflöhe eine rechte Plage. Sie fressen sich in die Fußsohlenhaut, unter die Finger- und Zehennägel ein, graben Gänge, legen die Eier hinein. Das gibt Geschwüre und Infektionen die nur schwer heilen und zur Dienstunfähigkeit führen. In manchen Gegenden war es so, daß sich die Askari immer wieder hinsetzten und mit einer Nadel den eben eingedrungenen Floh herauspuhlten.

Der Arzt ist Mangelware. Das Bataillon besteht aus vier Kompanien. Da es oft vorkommt, daß die Kompanien mehrere Tagmärsche vom Bataillon entfernt liegen, sind sie die meiste Zeit ohne ärztliche Betreuung. Da müssen wir uns selbst zu helfen wissen. Und man lernt es mit der Zeit.

Auch die Maultiere geben Anlaß zu Sorgen. Eines nach dem anderen verendet ohne sichtbare oder erratbare Ursache. Der Brigadetierrarzt nimmt ihnen Blut ab, er kann nichts finden. Die Eingeborenen behaupten es sei "Mandeff" = Pferdeppest. Die holen sich die Tiere in der Savanne, wenn sie infiziertes Gras fressen. Welches Gras ist aber infiziert? Wir wissen es nicht und bleiben machtlos. Die Krankheit bemerkt man sobald das Tier Schwächezustände zeigt. Ein Zeichen dafür ist auch, daß es von diesen fressgierigen und aggressiven Ameisen angefallen wird. Diese klettern an den Beinen des Tieres hoch und beginnen es bei lebendigem Leib aufzufressen. Es kann sich dagegen nicht wehren, weil es zu schwach dazu ist. Die Maultiere die wir als Ersatz bekommen, sind auch nie die besten, denn die Einkäufer verstehen meistens nichts vom Maultieren und kaufen alles um nur wenigstens ein wenig die Lücken zu füllen.

Die Postversorgung kann man als regelmäßig bezeichnen. Die Straße von Addis Abeba bis Dschimma ist schon ziemlich beendet und nach Bonga wird bald begonnen. Unsere Arbeiten gelten vor allem den Unterkünften. So vergehen die Monate Juni, Juli und August,

Diese ruhigen Zeiten gaben keinen Anlaß Tagebuch zu schreiben. Doch mit Ende der Regenzeit, beginnt wieder die Unst theit des Koloniallebens, damit auch die Eintragungen in mein schwarzes Notizbuch.

6.9.1937

Schon seit Tagen vorgewarnt, bricht das Bataillon auf um sich nach Dschimma zu verlegen. Die 1. Kompanie unter Oblt. Mammini fehlt, sie liegt ganz nahe am Rudolfsee als südlichster Stützpunkt der Region. Die Regenzeit hat noch nicht ganz aufgehört, die Flüsse die wir durchwaten müssen, führen zu gewissen Tageszeiten Hochwasser. Wir kommen über die schon genannt Eisenbrücke. Die Landschaft ist wohl sehr reich an Abwechslung, doch im Ganzen gesehen immer gleich. Hier viel rote Erde, Palmen, wilder Kaffee, Gras, Sand B che und Flüsse, Hügel und Berge. Steile Hänge, schmale Steige. Dann wieder ein Dorf mit Marktplatz, große dicke Sikomoren, kahle Bäume auf denen die nie fehlenden Aageir sitzen und auf Beute warten. Milane schweben über unseren Köpfen und schnappen im Flug nach den Happen die wir ihnen während der Rastpausen hinaufwerfen. Das Land hier ist so weit man es beurteilen kann völlig befriedet. Es werden keine  berf lle oder Morde berichtet, das Leben nimmt seinen normalen Verlauf. Es aht sich einiges geändert. Z. B. die amharischen Häuptlinge wurden von den Regierungsbeamten in Heimat zurückbefördert und ihrerstatt ein Häuptling aus dem Ort eingesetzt. Der Unterschied: Vorher wurde die Bevölkerung von fremden Elementen ausgesogen die allerdings schon eine gewisse Sättigung erreicht hatten, jetzt sind es die eigenen Leute diesich einen Wohlstand schaffen müssen und die Bevölkerung bezahlt. Es scheint mir aber nicht sehr schlimm. Jeder Bauer muß den Zehnten abliefern, davon bekommt einen Teil der Tschikka, so nennen sich die Ortsvorsteher, einen Teil bekommt der nächsthöhere Hierarch. In großen Lagerhäusern wartet dann die Ware auf weiterbef rderung. Was es hier alles gibt? Getreide, Honig, EE Felle, Wachs, Ziebethschmalz, ~~BBB~~ und Frondienst. Oft müssen die Männer als Träger herhalten oder Wege befahrbar machen. Doch das Leben ist gemütlich. Feldarbeit und Kinderversorgung ist Frauenarbeit. Der Mann geht auf die Jagd und Fischfang, hütet das Vieh so er welches hat. Wir übernachten in einer Ortschaft und ~~XXXXXXXXXX~~ und dann noch einmal und kommen am

9.9.

nach Dschimma. Südwestlich der Stadt befindet sich eine moorige Ebene, da wird das Lager aufgeschlagen. Wir müssen uns für einen Einsatz bereit halten. Nordwestlich von Dschimma soll sich die Bevölkerung nicht ganz ruhig halten.

Wir richten unsere Zelte und unseren Lagerplatz nach bester Möglichkeit ein und harren der kommenden Dinge. Vorläufig scheint sich gar nichts zu tun. Wir verbringen unsere Tage mehr im N siggang. Als einziger Offizier der Kompanie habe ich zuviel Arbeit, um mich auch noch mit Ausbildung beschäftigen zu können. Dazu wird das gar nicht verlangt. Wie ich erst viel später erkennen kan, leider.

Dschimma ist der Sitz des Gouverneurs. Es ist ein großer Ort, der den Namen Stadt für die die Verhältnisse hier sicher verdient. Sicher gibt es keine Steinbauten, keine großen Häuser. Einer der wenigen Bauten aus Stein und der etwas representabler ist, ist der Sitz des Gouverneurs.

Dann kommt der Markt. Wie immer und überall ein großer freier Platz um den sich H tten und Werkstätten, was auch nichts anderes als H tten sind und Kaufläden scharen. Hier gibt es schon viele Waren die auch für uns Europäer interessant sind. Doch für uns "Buschmänner" nicht, denn wo sollen wir denn unnützes Zeug unterbringen? Mehr als eine Kiste mit dem Notwendigsten können wir nie mitnehmen, das würden uns die nicht vorhandenen Mu is sehr verübeln.

Einmal als ich am Vormittag in die Stadt reiten wollte, begab sich ein Vorfall, den ich mir zuerst gar nicht erklären konnte. Als Weißer mußte man ja immer einen Trupp Askaris mit sich haben, das schrieb das nicht geschriebene Zerimoniell vor. So ritt auch ich mit meinen Meldern bzw. Ordonanzen vom Lager weg, durch das Moor, alle meine Leute hinter mir. Da, auf einmal machte meine Lisl (Polpetta) eine Sprung auf die Seite. Ich konnte mir das nicht erklären und dachte mir nichts weiter dabei. Aber wir kamen kaum einige zehn Meter weit, da machte sie ganz langsam zunehmend schlapp. Schließlich stieg ich ab und ließ das Tier von seinem Pfleger ins Lager bringen und Ersatz holen.

Als ich von meinem Ritt in die Stadt zurückkam, war Lisl schon tot. Es gab für mich keine andere Erklärung, als daß ein Schlangenbiß die Ursache dafür war. Ich trauerte sehr um mein liebes Liscelchen. Hat sie mich doch schon unzählige Kilometer durch dieses unwirtliche Land getragen, war nie krank und hat sich immer wundervoll gehalten. Was nun?

Von Eßß Oberleutnant Consiglio, der schon vor meiner Versetzung zum Bataillon in Urlaub gefahren war, befand sich noch immer sein Reittier bei uns. Es wurde "Berberé" gerufen. Berberé ist der rote Caiennpfeffer der hier in keiner Speise fehlen darf und der brennt wie das höllische Feuer nicht ärger brennen kann. Als ich das erstemal eine Speise mit Berberé kostete, mußte ich husten, der kalte Schweiß trat mir auf die Stirne und ich glaubte ich hätte Schwefelsäure getrunken. Mit der Zeit gewöhnt man sich daran und findet eine Speise ohne dieses Gewürz direkt fad. Er soll übrigens sehr Vitaminhaltig sein und Krankheiten vertreiben. Wer weiß?

Jedemalls Berberé war mein Eßßß neuer Kampfgenosse. Woher der Name? Ich merkte es bald. Als ich nämlich einmal während eines Rittes eine Zigarette anzünden wollte, klapperte ich mit der Zündholzschachtel. Daraufhin zog Berberé vom Leder und gallopierte davon wie ein arabisches Vollblut auf der Rennbahn. Ich mußte an Karl May denken, der mußte seine Hand zwischen die Ohren seines Pferdes legen, um es zur vollen Leistung zu bringen.

Seit ich dieses Geheimnis wußte, verlor ich kein Rennen mehr, wenn wir mal unter uns eine Wette wer den schnellsten Gaul hätte, abschlossen.

Wir waren jetzt schon 20 Tage in Dschimma, schoben eine ruhige Kugel und warteten der Dinge die kommen sollten.

Am 27. September feiert man in ganz Äthiopien den "Maskal". Es ist die ein uraltes Fest, wahrscheinlich älter als das Christentum. Es fällt nämlich fast auf den Tag genau auf den Tag, der das Ende der Regenzeit bestimmt. Bei den koptischen Christen nahm es den Rang des höchsten Feiertags ein, weil er zum Gedenken an die Kreuzauffindung gefeiert wurde. Tatsächlich ist es eine Art Frühlingsfeier, Feier zur Vertreibung der Regenzeit. Diese Zeit hat hier die gleiche Bedeutung wie bei uns der Winter. Die Regenzeit ist eine lahme Zeit. Jeder Verkehr ist behindert, die Menschen sind an die Hütte gebunden und zur Untätigkeit bestimmt. Von der Regenzeit wurden selbst noch so heftige Feindschaften und Kriege lahm gelegt. Es fielen niemand ein in dieser Zeit irgend ein Unternehmen zu beginnen und jedes begonnen wurde stillgelegt.

Dafür wird dieses Fest mit großem Aufwand und Pomp gefeiert. Schon lange Zeit vorher mußten wir verdienta Askari und Graduirte für die Verleihung von Waffen mit den dazugehörigen Erlaubnisschein sowie für Adelstitel vorschlagen. Auch hier wieder die gleiche pathetische und wortreiche Motivierung, die wir schon immer so sehr schaffen gemacht hatte. Jedenfalls das Fest war nahe und die Vorbereitungen hatten schon seit Tagen begonnen.

Auf einem großen, freien Platz vor der Stadt, nicht weit von unserem

Lagerplatz wurde ein großer und hoher Fackel, ein Scheiterhaufen, ein "Faló" errichtet. So ähnlich wie man im Schwäbischen am Sonntag nach dem Aschermittwoch einen Fackel errichtet. In dessen Nähe flatterte die Trikolore.

Am 27. September, der Tag des Maskals zogen sich die Askari die besten Kleider an, behingen sich mit dem "Lemt" eine Art Umhang, ähnlich einem Tierfell, aus Samt mit Goldstickerei, hatten die bekannten Schilde aus Flußpferdhaut und die alten Krumsäbel umgürtet. Wo sie so plötzlich diese Sachen hernahmen oder wie sie sie immer mit sich führten, blieb mir unerklärlich. Ich konnte es auch nicht erfahren. Alle diese Kleidungsstücke, die Waffen, die weißen Binden und die Stirn haben eine besondere Bedeutung. Die weiße Binde bedeutet, daß er einen Feind getötet hat. Dann tragen sie verschiedene Arten von Kopfschmuck mit Löwenhaaren, Lanzen und Dolche. Also ich war immer wieder erstaunt, wo sie diese Sachen alle her hatten. Der Festtag war da. Die verschiedenen Einheiten die in Dechimma stationiert waren, wurden in einiger Entfernung vom Faló aufgestellt. Es kamen dann die Priester in großem Ornat, seiden Kleider, goldene Kronen auf den Häuptern je nach Rang, Junge Adepten die bunte Sonnenschirme über die gekrönten Gäupter hielten. Würdevoll und feierlich schritt dieser Zug mit reichlich Gefolge zum Faló. Dort wurden umständliche Zerimonien und die Segnung vollzogen. Weihrauchwolken stiegen in die ruhige Luft, kein Laut außer den Gebeten war zu hören. Wir Offiziere standen vor unseren Kompanien. Ich sah diese Feier unter Eingeborenen zum erstenmal. Vor einem Jahr in Addis gab es zwar auch eine Parade, aber ich war mir der Bedeutung dieses Festes noch nicht bewußt.

Auf ein Zeichen wurde jetzt der Faló entzündet. Die Askaris, eine Kompanie nach der anderen tanzten jetzt auf den Faló zu und umkreiste ihn mehreremale. Der Tanz war eine Fantasia, die Waffen wurden geschwungen, Scheingefechte mit den Säbeln ausgeführt, gesprungen und gesungen. Der Gesang war eintönig, von Pfeifeninstrumenten begleitet, ein ganz wildes Durcheinander. Es merkte einer kaum, wenn er in diesem Getümmel auch eine Verletzung davontrug. Einer meiner Askari hatte nacher ein Schnittwunde in der Ferse. Erwußte nicht wie er da zu gekommen war. Nachdem alle Einheiten genügend oft um den Faló herumgetanzt waren, reichten sie sich wieder ein und mit Spannung wurde nun erwartet nach welcher Richtung der ausgebrannt Scheiterhaufen fallen würde. Das hat auch eine besondere Bedeutung. Der fallende Faló zeigt an, in welcher Richtung im kommenden Jahr ein siegreicher Feldzug unternommen werden kann. Mit diesem Fest geht auch das abessinische Jahr zu ende. Es folgen die Schalttage, deren es mehrere gibt, je nachdem ob es eine gewöhnliches oder ein Schaltjahr ist.

Die Kompanien stellen sich wieder in Reih und Glied. Zwischen und unter Bäumen ist eine Tribühne errichtet mit einem Rednerpult. Der Gouverneur erscheint mit Trompetenschall und Musik. Mit lauter Stimme verkündet der volnatscher an seiner Seite eine Ansprache an Offiziere und Truppe. Dann werden die Waffen und Adelstitel verliehen. Jeder wird aufgerufen, muß zum Podium vorlaufen, Haltung annehmen und stillstehen. Auch Tapferkeitsauszeichnungen werden verliehen. Jeder bekommt nach Verdienst seine Belohnung. Nach Empfang Händedruck und Rückkehr ins Glied.

Es ist schon weit nach Mittag als die Zeremonie endlich beendet ist und wir ins Lager zurückkehren können. Hier wird natürlich weitergefeiert. Tanz und Gesang, Spiel und Harpsichord, Bambusflöten, reichlich Essen und das Nationalgeränk, der Tedsch heben die Stimmung für die ganze Nacht.

Die Belohnten freuen sich und stolz tragen sie die Ehrungen. Andere sind unzufrieden und finden sich benachteiligt, wie halt immer, auch unter uns Europäern. Die Eitelkeit ist groß und das Streben nach Auszeichnungen noch größer.

Mit dem Maskal war auch die Regenzeit beendet. Es ist eigenartig, aber die Regenzeit kommt und geht auf den Tag genau am 24. Juni und am 27. September. Auch der Mond scheint einfluß auszuüben, jeden Tag beginnt der Regen etwa 45 Minuten später, so sehr oft beobachtet. Allerdings nicht immer, sicherlich spielen auch andere Einflüsse eine Rolle.

Die ersten Oktobertrage bringen die erwartete Änderung. Deodato als Bataillonskommandant berät sich mit mir und hat jetzt alles Vertrauen mich. Es ist ein Befehl gekommen, daß eine Kompanie verstärkt mit einem Zug Mg in den L i m m u E n n a r i a, so nennt sich eine Zone nordwestlich von Dschimma, soll um einen Oberst der Luftwaffe auf einem Inspektionszug zu begleiten. Es scheint sich in dieser Gegend Rebellen herumzutreiben. So die Meldungen von deneingeborenen Spähern. Die 2. Kompanie soll es sein. Deodato hat Bedenken, denn der Hauptmann Albanese, wie auch sein Subalterner Oblt. Cantamessa sind noch sehr neu und besitzen nicht die geringste Erfahrung im Kampf mit diesen Leuten. Er dachte zuerst mich mitzuschicken, konnte aber andererseits die Kompanie nicht ohne Kommandanten lassen. Schließlich entschloß er sich schweren Herzens, den MG-Zug meiner Kompanie unter Führung des Bulukbaschis Aptemariam Guangul zur Verstärkung abzustellen. Seine Sorge war nicht unbegründete wie es sich schon wenige Tage später herausstellte.

23.10.1937 Samstag

Alarm! Unsere Kompanie hat sich in einen Hinterhalt locken lassen, ist soviel wie vernichtet und in alle Winde zerstreut. Der Oberst mit seiner Wachmannschaft in die Flucht gedrängt und bei Nacht und Nebel gelang es ihm und den anderen Offizieren zu entkommen und auf den Stützpunkt S a k a Schutz hinter einer kleinen Feldbefestigung zu finden.

Was war vorgegangen?

Der Luftwaffenoberst war so eine Art Generalresident für dieses Gebiet und für die Ruhe und Ordnung verantwortlich. Ein Offizier in der Stellung eines höheren Regierungsbeamten. Ein Mann ohne die geringste Erfahrung mit der Bevölkerung, ein Mann der bisher nur auf einem wohlgesicherten Fliegerhorst gesessen hatte und in jeder Beziehung Ahnungslos war.

Als er von Unruhen in seinem Territorium hörte, forderte er zum persönlichen Schutz eine Kompanie an und diese Aufgabe wurde uns zugewiesen.

Frohgemut zog er los bis zur Ortschaft S a k a wo ein Hauptmann die Funktion des Residenten ausübte. Aber auch der ahnungslos in Sachen Behandlung von Kolonialvölkern, trafen alle Umstände zu, um eine ganz einfache Friedensaktion zu einer wilden Rebellion ausarten zu lassen.

Der Oberst besuchte die verschiedenen Häuptlinge, wurde von diesen gastfreundlich aufgenommen und es schien, als ob es nur einige wenige Elemente wären die hier Unruhe stifteten. Er hatte auch seine Späher, die ihm aber nur vage Angaben machen konnten und auf einige hinwiesen, die über die Unruhestifter besser Bescheid wüßten. Diese nahm sich der Oberst vor und unterzog sie einem Verhör. Doch entweder wußten die nichts - zwar etwasunwahrscheinlich - jedenfalls er konnte nichts aus ihnen herauspressen. In seinem Herrnwahn und Gefühl hier seine Macht ausüben zu können, ließ er es bis zu äußersten Folterungen kommen. Das letzte Mittel war eine Scheinhinrichtung, nachdem Aufhängen an den Händen und Gewichte an den Hoden keinen zum Sprechen bringen konnte. Aber auch das letzte Mittel blieb erfolglos in dem Erwarteten Sinne. Der Erfolg stellte sich ganz unerwartet ein. Die Bevölkerung, sowieso schon angeheizt durch die italienfeindliche Propaganda fand hier die Bestätigung,

es begann zu gären. Die Anhänger und Freunde der Gefolterten trafen sich heimlich. Niemand merkte etwas davon, zumindest nicht der Oberst oder sonst einer der Weißen. Die Flüsterpropaganda wurde durch Boten durch das Land getragen, die Männer sammelten sich. Rache! Warnungen die dem Residenten und dem Oberst zugetragen wurden, fanden kein Gehör: sie fühlten sich sehr stark.

Einmal, vor einer Versammlung von Ortshäuptlingen prahlte der Oberst mit dem Oblt. Cantamessa. Er stellte den über zwei Meter großen Mann vor und fügte hinzu, in Italien sind alle Männer so groß. Das allein genügt, um zu verstehen was für ein komischer und dummer Typ dieser Oberst war.

Bei soviel Dummheit war es wirklich nicht sehr schwer die ganze Kompanie in einen wohlvorbereiteten Hinterhalt zu locken. In einer Senke zwischen zwei Hügeln bekamen sie plötzlich von allen Seiten heftiges Gewehr und MG-Feuer, die Offiziere steckten den Kopf in den Dreck und waren unfähig irgend einen Befehl zu geben. Es war schon später Nachmittag und so dauerte es nicht sehr lange bis die Dunkelheit hereinbrach und die Kampfätigkeit ein Ende fand. Es ist eine bekannte Eigenschaft dieser Völker, daß jeder Erfolg gleich gefeiert werden muß und somit zu unserem Glück die ~~Verfolgung~~ Verfolgung der flüchtigen Offiziere und Askaris nicht entsprechend fortgesetzt wurde.

Die Verluste an Toten und Verwundeten konnten erst mehrere Tage später richtig erfaßt werden. Im Schutze der Finsternis gelang es den Offizieren auf Schleichwegen- im Gefolge des Oberst befanden sich ortskundige Führer - und nur bei Nacht aus dem Gefahrengebiet zu entkommen. Die Askaris waren sich selbst überlassen, zerstreuten in alle Richtungen und fanden sich erst mehrere Tage später wieder bei der Kompanie ein.

Am 24.10.1937 Sonntag

wurden wir in Dschimma alarmiert und brachen sofort, um 9 Uhr in Richtung Zone L i m m u mit Ziel S a k a auf. Wir erfuhren, daß es bisher 15 Tote gegeben haben soll, vermißt waren noch viel mehr. So schnell wir konnten, eilten wir zur Hilfe. Nach acht Stunden Schnellmarsch erreichten wir den Ort S a d o t é s c h a. Die Straße war noch gut, bis auf einige steile Wegstrecken und Flußfurten.

25.10. Montag

Aufbruch um 8 Uhr, die Straße verschlechtert sich mit zunehmender Entfernung von Dschimma. Es gibt viele steile Wegstrecken, die Muli schaffen es kaum noch. Zur Mittagszeit kommen wir durch das Dorf K o s s á und nach 9 Stunden schlagen wir in übersichtlicher Stellung das Nachtlager auf. Hier ist es noch ruhig, die Bevölkerung aber sehr scheu. Wir merken, daß sie von unserer Niederlage unterrichtet ist. Wieder mußten wir einen Muli tot zurücklassen.

26.10. Dienstag

Nach achtstündigem Marsch erreichen wir S a k a. Hinter einem Erdwall steht das Haus des Residenten und da ist auch Platz für unsere Zelte. Wir richten uns zur Verteidigung ein, erweitern den Platz und verstärken die Wälle.

Die Lage ist sehr gespannt. Der Resident, ein Hauptmann, wagt es nicht mehr seine kleine Festung zu verlassen. Er berichtete und wir erfahren einen Teil ~~xxx~~ vom Ausmaß der Katastrophe. Die Toten sind auf 17 Mann gestiegen. Wir sind sehr besorgt. Die 2. Kompanie ist noch nicht da, nur einige Askari denen es gelungen war nach Saka durchzukommen.

29.10.1957 Freitag

Die Rebellen, besser gesagt die Aufständischen, vielleicht könnte man auch sagen, die ihre Freiheit liebenden Patrioten, haben durch diesen leichten Sieg Waffen und Munition erbeutet und somit auch Zuwachs an Männern bekommen.

Den bisher unüberwindlichen Weißen geschlagen zu haben, stärkt ihre Zuversicht, erfüllt sie mit erhöhtem Kampfmotiv und die Aussicht auf Beute steigert den Eifer.

Sie wagen es das Fortino anzugreifen, aber es müssen nur einige Hitzköpfe gewesen sein, denn sie bekamen eine Abfuhr, daß sie sich alsbald verzogen und im Dorf ihren "Sieg" feierten.

Inzwischen kam auch Verstärkung.

Es war notwendig geworden, denn die Kunde von dieser Niederlage flog druchs Land, Läufer tragen sie von Ort zu Ort, Feuerzeichen und Zurufe geben sie von Berg zu Berg weiter.

Wir werden durch das VI. Kolonialbataillon verstärkt. Ein Major N a c c a r i übernimmt das Kommando über die neue Kampfgruppe. Das Fortino war zu klein geworden, es wurde erweitert, neue Gräben und Wälle angelegt.

Und dann kam der Marschbefehl. Die Aufständischen hatten sich in einer Gegend gesammelt, die von uns nicht sehr fern aber für den Kleinkampf besonders günstig erschien.

Um 8,30 Uhr bricht die Kampfgruppe auf und erreicht um 13 Uhr B o r r á. Wir machen Nachtdienst, denn wir sind keinen Augenblick sicher.

30.10. Samstag

Die Nacht verging ruhig, nichts rührte sich. Wir marschieren nur am Vormittag, um 12 Uhr lagern wir in C o m a.

31.10. Sonntag

Ich hatte Nachtdienst. Um 9 Uhr Abmarsch. Es geht zuerst durch ganz dichtes und hohes Elefantengras. Ich gerate in ein Wespennest. Riesige Viecher verfolgen mich und erwischen mich am Hals. Einige heftige Stiche können auch die herbeigeilten Askari nicht vermeiden helfen.

Gegen 13 Uhr sind wir in der Zone S u ß u r é und bekommen ganz unerwartet und doch nicht unerwartet Feuer von vorne. Eine größere Gruppe von Bewaffneten haben sich auf den umliegenden Höhen verteilt und schießen mit Gewehren und Maschinengewehren auf unsere Vorhut und auf die nachfolgenden Kompanien. Ich beziehe mit meinen Waffen sofort Stellung und versuche soweit ich es überblicken kann, den Feind niederzuhalten. Inzwischen haben XXX die Kompanien ihre Angriffsziele erhalten. Unsere 3. stößt gegen eine Hügel vor, von wo heftiges Feuer kommt. Es gelingt mir den Feind niederzuhalten, die Kompanie nimmt die Stellung, der Feind zieht sich zurück. Damit ist aber gar nichts erreicht. Wir schätzen, daß wir etwa 250 Aufständische vor uns haben, davon aber nur 40 XXX mit Feuerwaffen ausgestattet. Die anderen tragen nur Lanzen, aber sobald eine Feuerwaffe durch den Tod oder Verwundung des Trägers frei wird, springt ein Lanzenträger ein. Somit haben wir ständig die gleiche Anzahl von Bewaffneten vor uns und wir können keinen Erfolg verzeichnen. Ich verschoss einen Teil meiner Munition, etwa 2 000 Schuß, habe aber nur etwa 10 000 mit.

Nachdem die Kompanien ihre Angriffsziele erreicht haben, kehren sie zum Bataillon zurück und wir igeln uns ein. Die Nacht wird kaum geschlafen, denn es ist bekannt, daß die Abessiner besonders gerne die Morgenstunden für einen Angriff aussuchen. Es beginnt zu regnen, es rührt sich nichts.

1.11.1957 Mo/Anatag

Früh morgens brechen die Kompanien auf, ich bin mit meinen Waffen in Stellung und beobachte das Vorrücken, um eventuell Feuerschutz geben zu können. Es gibt nur wenig Widerstand, der leicht gebrochen werden kann. Dann folge ich nach. In der Gegend der Ortschaft G u e r e r e erfolgt ein heftiger Angriff auf die Hauptkolonne und bringt uns zum Anhalten.

Ich finde eine ausgezeichnete Stellung auf einem Hügelvorsprung von wo aus ich ausgezeichnete Übersicht über das Kampfgebiet vor mir habe. ~~XXXXXXXXXXXXXXXXXXXX~~ Es gibt zwar keine besondere Deckung durch Büsche, wir liegen offen vor dem Feind. Er hat sich aber eine ungünstige Stellung tief unter uns im Tal ausgesucht, dafür kann er sich aber sehr gut tarnen und in Gräben Deckung finden. Drei Zielfernrohre kann ich ausmachen, aber die Schützen können nicht richtig damit umgehen. Mit dem Glas überblicke ich das ganze Gelände und dementsprechend kann ich das Feuer meiner Waffen leiten.

Etwa 1 500 Meter vor uns befindet sich ein Eukalyptushain und Buschwerk auf zwei nebeneinanderliegenden Hügeln. Von dort hört man den Gesang von vielen Frauen. Als ich einen Askari fragte was sie singen, sagter: sie feuern ihre Männer an, den weißen Ochsen zu töten. Damit bin ich gemeint. Es jukte mich in den Fingern diesen verflixten Weibern einige Bohnen hinüberzusenden. Aber ich kann mich beherrschen, außerdem ist die Munition knapp. Wer kann mir sagen, wann Nachschub kommen wird? Ein Flugzeug wirft dann einige Bomben auf die Rebellen, ohne Schaden anzurichten. Einmal weil sie ihre Stellungen ständig wechseln, zum anderen weil sie in ihren Erdgrauen Kleidern aus der Höhe kaum auszumachen sind und schließlich weil sie es auch gelernt haben, wie man sich gut gegen Feindsicht tarnen kann.

Und die Frauen singen immer und immer, sie feuern ihre Männer an: Wenn ihr den Feind nicht vertreibt, so werden wir uns den Siegern hingeben. Und wir kommen keinen Schritt weiter.

Etwas hinter meinen Stellungen, auf einem bewaldeten Hügel liegt der Bataillonstab und dahinter in einer Senke der Troß.

Gegen abend nach Einbruch der Dämmerung müssen wir uns zurückziehen, denn so weit auseinandergezogen würden wir ein zu leichtes Angriffsziel bieten. Wir igeln uns ein und verbringen die zweite Nacht fast ohne Schlaf. Es war gut so, denn in der Nacht haben wir einen Angriff abzuwehren, was uns niemals gelungen wäre, hätten wir nicht die guten Stellungen bezogen gehabt. Ich bin müde, die Köche waren den ganzen Tag im Einsatz und wir blieben ohne Essen.

2.11. Dienstag

Die Nacht begann es wieder zu regnen. Kein Zelt, kein Schlaf, naß bis auf die Haut. Kalt und neblig. Kaum ist der Nebel weg, beginnen die Abessiner ihren Angriff von neuem. Wir sind noch immer eingekesselt und können uns ganz gut verteidigen. Die Kerle haben uns ganz eingekreist und eingeschlossen. Ihre Scharfschützen haben sich bis auf 100 bis 200 Meter herangewagt und knallen jeden nieder, der sich auch nur kurz blicken läßt. Drei Schritte vor mir liegt eine blankle Feldflasche. Als ein Sonnenstrahl drauf fällt, knallt es schon und die Flasche macht einen Luftsprung. Unter diesen Umständen können wir kaum den Kopf heben. Ein Kelder der unvorsichtig die Deckung verließ fällt. Tot. Kopfschuß.

Ich krieche zu dem nächstliegenden MG, um nachzusehen ob man gar nicht zum Schuß kommen kann. Kein Feind ist zu erblicken, sie liegen fabelhaft in Deckung. Wie wir dann später hörten, hatten sie aus S c h o a, nördlich von uns eine Zone wo nur Amhacas leben, Nachschub an ausgebildeten Patrioten erhalten, die uns jetzt das Leben sauer machten.

Sie schießen auch vornehmlich auf die Offiziere, was bisher weniger aufgefallen war. Die Askari sind an ihrer Leibbinde die sie in den Farben des Bataillons um Bauch tragen leicht kenntlich. Die Offiziere lehnten es immer ab, sich auf solche Art zu tarnen. Es hätte bei der Truppe keinen guten Eindruck hinterlassen. So waren wir auch auf weite Entfernungen gut erkennbar.

Einer muß mich gesehen haben, aber was soll ich sagen, ist es mein Glück oder der Schütze zu schlecht oder zu weit entfernt, er tiff mich nicht. Aber ich kann hier nichts ausrichten und ziehe es vor mich so gut gedeckt als möglich zurückzuziehen. Immer wieder schlägt ein Geschloß mit hellem Knall neben mir in den Boden, bis es mir gelingt in den Schutz einer Deckung zu gelangen.

Weitere Versuche zu einem anderen Zug zu gelangen bringen nicht mehr Erfolg. Die Kugeln pfeifen und knallen sobald man nur eine Bewegung macht. Das ganze Bataillon, ja die ganze Kampfgruppe liegt den ganzen Tag wie gelähmt, wir können weder vor noch zurück. Wir beinahe 1 000 Mann, uns gegenüber keine 100 Gewehre. Machen wir einige Schützen aus und schicken einen Stoßtrupp mit Feuerschutz vor, so finden sie entweder einen Gegner der aus nächster Nähe die Gruppe niedermacht oder ist es eine Kompanie, findet sie Stellung leer. Wie wenn sie vom Erdboden verschlungen wären. Niemand da. Und dann Feuer von der anderen Seite und kein Feind richtig zu erkennen, er hat schon wieder Stellung gewechselt.

So geht es den ganzen Tag.

Auch einige Flugzeuge, die auch heute wieder auftauchten, können uns keine Entlastung bringen. Sie werfen ihre Bomben ziemlich ziellos ab und verschwinden wieder.

Der abendliche Regen bringt etwas Ruhe, die Abessiner lieben es nicht naß zu werden, sie verziehen sich.

3.11.1937 Mittwoch

Auch diese Nacht fast ohne Schlaf, ohne Zelt und im Regen. Um Mitternacht beginnen wir so lautlos als möglich aus den Stellungen zu ziehen und uns nach rückwärts abzusetzen. Hier können wir nicht bleiben, wir müssen eine bessere Stellung finden. Wir finden sie nicht sehr weit entfernt auf einem Hügel mit viel Busch und Deckungsmöglichkeiten.

Sofort beginnen die Befestigungsarbeiten, die MG-Stellungen werden ausgebaut, die Schußrichtungen festgelegt. Von Schlaf keine Rede. Bei Einbruch der Dämmerung sind wir fertig. Auch heute wieder ist es der Nebel der die Sicht nimmt. Sowie er verschwindet, beginnt die Schießerei. Es war dem Feind nicht schwer gefallen unsere neuen Stellungen zu finden. Wir sind wieder eingeschlossen und die Scharfschützen stehen wieder auf Posten. Wir haben ziemlich Verluste an Askaris und Maultieren.

Die Schießerei dauert den ganzen Tag an.

4.11. Donnerstag

Hier habe ich zu mindest ein kleines Zelt, aber von Schlaf ist nichts drin. Dazu bin ich zu aufgereggt. Es regnet immer noch. Seit vier Tagen sind die Kleider naß und noch nie getrocknet. Das Wasser quillt aus den Stiefeln. Beim Hellwerden liegt dichter Nebel um uns. Da kommt ganz leise ein Melder und macht mich aufmerksam, daß vor unserer MG Stellung Schatten zu sehen sind die sich bewegen. Ich nähere mich und durch das Glas kann ich erkennen, der Nebel hat sich auch ein wenig gelichtet, daß mehrerer Lanzenträger sich der Stellung nähern. Die MGs sind schußbereit. Sicht nur auf 5 bis 6 Meter. Es lichtet sich ein wenig, wir sehen mehr und da gebe ich das Feuerkommando. Lanzenträger sind vor uns und stieben jetzt wie wild auseinander und verschwinden.

Ich wage es nicht die Stellung hinter dem MG zu verlassen und ver-
lange es auch nicht von meinen Leuten. Später als der Nebel sich
ganz lichtete, finden wir Blutspuren, aber keine Toten und keine Ver-
wundete. Wie üblich haben sie alles mitgenommen. Einige Lanzen lie-
gen da, sonst nichts.

Ich bin müde. lege mich neben das MG auf die Erde und schlafe ein.
Die Schießerei nimmt kein Ende. Gegen Mittag kommt die aus Dschinna
angeforderte Kanone. Eine Kanone! Sie mußte sich den Weg freischießen.
Sie räumt auf. Dieser Waffe sind sie nicht gewachsen. Die Flugzeuge
kommen auch, mit dem gleichen Erfolg wie bisher: keinen.
Aber die Rebellen sind abgezogen, wir bekommen endlich etwas Ruhe.

5.11.1937 Freitag

Endlich mal richtig geschlafen. Die Kompanien säubern das Gelände.
Recht viel ist nicht zu finden.

Wir haben etwas Ruhe. Alle sind wir matt und übermüdet.

Den Tod haben wir alle gefühlt, 100 Mal sind wir ihm begegnet und
ihn zuschlagen gesehen. Wir haben 12 Tote und 18 Verwundete. Es
kommt ein wenig Ordnung in unser Leben.

6.11. Samstag

Von den Aufständischen ist nichts mehr zu sehen und zu hören. Wir
können uns ausruhen. Nur der Wachdienst bleibt unverändert.

Auch das Wetter hat sich gebessert. Da heute Post abgeht, werden
Briefe geschrieben, vorerst an Mama, Ida und Pfingstmann.

8.11. Montag

Das Leben ist wieder leichter. Wir haben Ruhe. Keine Flugzeuge. Mein
Freund S a l a m a n d r a von der 3. Kompanie begibt sich mit einer
starken Bedeckung nach K o m a, wo inzwischen ein Depot eingerich-
tet worden war, um Lebensmittel zu holen. Es ist nicht sehr weit.

9.11. Dienstag

Wir rücken wieder vor und erreichen die Zone U o r s a, wo wir schon
einmal vor einem Jahr waren.

Der Widerstand ist nicht sehr zäh, wir kommen vorwärts. Jedes Haus
das auf unserem Weg liegt wird angezündet. Es sind ja nur die Tukuls
aus Lehm und Stroh. Kein großer Schaden. Die Bevölkerung ist geflohen.

10.11. Mittwoch.

Heute bin ich mit meiner Kompanie bei der Vorhut. Vielleicht erwar-
tet man größeren Widerstand und Kämpfe. Die Meldungen der eingeborenen
Späher sind unzuverlässig, weil sich der Feind ständig ändert
und seinen Standort wechselt.

Wir kommen durch eine größere Ebene und dann auf eine ~~XXXXXX~~ hohe
Bergkuppe die durch eine Senkung in zwei Hügel geteilt wird. Hier
beziehen wir Stellung. Das ganze Gelände um uns liegt viel tiefer
als wir und wir sehen weit ins Land hinein. Alle Richtungen stehen
unsere Blicken offen.

Trotzdem greifen die Abessiner uns am Abend an, so aussichtslos es
für sie ist. Denn das Gelände bietet auch nicht immer und nicht viel
Deckung.

11.11. Donnerstag

Um 7 Uhr brechen wir auf, aber schon nach einer viertel Stunde stoßen
wir auf erbitterten Widerstand, daß wir gezwungen werden zu halten

und Verteidigungsstellung zu beziehen.

Die Schießerei dauert den ganzen Tag. Ich schlafe beim MG, denn wir können keine Zelte aufschlagen.

Wir liegen wieder auf den Hügelkuppen, die wir Zone A 1 g á nennen.

12.11.1937 Freitag

Den ganzen kämpfen wir mit kleineren Gruppen, die versuchen an uns ran zu kommen, was aber bei diesem schwierigen Gelände nicht möglich ist.

Den ganzen Tag beobachte ich das Treiben der kleinen Gruppen bewaffneter die tief unten im Tal sich unseren Bergen nähern, dann wieder verschwinden. Eine kurze MG Salve so zur Probe, läßt sie sofort in Deckung verschwinden. Ich sehe wie sich immer auch nur vereinzelt Männer mit Gewehren in weißer Kleidung unseren Stellungen nähern, dann aber im toten Winkel verschwinden. Gegen Abend legt sich der Kampflärm, es wird ruhiger. Flugzeuge bringen Verpflegung und Munition die in den Busen zwischen den zwei Hügelkuppen abgeworfen wird. Wir hoffen schon auf eine ruhige Nacht.

Doch so gegen 22 Uhr, es scheint heller Mond, man kann jede Einheit erkennen, wird meine Stellung vor mir plötzlich angegriffen. Gewehrschüsse saßen uns um die Ohren. Ich stürze zum MG und übernehme selbst die Funktion des Schützen. Unter und etwa 50 Meter befindet sich eine Buschreihe. Aus der kommt das Feuer. Ich halte hinein. Da ist einer, der muß ein ganz altes Gewehr haben, denn jeder Schuß, ein dumpfer Knall und Rauchwolke wie von einem Böller. Das ist wohl ein gutes Ziel. Und dann hört man nichts mehr. Ich lausche, doch man tuschelt und es raschelt. Also sind sie noch da. Die Nerven sind gespannt wie Violinseiten, aber es rührt sich nichts mehr. Schon will ich das MG wieder dem Schützen übergeben, da nochmal eine Schießerei rechts von mir. Das MG dort antwortet, noch einige Schüsse, dann auch hier Ruhe.

Bei diesem hellen Mondschein ist an Schlaf nicht mehr zu denken. Man raucht und raucht, trinkt Kaffee und wartet.

13.11. Samstag

Bei Anbruch des Tages schicke ich einen Spähtrupp nachzusehen ob am Kampfplatz der vergangenen Nacht irgend welche Spuren zurückgeblieben seien. Man berichtet mir von mehreren Blutlachen, aber weder Tote noch Verwundete noch Waffen waren zurückgeblieben.

Wir sind wieder mehr oder weniger eingeschlossen. Es muß jetzt aufgeräumt werden. Eine Gruppe Freiwilliger ohne Offizier unter dem Kommando eines Schumbaschi wird zusammengestellt und bekommt den Auftrag einen Ausfall zu machen und alles niederzukämpfen was sich ihnen in den Weg stellen sollte, alle Tukul sind anzuzünden. Wir verfolgen den Ausfall mit großem Interesse, ich mit dem Fernglas. Man hört vereinzelt Schüsse, dann steigen zuerst dünne und dann immer dichtere Rauchwolken aus den Hütten. Nach einige Stunden ist das ganze Tal voll Rauch. Die Gruppe kehrt ohne Verluste zurück. Es hat wieder angefangen zu regnen und das veranlaßt mich endlich mein Zelt aufstellen zu lassen.

14.11. Sonntag

Die gleiche Gruppe wie gestern rückt heute wieder aus, in anderer Richtung die meinen Blicken entzogen ist. Es wird ruhiger im Land und wir atmen wieder etwas freier. Die Anspannung der Nerven kann man auf die Dauer einfach nicht aushalten. Flugzeuge bringen wieder Nachschub.

15.11.1937 Montag

Die Ruhe hält an, wir können mal wieder richtig schlafen. Aus dem nicht sehr fernen Lekomti, das ich vom vorigen Jahr her gut kenne, ich erinnere an Frau Dr. Lüders, kommt Verstärkung. Ein Bataillon und zwei "Banden". Banda nennt man eine größere Gruppe von etwa um 100 Mann, manchmal auch mehr von irregulären Truppen. Sie sind ohne Uniform, also in Eingekreuzenzivil und werden von einem weisen Offizier, manchmal auch Unteroffizier geführt. Dieser hat mit ihnen das einfache ~~KKKK~~ Leben zu führen, denn sie haben keinen Troß, nur der Offizier ist beritten und die Verpflegung wird zum größeren Teil aus der Bevölkerung beschafft.

16.11. Dienstag

Kein Regen aber stark bewölkt. Es ist heute Ruhetag. Vorbereitung für morgen, Abmarsch.

17.11. Mittwoch

In den letzten Tagen kamen die Häuptlinge der Umgebung, weiße Fahnen schwenkend mit ihrem Gefolge zu unseren Stellungen und unterwarfen sich, baten um Frieden und Gnade. Damit scheint unsere Aufgabe wenigstens in diesem Gebiet gelöst zu sein. Wir haben befriedet.

Wir brechen auf und steigen von diesen Höhen hinab ins Tal. Unsere Maultiere verenden immer noch, selbst für sie ist dieser Operationszyklus, so wird unser Unternehmen genannt, zuviel.

Als wir im Tal entlang ziehen und in die Gegend kommen, wo vor fast einem Monat unsere 2. Kompanie vernichtet wurde, gibt es wieder Feuer aus einem Wald. Die Kerle hatten sich auf die Bäume gesetzt ließen uns ganz nahe herankommen und schossen. Ein Leutnant, der Führer der Vorhut mußte sein Leben lassen. Auch von meiner Kompanie fiel ein Askari. Im dichten Urwald verkrochen sich die Hecken-schützen bald und verschwanden.

18.11. Donnerstag

Wir nähern uns Saka. Den ganzen Tag marschieren wir ohne irgendw e behelligt zu werden. Der tote Leutnant wird auf einer Bahre mitgetragen, er soll in Saka beerdigt werden. Die Askaris hingegen müssen an Ort und Stelle ohne Sarg in die Erde versenkt und das Grab mit vielen Steinen beschwert. Die Leiche soll wenigstens vor wilden Tieren geschützt bleiben.

19.11. Freitag

Wir haben jetzt eine ganz große Rundreise gemacht und sind wieder in Saka. Es wird wohl von großen Erfolgen gesprochen, aber wenn ich bedenke wieviele Askari das Leben und Gesundheit eingebüßt haben, ein Offizier tot, ^{so} und schließlich war diese ganze Operation von nur sehr geringem Erfolg begleitet gewesen, ja man kann von einem Schlag ins Wasser sprechen.

Wie schon gesagt, war die 2. Kompanie in Saka geblieben. Hier war inzwischen ein neuer Offizier angekommen. Leutnant B a n o n. Er wird gleich meiner Kompanie zugewiesen, denn der Hauptmann Deodato beauftragt mich ihn in die Gepflogenheiten des Bataillons einzuschulen. Ein kleines quicklebendes Männchen, mit viel Begeisterung und einem sehr lebhaften Mundwerk.

20.11. Samstag

Der tote Leutnant wurde heute mit allen militärischen Ehren zu Grabe

getragen. Für Banon ein erster und ernster Eindruck. Aber auch wir sind ergriffen und traurig.

Und dann fragt man sich warum?

Ist die Bevölkerung schließlich nicht im Recht, wenn sie sich gegen den fremden Eindringling verteidigt, sich vor fremden Einflüssen schützt, nicht zu Sklaven der weißen Kolonialherren werden will?

Die Kompanie zählt noch 98 Askari, davon sind 13 krank.

Dann sind da noch 9 Muletti, sechs alleine benötige ich für die Waffen, drei für Munition. Und das ist noch nicht viel, denn ich habe ja acht MGs.

Es wird versucht Ersatzmaultiere zu bekommen. Die ganze Gegend, soweit sie sicher ist wird abgestreift, durchgekämmt und das Ergebnis ist sehr schwach. Maultiere sind Mangelware.

Sonst sind wir mit Instandsetzungsarbeiten und Vorbereitungen beschäftigt. Man hört immer wieder von Repressalien der Aufständischen gegen die Bevölkerung die sich unterworfen hat. Die Rebellen leben aus der Bevölkerung, d.h. die Leute müssen sie mit Lebensmittel versorgen und das kostbare Vieh, die Zeburinder werden einfach weggetrieben.

Für uns hingegen kommen laufend Kameelkarovanen mit Munition, Waffen, Lebensmitteln und allem Nötigen was man so braucht. Nicht vergessen, wichtig ist auch die Post die kommt und geht.

24.11.1937 Mittwoch

Ein Hilferuf aus der Bevölkerung. Abmarsch. Wir übersetzen den Omo-Fluß der hier Gebbi'e heißt. Dann kommen wir nach Koroguddo. Wie gewöhnlich von Räubern nichts mehr zu sehen. Wir übernachteten ganz in der Nähe des von so genannten "Flußpferdsees". Ich habe allerdings keine Möglichkeit dorthinzureiten um mir den See und die Flußpferde anzusehen.

25.11. Donnerstag

Rückkehr nach Saka. Wieder ein Maultier verendet.

Ruhetage!?

Ich bin mit meinen Nerven so fertig, daß ich mein Gesuch um Rückkehr in die Heimat einreiche. Es reicht mir, ich habe keine Lust mehr. Sollen mal andere ran. Für wen denn? Wegen der paar Lire?

27.11. Samstag

Eine Kampfgruppe Folini rückt aus. Es brennen wieder einige Dörfer in der Nähe. Die Rebellen rächen sich an der Bevölkerung.

Wir ruhen, das heißt ich sitze wieder über den Lohnbüchern und rechne eifrig den Sold und die Zulagen für meine Askari aus. Wer weiß wie viel Zeit mir dazu noch bleibt.

5.12. Sonntag

Oblt. Pezzazoli kommt vom Urlaub zurück. Er übernimmt ~~das~~ das Kommando der Kompanie.

Gerade jetzt, wo ich mich als Kommandant fühle und den Leutnant Banon einweise. Habe ihn ganz schön in die Zange genommen. Der junge Herr glaubte auch, wir seien in Italien, wo der Offizier während der Ausbildung dabei steht und zuschaut. Einmal habe ich ihn um 7 Uhr aus dem Zelt holen lassen und zeigte ihm wie man das Striegeln und die Pflege der Maultiere überwacht.

Jetzt ist der Liebling des Hauptmanns wieder da. Banon kommt wegen Offiziersmangel zur 2. Kompanie. Oblt. Cantamessa wurde in der Zeit unserer Abwesenheit versetzt, ist also fort.

Einmal war ich an einem Abend zu Besuch und zum Abendessen bei einer Kompanie des VI. Bataillons eingeladen und kamen im Laufe der Unterhaltung auch auf Cantamessa zu sprechen.

Es war da ein Kamerad von ihm, der ihn aus Rom kannte. Der behauptete fest und (aber)gläubig, daß Cantamessa den "böden Blick" besäße. In Rom sei er zu einer großen Gesellschaft geladen gewesen. Wie er den Ballsaal betritt, fällt ein großer Luster herab - allerdings ohne Schaden an Personen anzurichten. Jetzt, vor einigen Tagen als er nach Dachimma fuhr, wieder ein Fall. Kaum hatte der Lastwagen in dem er saß eine Brücke passiert, als diese zusammenbrach. Und der Vorfall vor einem Monat sei einzig und allein auf seinen bösen Blick, auf sein Talent Unglück zu bringen zurückzuführen. Er erzählte noch einige ähnliche Vorfälle, man könnte wirklich an diese Art von Aberglauben glauben.

Pedrazzoli ist ein ganz patenter Kamerad. Wir verstehen uns recht gut, denn er führt die Kompanie mit viel Takt und ich habe gar keine Ursache mich zu beklagen, im Gegenteil, die Zusammenarbeit ist vorbildlich.

In diesen Tagen treffen wir Vorbereitungen für eine neue Expedition. Trotzdem müssen unsere Stellungen ständig besser ausgebaut werden. Wir bekommen auch wieder einige Mantiere als Ersatz für die verlorenen.

Auch ein Funkgerät wurde unserer Kampfgruppe zugeteilt. Manchmal hören wir Nachrichten, bzw. die Funker erzählen sie uns. Die Maschinengewehre der Kompanie sind auf alle Kompanien verteilt. So komme ich öfter mit allen Offizieren des Bataillons in Berührung und ins Gespräch. Besonders gut verstehe ich mich mit Salamandra, Zugführer in der 3. Kompanie. Öfter sitzen wir beisammen und tauschen unsere Gedanken aus. Er ist nördlich von Rom geboren, seine Mutter besitzt ein Geschäft in der Nähe des Vatikans und er ist seit seiner Kindheit dort, hat dort die Schule besucht und ist eben "Römer." Auch er hat seinerzeit sein Studium abbrechen müssen und erst in Eritrea sein Notabitur nachgemacht um die Offiziersschule besuchen zu dürfen. Wir waren dann am gleichen Lehrgang in S a g a n e i t i. In Addis Abeba trafen wir uns am Tag der Versetzung zur Brigade Malta und kamen zum gleichen Bataillon.

Die Nachrichten die wir besprechen sind nicht sonderlich erfreulich. Eine andere Kampfgruppe jenseits der Berge hatte auch ziemliche Verluste durch Scharfschützen zu verzeichnen, war aus dem Hinterhalt angegriffen worden. Folge: die Aufständischen vermehren sich von Tag zu Tag. Sie werden auch laufend mit Waffen aus dem Sudan und aus Kenia versorgt. Die Engländer liefern ihnen Skoda MG, belgische Mauser, Muntion und viel Propaganda. Sogar aus dem G o d s c h a m strömen sogenannte Patrioten heran, wir haben es somit mit Amharas zu tun. Diese sind das führende Volk hier, Amhara ist auch die Staatssprache. Sie sind was man die Preußen Äthipiens nennen könnte. Unsere Kampfgruppe besteht jetzt aus fast drei Bataillonen. Jedem fehlen wie bei uns einige Teile. Das Kommando führt ein Major Maccari, Kommandeur des XII. Eriträischen Bataillons. Er gefällt uns nicht. Es geht ihm kein guter Ruf voraus. Salonsoldat. Für diesen Krieg braucht man aber Männer!

Salamandra erzählt, daß er bei diesem Bataillon zum Essen eingeladen war und dort von einem Landsmann einiges über Maccari erfahren konnte. Er hätte vor einigen Monaten sein ganzes arabisch-somalisches Bataillon Askaris durch fehlerhafte Führung und Unentschlossenheit verloren. Er wäre jetzt hier um sich neuerdings zu bewähren. Es kostet uns einige Mühe das zu glauben, aber es ist ja alles möglich bei dieser Vetternwirtschaft. Angelo, so heißt Salamandra mit Vornamen, ist guter faschistischer Patriot und läßt dies auch erkennen. Ich hingegen bin Südtiroler, Offizier aus guter Gelegenheit und hier weil ich zuhause Pech mit meiner Frau hatte und mir nebebei ein wenig Geld ersparen will. Ansonsten sind meine Zukunftspläne sehr verschwommen und ungenau, nobelhaft.

Angelo ist ein Jahr jünger aber etwas größer, kräftiger und plumper als ich. Gemeinsam haben wir die Neigung zum Soldatenberuf, zum Leben in der freien Natur und die Liebe zu unseren Askaris von denen wir sehr verehrt werden.

Es sind unter den jungen Offizieren nur die besten und begeistertsten, die sich zu diesem entsagungsvollen Soldatendienst melden. Oder es ist eine große Enttäuschung in der Heimat, das einen Menschen in diese Wildnis getrieben hat, um Vergessen und Abwechslung in einem abenteuerlichem Leben zu suchen.

Es ist wieder Ramadan, die mohamedanische Fastenzeit. Täglich warten die Gläubigen auf das Erscheinen der schmalen Mondsichel die das Ende anzeigt und die strengen Gebote wieder aufhebt. Ich bin in mein Zelt zurückgekehrt, wasche mich eben, als ein Kanonenschuß ertönt. Ich erschrecke, dann fällt mir ein, daß eben das große vierzigtägige Fasten zu Ende gegangen ist und das Fest beginnt. Ramadan!

Ein ganz großes Fest für die strenggläubigen Moslims, sie freuen sich und haben sich auch auf das Fest vorbereitet. Ich trete vor das Zelt. Auf dem Schutzwall des Lagers stehen Offiziere und Askari. Mit lebhaften Worten und Gebärden zeigen sie sich gegenseitig die fadendünne Sichel des neuerscheinenden Mondes, die kaum vom Himmel abhebt und bei der Helligkeit schwer zu erkennen ist.

Im Lager und auch im Dorf - denn die hiesige Bevölkerung ist zum größeren Teil mohamedanisch - erschallen jetzt eintönige und abgehackte Gesänge, Freudengeschrei und Jubel, Händeklatschen und Trommelschläge in aufreizenden Rhythmen. Ganz schwach trägt der Abendwind das Gesumme und Klatschen und Trommeln aus den ferneren Ortschaften und Hütten zu uns herüber.

Auch Freudenfeuer werden allseits entzündet. Im Bataillon haben wir nur eine geringe Anzahl von Mohamedanern und die gehören alle zu unserer Kompanie.

Genau wie ihre christlichen Kameraden schmücken auch sie sich mit seidener Festbekleidung, weißen und roten Bändern um den Kopf, mit ihren Waffen, Lanzen, Schilden und Säbeln angetan, Fühnchen schwingend tanzen und hüpfen sie auf ihren Kompanieführer zu. Sie umkreisen ihn 8 und führen eine Fantasia vor. Der Tanz und die Fantasia wird immer schneller, der Gesang und Lärm immer lauter.

Jetzt tritt ein Mann in den Kreis, er stellt sich mit trotzigem Gebärden vor den Chef. Der Lärm läßt nach nur noch leise klatschen die Hände.

Mit seinen schwarz-weiß rollenden Augen blitzt er mich an und bedie Ruhmestaten der Kompanie und Einzelner zu besingen. Dazu schwingt er einen schweren Krumsäbel, springt vor und zurück und gibt damit seinen Worten Schwung und Kraft. Oft kommt er mit dem Säbel in ganz gefährliche Nähe meines Gesichtes, daß man glauben möchte er habe die Absicht mich zu verletzen. Aber er will damit nur meinen Mut auf die Probe stellen. Ich kenne aber meine Leute und weiß, daß ich nicht die geringste Angst haben muß und zucke nicht.

Schnell bricht die Dunkelheit herein, lodernde Fackeln werden gebracht Schauerlich mutet das bewegte Bild an, blutig vom Feuerschein blitzen Lanzen und Säbel. Es glänzen vom Schweiß die Gesichter, wild rollen die weißen Augen und die leuchtenden Zähne.

Die Sänger lösen sich ab, dann wird der berühmte Löwentanz vorgeführt. Ein Tanz mit Gesang, der die Jäh auf den König der Tiere, den "A m b e s á", versinnbildlicht; aus dem man das Brüllen und Schreien der Tiere, das Rauschen des Urwaldes hört.

Dann treten die Pfeifenbläser vor. Mit tanzenden Bewegungen entlocken sie ihren primitiven Instrumenten aus Bambusrohr die Töne. Jeder Bläser einen Ton alle zusammen ergeben ein eintöniges Konzert. Das Tam-Tam und Klatschen der Hände begleitet es.

Es dauert Stunden, dann weitet sich der Kreis

und sie werfen die Fackeln auf einen Haufen zu einem großen Feuer. Es ist jetzt an mir einige Worte zu sprechen, der Dolmetscher tritt an meine Seite und übersetzt Satz für Satz. Dank, Anerkennung, Versprechungen. Da es mein Zug ist, der feiert, die anderen sind alle Christen, hat mich Pedrazzoli al ein gelassen. Zum Schluß bekommt der Zug ein schönes Bakschisch ~~XHX~~ zur Verschönerung des Festes. Es soll damit Tee, Zucker und eine Kuh zum Schlachten gekauft werden.

Mit lauten Harrais begleiten sie mich bis zum Zelt wo wir unser Essen einzunehmen pflegen. Dann wird weitergefeiert bis in die Morgenstunden.

Weil wir uns in einem Operationszyklus befinden und fern unseres Standortes weilen, können die Auszeichnungen und Belohnungen nicht verteilt werden. Das wird aber später nachgeholt. Ein Versprechen muß unbedingt gehalten werden.

Das Zelt in dem wir uns zu den Mahlzeiten treffen ist nicht sehr groß. Die übrigen Stunden des Tages dient es als Bataillonsschreibstube. Wir haben eben an einem Tisch alle Platz. Vom Zeltdach hängt eine Petroleumlampe und beleuchtet den Raum notdürftig. An einem Ende des Tisches, dem Eingang gegenüber sitzt der Kommandeur. Hptm. Deodato 36 Jahre alt, ist für uns schon ein alter Herr.

Ein Charakterkopf mit kurzgeschorenem, leichtergrautem Haar sitzt auf einem kräftigen, robusten Hals und Körper. Die blau-grauen Augen blicken mit südländischer Beweglichkeit streng und herrisch. Das volle Gesicht mit Adlernase ist glatt rasiert, durch langen Aufenthalt in den Tropen gegerbt und gezeichnet. Er schaut älter aus als er ist. Sein Verhältnis zu Frauen ist sehr gestört. Er will auch nicht, daß wir uns mal eine ins Zelt kommen lassen. Man munkelt, daß er ~~schon~~ eine Geschlechtskrankheit impotent geworden sei. Mag schon stimmen.

Der "alte" Deodato ist sehr bekannt und auch gefürchtet als strenger Vorgesetzter, dem nichts entgeht. Er ist aber auch bekannt als ausgesprochen ehrlich, was man bei italienischen Offizieren nicht immer behaupten kann. Sein Jähzorn, davon habe ich schon geschrieben, ist sprichwörtlich.

Trotzdem ist er von allen geachtet und auch geliebt, seien es Offiziere oder Askari. Das weil er gerecht ist und unermüdlich in seiner Fürdorge.

Er stammt aus Catania und uns wurde nie bekannt, daß irgendwelche familiären Bindungen dorthin bestehen. Er bekommt nie Post. Er spricht auch nie davon.

Meine Familie ist mein Bataillon, sagt er.

Er war noch nie in Urlaub obschon er schon seit Jahren in Abessinien Dienst leistet.

Deodato ist Alpinioffizier (Gebirgsjäger) eine Seltenheit für einen Sizilianer. Ich glaube er ist von Adel und stammt von einem normannischen Geschlecht ab.

Um ihn am Tisch sitzen die anderen Offiziere nach Dienstrang und Dienstalter geordnet. Was wird schon gesprochen? Die kleinen Alltäglichkeiten des Lebens und vom Dienst. Nachrichten und Zeitungen aus der Heimat kommen sehr spärlich, oft erst nach Monaten. Rundfunkempfänger haben wir nicht, auch keinen Strom und selten gelingt es einige Batterien zu ergattern, zuweit ist man von jeglicher Zivilisation entfernt. Ein Plattenspieler, den ich in Gore erbeutete, aus. Wir leben dahin wie Urwaldmenschen. Kein Kino, Konzert, Theater, kein Buch, keinen Menschen mit dem man mal über etwas anderes reden könnte.

Eine kleine Episode aus jener Zeit.

Lautlos huschen die bloßfüßigen Ordonnanzen hin und her, tragen Essen auf und Geschirr ab, bringen Wasser oder Wein und befolgen die mit gedämpfter Stimme gegebenen Befhle. Die Offiziere essen

gesittet, wenn auch das Tafelgeschirr und die Bestecke aus Blech sind. Ein Leutnant kommt verspätet, grüßt kurz und stramm, entschuldigt seine Verspätung und begibt sich auf seinen Platz zwischen Salamandra und dem Doktor Capuano, dem Bataillonsarzt. Es fallen eine Scherzworte. Auch Capuano ist einer der "Alten" Afrikaner. Er stammt aus der Gegend von Neapel und ist ganz das was man sich unter einem Südländer vorstellt: klein, schmächtig, schwarze Haare, bleiche, olivenfarbige Haut. Sind seine Landsleute oft aufdringliche Schwätzer so ist er ganz gegensätzlich: ruhig, zurückhaltend, klarer Geist, höflich, mit einem Wort ein "vornehmer Neapolitaner". Hier kommt es nie zu ernsthaften Auseinandersetzungen zwischen Nord- und Süditalienern.

Leutnant Banon, der Keue im Bataillon, auf der anderen Seite des Tisches, hat sich bisher sehr angeregt mit seinem Nachbarn unterhalten, wird immer lebhafter. Sein Temperament geht mit ihm durch. In seiner Begeisterung sagt er ganz laut: "Seit ich Afrika kenne, ist es immer mein Wunsch gewesen einem Eingeborenen-Bataillon anzugehören. Ich werde meine Aufgaben schon meistern und den Rebellen schon zeigen...." da wird er ganz energisch unterbrochen.

"Banon!" sagt schneidend die Stimme des Kommandeurs "begeben Sie sich sofort auf Ihr Zelt!"

Alle verstummen, gesammelte Stille. Man wechselt Blicke. Banon steht wortlos auf, hochroter Kopf, Ehrenbezeugung und verläßt kleinlaut das Zelt.

"Zum Wohl meine Herren - la vita é un fungo" (das Leben ist ein Pilz) sagt der Kommandeur hebt sein Glas und trinkt allen zu. Was er mit diesem "Pilz" meint ist uns allen unklar.

Dieser Vorfall bringt sogar Hauptmann Albanese, der sich noch immer beim Bataillon befindet aus seinem redseligen Konzept. Seit der schmachvollen Niederlage und Flucht seiner Kompanie ist er afrikamüde und spricht dauern von seinen kranken Nerven und Verdauungsstörungen. Aberer ist noch immer da, obschon seine Ablösung schon lange betrieben wird. Deodato hört ihm höflich aber mit Nichtachtung zu und schweigt beharrlich. Wir blinzeln uns gegenseitig zu, denn es kann nicht mehr lange dauern bis ihm der Kragen platzt. Er ist nicht bester Laune, das haben wir ja schon gesehen. Albanese ist ein alter Phantast, ein politischer Abenteurer ohne bestimmten Beruf. Als Student Irredentist, desertiert er während des ersten Weltkrieges aus der österreichischen Armee. Er war Führer und wird imitalienischen Heer Reserveoffizier und nach dem Krieg einer der jüngsten faschistischen Abgeordneten. Verliert dann wegen einer dunklen Affaire seine politische Stellung, Parteimitgliedschaft und den Offiziersrang. Er versuchte sich als Journalist und Schriftsteller. Schon in den ersten Tagen seiner Anwesenheit erzählte er von Duellen aus dieser Zeit. Oft erwähnt er seine Gedichte und Werke, die aber nie fertig werden und von denen wir keine Kostprobe erhalten, bzw. noch nie in der Öffentlichkeit erschienen sind.

Schließlich meldet er sich als Kriegsfreiwilliger ohne Dienstgrad nach Abessinien, um seinen alten Rang als Hauptmann wiederzuerlangen. Nach einem Jahr der Bewährung erreicht er sein Ziel und kommt zu unserem Bataillon. Da ist er nun seit einem Monat, wenig beliebt, mehr ein ungerne geduldeter Gast als Kamerad. Er ist fürchtbar eingebildet.

"Weißt, Deodato, ich habe jetzt ein Jahr als einfacher Soldat, als Schwarzhemd gedient" Dich in der Etappe herumgetrieben denkst der angesprochene, "daß es mir wohl vergönnt sein könnte, einem meinem Alter angemessene Dienststelle zu erhalten. Bevor ich in die Heimat zurückkehre, möchte ich einige Zeit mein Hauptmannsgehalt beziehen und mich für die Schindereien des vergangenen Jahres schadlos halten".

Auf diese Worte scheint Deodato gewartet zu haben. Er setzte seine geballte Faust so hart auf den wackeligen Tisch daß die Gläser klirren und mit schlecht verhaltenem Zorn sagt er, etwas lauter als gewöhnlich: "Vor Eingeborenen ist es bei uns nicht üblich, daß man von Gehalt und Goldangelegenheiten spricht. Offizier sein ist eine Berufung, eine Mission und nicht ein Versorgungsproblem. Dies merke Dir solange Du bei uns bist". Damit steht er auf, nimmt seinen Alpinhut und verläßt den Raum. Dann geht auch Albanese mit beleidigter Miene. Der Adjutant kann sich nicht enthalten zu sagen: "Dieses Donnerwetter habe ich schon lange erwartet. Mich wundert, daß er solange an sich gehalten hat." Die Stimmung ist verdorben, wir erheben uns auch und gehen unseren Obliegenheiten nach. Der Wachdienst darf auch heute oder gerade heute nicht vernachlässigt werden. Ich schaue zuerst zu meinen Maultieren, wie jeden Abend, ob sie auch gut versorgt sind. Sie stehen Kopf an Kopf im Kreis und rasseln mit den Ketten die sie zusammenhalten. Sie merken mein Kommen, kennen mich, spitzen die Ohren und wendensoweit es möglich ist die Köpfe mir zu. Ich schlüpfte zwischen ihnen durch in die Mitte des Kreises, die Wache meldet und wir setzen uns zu dem kleinen Feuer das leise flackernd brennt. Ich schaue mir jedes einzeln an. Dann erhebe ich mich wieder und jedes Tier, angefangen von meinem Berberé bekommt ein Stück Brot und eine Liebkosung. Es sind wenige geworden seit Addis Abeba. Von den alten ist außer den Reittieren keines mehr da. Schließlich ist es Zeit das einfache Lager aufzusuchen.

9.12.1937 Donnerstag und mein Geburtstag, der 27.

Es geht wieder los. Ganz unerwartet kam der Befehl zum Aufbruch. Wir ziehen gegen Norden, hinunter in das Tal des Limmu, das offen vor uns liegt. Wir kommen nach Koro Tschiora.

10.12. Freitag

Der lange Zug der Kolonne zieht sich wie eine Schlange durch das Tal und dann erreichen wir Kora A d a r ó. Es gibt abends in der Nähe des Lagers einen Schußwechsel. Eigentlich ohne Bedeutung, wenn es nicht das Zeichen wäre, daß wir beobachtet werden und daß man uns den Weitermarsch verweigern will.

Die Nacht trägt eine Unruhe in sich, es ist nicht erlaubt Feuer zu entzünden, kein Licht. Alarmstimmung und aufmerksame Wachen. Jedes Geräusch ist verdächtig.

Die Kampfgruppe hat einen Häuptling aus der Gegend als Führer mit. Dieser hat hier in der Nähe seine Hütte. Er kennt sich aus, doch ist er seines Lebens nicht sicher. Die Rebellen würden ihn sofort töten, wenn sie ihn in die Hände bekämen. Somit kann er als zuverlässig gelten. Aber auch er kann uns nicht viel über den Feind berichten. Dieser ist zu beweglich und unberechenbar.

11.12. Samstag

Wie gewöhnlich machen wir uns marschfertig. Das Lager befand sich auf einem langgestrecktem Hügel. Die Kolonne setzt sich langsam in Marsch. Als die Vorhut den Abstieg in das vor uns liegende Tal beginnen will bekommt sie Feuer aus dem Tal, wo sich Bewaffnete in Gräben und im Flussbett verschanzt haben und vom jenseitigen Hügel der etwa 500 Meter auf der anderen Seite liegt und sich ebenfalls leicht ansteigend flach hinzieht.

Da haben wir's.

Die Kompanien werden längs des Hügels am Rand gegen den Fluß, eigentlich ist es nur ein Bach der wenig Wasser führt, auseinander-

gezogen und suchen Deckung wo immer es geht. Es ist nicht sehr schwer einen Graben oder ein Loch zu finden. Aber wir werden dauernd beschossen und sind gezwungen soviel als irgend möglich in Deckung zu bleiben. Meine Kompanie wird wie immer auf die Infanteriekompanien verteilt mir bleibt mein Zug mit den Mohamedanern. Ich liege in einem flachen Mulde am Hang und beobachte die Gegenseite. Helder kommen und gehen. Sowie wir in Stellung sind erwidern wir das Feuer. Die Wirkung ist gering. Der Feind wechselt ständig seine Stellung, das Gebüsch längs des Baches erlaubt ihm dies unbeobachtet zu tun.

Es wird 10 Uhr, 11 Uhr und wir kommen nicht weiter. Im Verhältnis zu uns etwa über 1 000 Mann, gut ausgerüstet sind es nur eine Hand voll bewaffnete, lumpige Krieger die uns das Leben sauer machen, uns in Schach halten und uns Verluste beibringen.

Wo bleiben denn unsere Flieger, wo ist die Kanone?

Wir besitzen ein Funkgerät und fordern Unterstützung an. Endlich kommen auch die Flieger und werfen Bomben. Aber auch diesmal mit nicht besserem Erfolg als bisher, denn sie können den Feind nicht ausmachen und können sich nur auf die vagen Zeichen die wir ihnen geben verlassen. Dieser Einsatz hat aber das Gute, daß wir uns jetzt etwas bewegen können. Die Kompanien bekommen ihre Einsatzstreifen und die schweren Waffen zugewiesen. Auch ich nehme mit meinem Zug einen Stellungswechsel vor. Meine Leute liegen hinter mir in Deckung, ich hingegensitze auf einem natürlichen Wall und beobachte die Bewegungen vor mir im Tal und auf den Höhen jenseits des Baches. Sowie die Flieger weg sind beginnt schon wieder die Schießerei. Inzwischen hat man aber auch die Kanone herangebracht. Ganz in meiner Nähe geht sie in Stellung. Trotz Feindfeuer. Die Geschosse schlagen links und rechts vor mir in die Erde, Disteln werden gekappt aber keiner trifft mich. Die Kanone beginnt zu feuern, etwas mehr Wirkung als die Bomben.

Jetzt ist es soweit. Die Infanterie geht vor, läuft und schießt. Ich gebe Feuerschutz. Ein Geschosß reißt mir das Schulterstück vom Rock, es brennt ein wenig, ein wenig bin ich auf dem linken Ohr taub. Der Geschosßknall war zu heftig. Ein schöner Blauer bleibt zurück und noch einige Tage kann ich erkennen wieviel Glück ich hatte. Dem Leutnant der die Kanone unter sich hat, hat es die weite Hose durchlöchert, kein Schaden weiter.

Die Kompanie des VI. Bataillons liegt mir zur Rechten. Ein Leutnant fällt, Brustschuß. Man bringt ihn weg.

Die 3. mit Angelo an der Spitze hat jetzt den Bach erreicht und ich kann ihm nicht mehr nützen. So gebe ich den Befehl die Waffen aufzunehmen und auch mein Zug stürzt mit mir den anderen nach. Ein anderer Leutnant, der links vor mir, wenige Meter entfernt so schreit auf, hebt das rechte Bein jammert nach der Mama und fällt hin. Ein Geschosß ist ihm durch den Rechten Schuh gedrungen und hat den Fuß verletzt. Ich sehe es, nicht schlimm und weiter. Jetzt stürmen wir die sanft ansteigende Höhe hoch. Vor uns fliehen die Aufständischen, sie wurden aus ihren Verstecken gejagt und laufen jetzt schutzlos vor unseren Waffen. Einigen gelingt es zu entkommen, andere fallen und werden verwundet. Die Askari sind in Wut geraten, es gibt keinen Pardon, es werden keine Gefangenen gemacht. Wir Offiziere haben keinen Einfluß darauf und müssen sie stürmen lassen. Es war inzwischen schon so etwa 15 Uhr geworden, vielleicht auch etwas später als wir den Hügel der als zu erreichendes Ziel genannt wurde erreichen. Hier wird gesammelt. Die Askari kehren von der Verfolgung des Feindes zurück, in alle Winde ist er zerstoßen, keiner ist mehr zu sehen.

Hier treffe ich jetzt Angelo. Wir umarmen uns, es ist wieder einmal gut gegangen. Wie eine schwere Last fällt der Stein von der Brust und erleichtert atmen wir auf. Ein Gefühl wie neugeboren durchströmt die Brust, man kann sagen wir sind glücklich die Gefahr überstanden

zu haben.

Jetzt gilt unser erster Gedanke unsere Askaris. Sie haben sich sehr brav gehalten. Dieser Mut und diese Sorglosigkeit liegt nicht nur in ihrem Temperament, sondern auch in der Religion. Da kommt während der ärgsten Schießerei auf mich ein Melder und bringt einen Befehl. Er steht vor mir grüßt wie am Exerzierplatz und reicht mir das Papier. Ich mach ihn in Deckung gehen. Er bleibt stehn und sagt: "Wenn Gott will, trifft mich auch in Deckung eine Kugel und will er nicht kann mir auch hier nichts passieren."

Was will man da machen?

Als wir stürmten, liefen immer einige meiner Askari vor mir her, sie deckten mich gegen den Feind ab. Als ich nachher fragte warum sie das täten bekomme ich zur Antwort "Es ist eine Schande für die Kompanie, wenn ein Offizier fällt. Wir müssen ihn schützen".

Ich beweine zwei tote Askari die vor und neben mir fielen. Ich sage absichtlich, daß ich sie beweine, denn sie gaben das Leben um meines zu retten und sie waren mir die besten Freunde, sie waren meine Söhne geworden. Wenn man schon so lange beisammen ist, entwickelt sich ein sehr inniges Verhältnis, sie nennen den Offizier Vater. Ich besitze mehrere Briefe mit dieser Anrede.

Ich muß mich immer wieder wundern, daß wir nicht mehr Verluste haben. Es ist gut, daß nicht jede Kugel trifft. Ein Kühlwasserbehälter ist ausgefallen. Das MG ist dadurch unbrauchbar bis Ersatz beschafft wird. Er hat einen Durchschuß bekommen.

Wir kommen am Verbandplatz vorbei. Dort liegen die Verwundeten. Der arzt ist eben dabei einem Askari das Bein abzunehmen. Der Patient sitzt auf einem Baumstamm, zwei andere stützen ihn links und rechts. Der Arzt sägt und schneidet während der Verwundete wohl ganz blaß im Gesicht eine Zigarette raucht. Fühlen denn diese Menschen keinen Schmerz? Denn Narkosemittel haben wir nicht, auch eine örtliche Betäubung ist nicht möglich. Medikamente fehlen überhaupt. Entweder sie verderben in der Hitze oder sind aufgebraucht und der Nachschub ist ungenügend.

Dieser Kampfplatz ist in meinem Tagebuch als B e t s c h o eingetragen. Die Namen stimmen nicht immer, denn die Bevölkerung spricht sie immer wieder anders aus. So findet man auch auf den Karten immer wieder verschiedene Schreibweise. Übrigends wir sind nicht im Besitze einer Karte. Es gibt keine unter dem Maßstab von 1:10 000 000 und da sind nicht alle Orte eingetragen.

Die Kampfgruppe hatte über 20 Tote die jetzt hier beerdigt werden. Es wird wohl ein Kreuz auf das Grab gepflanzt, viele Steine darauf gehäuft, aber wer wird sich schon später der Gräber annehmen? Die Verwandten werden nie den genauen Ort des Grabes erfahren und hätten auch keine Möglichkeit es zu besuchen. Man kann sich nicht ausmalen wie menschenleer die Gegend ist. Es gibt keinen Totenschein. Nur eine Nachricht an den Residenten in Eriträä oder den Ortshauptling. Es ist nicht sicher ob die Angehörigen überhaupt nochmal etwas von ihm erfahren. Vielleicht hat einer Freunde die die Mitteilung an die Familie bringen. Ich weiß es nicht, habe da schongans eigenartige Beobachtungen machen können, die nur mit Telepathie zu erklären wären.

Der Höhenrücken den wir erobert haben, ist groß und weit genug, um das Lager aufzuschlagen. Doch nicht der ganz ideale Platz dafür. Aber der Feind wird sich nach dieser Niederlage einige Zeit erholen müssen und nicht sogleich zurückkehren.

12.12.1937 Sonntag

Heute starb noch ein Askari an seinen Wunden, die er gestern davongetragen hat.

Wir genießen die Ruhe.

Das heißt wir nehmen uns Zeit zur Besinnung. Wie ereignisreich waren doch die letzten Tage.

Der Abmarsch von Saka bis zum Fluß der in den Karten einmal als Omo, Uomo, Ennaria und Limmu bezeichnet wird. Auf den neueren Karten kann man erkennen, daß es der Omo Bottego sein muß. Er rinnt zunächst nach Westen, macht südlich von Addis Abeba einen großen weiten Bogen nach Süden und schließt dann das Gebiet von Kanta und Kaffa, wieder ein weiter Bogen Richtung Madschi und dann nach Süden um in den Rudolfsee zu münden.

Er ist aber schon hier etwa 30 bis 40 Meter breit und mehr als zwei Meter tief.

Als wir ihn kurz nach Saka überqueren wollten, stellte es sich heraus, daß man ihn nicht furten konnte. Die Maultiere, Pferde und Rinder, die letzteren unsere "laufende" Verpflegung, mußten hinüberschwimmen. Die Rinder bereiteten uns dabei Schwierigkeiten, sie getrauten sich nicht ins Wasser. Die Askari bogen sich alle Mühe wenigstens ein Tier ins Wasser zu bringen. Das beanspruchte einige Zeit, aber dann folgten alle anderen und erreichten auch gut das andere Ufer. Wir Offiziere und Askari, sowie das ganze Material wurden in einem Einbaum hinübergebracht. Diese Operation hielt uns sehr lange auf.

~~Das Dorf Koro di Tschiorá~~ Nicht weit von der Übersetzstelle kamen wir gegen Abend an den Tschelaklasee, oder so ähnlich muß er heißen. An dessen Ufer lagerten wir. Am jenseitigen Ufer liegt das schon erwähnte Dorf Koro di Tschiorá.

Hier erzählte mir ein Offizier vom XII. Bataillon, daß sie schon vor einigen Monaten hier gewesen seien und gelagert hatten.

Einige Offiziere wollten unbedingt ein Flußpferd erlegen. So aus Spaß. Diese lagen im Wasser, nur die großen Rüster waren zu sehen. Ans Ufer kommen sie gewöhnlich nur am Abend und am Morgen um zu äßen. Diese plumpen Kolosse haben sich besondere Stellen ausgesucht, wo ihnen das abschüssige Ufer die Möglichkeit bot an Land zu steigen. Für die Rückkehr ins Wasser zeigte man mir richtige Rutschbahnen.

Da also die Tiere am Tag im Wasser bleiben glaubte man, wenn man sie anschießt, kämen sie heraus. Also ein Gewehr her, es war nicht schwer zu treffen auf 10 bis 20 Meter Entfernung. Aber das Biest kam nicht an Land. Also noch mehr Schüsse, dann ein Maschinengewehr und als auch das keinen Erfolg zeigte, schoß man schließlich mit der Kanone hinein. Tief befriedigt, so möchte man glauben zog die Kolonnen am nächsten Tag weiter.

Als sie nach 14 Tagen auf dem Rückweg wieder am See vorbeikamen, lagen 14 tote Flußpferde am Strand.

Den einzigen Nutzen hatten die Bewohner des Dorfes Tschiorá. Sie hatten sich die dicke und sehr begehrte Haut aus den Kadavern geschnitten und die besten Fleischstücke mitgenommen. Der Rest lag da und wurde von den Aasgeiern und Hyänen aufgefressen.

Ich kam noch öfter an diesem See vorbei und freute mich zu sehen, daß noch nicht alle Tiere tot waren. Mit dem Glas konnte man sie gut im Wasser ausmachen und wenn sie sich bewegten, gab es leichte Wellen.

13.12.1937 Montag

Unser Sieg von gestern zeitigt gute Erfolge. Die Häuptlinge der Umgebung kommen mit ihren Ältesten und weißer Fahne um sich zu unterwerfen und um Frieden bitten. Sie bringen auch Lebensmittel für uns mit. Es ist mir nicht begreiflich wo die alle herkommen. Ihre Dörfer müssen sehr versteckt liegen, denn nirgends kann ich Hütten entdecken. Nur mal da und dort eine.

20.12.1937 Montag

Jetzt liegen wir eine Woche hier, erholen uns von den Strapazen, schreiben Briefe und bleiben völlig ungestört. Es ist sehr heiß. Schon seit unserem Abmarsch von Saka plagen uns die bekannten Sandflöhe. Diese unangenehmen Vieher warten im Sand und Staub der Wege, zwischen den Zelten und in den Zelten bis ein geeignetes Objekt vorbeikommt, springen es an und bohren sich in die Fußhaut, unter die Zehennägel oder auch unter die Fingernägel und in die Nagelbetten. Dort saugen sie sich voll, legen Eier und bohren Gänge. Die Nester mit den Eiern werden immer größer, zu Geschwüren brechen auf, verunreinigen sich und es gibt dann böse Wunden. Während des Marsches konnte man immer wieder beobachten wie sich einer nach dem andern mal hinsetzte und mit einer Nadel einen Floh ~~XXXXXXXXXX~~ herausholte.

Wir kommen zur Zeit sehr wenig aus den Stiefeln, aber wenn schon, dann muß Tuoldé als erstes meine Füße untersuchen, ob nicht doch so ein Vieh den Weg unter meine Fußsohle gefunden hat.

An den Händen merke ich es sofort, wenn einer eingedrungen ist. Da kann man ihn gleich festnehmen. Sie sind so klein, ein ganz winziger schwarzer Punkt. Aber an den Fingernägeln merkt man es gleich wie es bohrt.

Dem Hauptmann, er hat es sehr lange nicht bemerkt, holte der Arzt aus sieben Nestern die untereinander durch Gänge verbunden waren, die Eier heraus. Folge: einige Tage Fußkrank.

Etwa 3/4 Stunden von unserem Lagerplatz befindet sich die Hütte des Häuptlings der uns bisher, Führer und Dolmetscher war.

Um ihn zu schützen und die Gegend feindfrei zu halten wird beschossen hier eine Kompanie Infanterie und eine SMG-Kompanie zurückzulassen. Ein Stützpunkt.

Wir verlassen Betschó und finden in C s c h i a n d ó einen flachen Hügel, der sich zur Anlage eines Fortino, so nennen die Italiener eine ~~XXXX~~ Feldbefestigung, gut eignet. Das Fortino bekommt die Form eines Rhombus, die Ecken werden halbrund als Stellungen für die MGs ausgebaut, so daß sich das Feuer der Waffen nach allen Richtungen kreuzt und das ganze Vorfeld ~~XXXXXXXXXXXXXX~~ von den MG-Garben bestrichen werden kann. Alle verfügbaren Askaris werden für den Bau der Schutzwälle eingesetzt. diese bestehen aus einem Latten und Rutengeflecht zwischen dem etwa ein Meter Erde geschaufelt wird. Zwei Meter hoch mit einer Stufe um darüber hinwegschießen zu können. Im Schutze dieses Walles stehen dann die niederen Zelte der Truppe. Wenn ich mich recht erinnere, so war das Fortino rund 100 Meter lang und 50 Meter breit. Diese Form mußte so gewählt werden, um den Einblick von Außen möglichst zu verhindern.

So geht es: Kämpfen und Bauen, die Stellung wechseln, wieder Kämpfen und Bauen und immer so fort. Wir hofften doch mit der Zeit zur Ruhe zu kommen. Es wird immer schlimmer. Nicht daß uns das Räuberwesen viel zu schaffen machte, das wäre nicht so schlimm, Räuber, Schifita laufen d von wenn man ihnen nachstellt.

Aber die Gerüchte über eine ausgedehnte Rebellion die von Schoa ausgeht, werden immer dichter. Unsere Askari die nach Rom gefahren waren, sollten schon längst wieder hier bei ihrer Truppe sein. Wir sehen keinen von ihnen, im Gegenteil wir bekommen die Bestätigung, daß auf dem Rückweg angehalten wurden und jetzt bei Addis Abeba gegen Rebellen, Patrioten und Aufständische eingesetzt sind. Der Aufstand nimmt für unsere Begriffe ganz enorme Ausdehnung an. Keine Straße ist mehr sicher. Schon außerhalb von Addis Abeba werden die Fahrzeugkolonnen von Panzerwagen begleitet. Überfälle werden immer häufiger, besonders wenn Unvorsichtigkeit gute Beute verspricht. Der Kleinkrieg nimmt immer bedrohlichere Formen an. Die Abessinier haben das gelernt, was sie im Krieg versäumt hatten: den Buschkrieg, die ~~XXXXXXXXXX~~ Guerilla, Partisanenkampf, Auftauchen, angreifen, verschwinden. Für uns einfach entnervend.

24.12.1937 Freitag

Wieder ist heiliger Abend! Der dritte hier in der Wildnis. Wir Deutsche sind wohl sehr Rührselig im Vergleich mit den anderen Völkern, den Italienern. Ich denke an die Heimat, an Menschen die ich liebe, bedauere mich in meiner Einsamkeit und würde lieber Weinen als lachen.

Meine Kameraden sitzen in einem großen Zelt lachen und freuen sich, sind lustig und singen frivole Lieder. Alkohol ist genügend nachgekommen. Auch an Essen fehlt es nicht, was will der Soldat mehr? Das Fortino ist fast fertig.

Morgen wird die Kampfgruppe Tschianó verlassen und nur unsere 2. und 4. Kompanie bleibt als Besatzung zurück. Da sind jetzt Hptm. Albanese und Leutnant Banon, Oblt. Pedrazzoli und ich.

Mir ist nicht ganz wohl bei dieser Lage, Ob Albanese nicht wieder irgend einen Unsinn macht? Banon ist auch neu! Deodato hat mich und Pedrazzoli ins Gebet genommen und den Auftrag gegeben die Befehle des Hauptmanns Albanese gemeinsam zu besprechen, den Hauptmann zu beraten und nicht zulassen, daß irgend eine leichtsinnige Handlung befohlen wird.

25.12. Samstag

Da sitzen wir jetzt! Vier Offiziere und etwa 180 Mann. Eigentlich ein ganz schöner Haufen. Trotzdem, ein ungutes Gefühl bleibt. Wir können es nicht wagen einen Mann zu verlieren oder unsere Munition zu verschießen. Zumindest nicht mehr als notwendig. Wir sind auch nicht entsprechend ausgebildet für diesen Partisanenkampf. Wie haben wir davon gehört und unsere Erfahrungen werden nicht immer genügend ausgenützt, wir fürchten immer in einen Hinterhalt gelockt zu werden, oder einem Überfall zum Opfer zu fallen.

Unsere Askaris arbeiten immer noch angestrengt an der Verbesserung unserer Unterkunft und an den Stellungen.

Das Haus, bzw. die Hütte des Häuptlings liegt in nächster Nähe, so daß sie nicht gerade das Schußfeld behindert in einer kleinen Senke. Ein Dorf ist nicht zu sehen. Die Hütten liegen weitverstreut. Nur Wasserstelle sind es 200 Meter.

26.12. Sonntag

Die Arbeiten hören nicht auf. Die einen mit Harken und Spaten, wir an anderen Soldlisten. Obschon wir gar kein Geld haben um den Sold auszuzahlen.

Die Nacht schieben wir abwechselnd Dienst, einer muß immer wach sein, zumindest können wir uns nie ausziehen, nur die Stiefel. Mein Zelt steht unter einer kleinen Sikomore. Fällt in der Nacht ein Blatt aufs Zeltdach, bin ich schon wach und horche was das sein könnte.

1.1.1938 ~~Samstag~~ Samstag

Wir sind ziemlich eingekesselt und können das Fortino nicht verlassen. Die Wasserholer wurden beschossen. Das bedingt, daß wir zur Wasserstelle einen Zick-zack-graben bauen müssen, in dem die Leute gedeckt gehen können. Das sind lange 200 Meter.

Von einigen entfernten Hütten hören wir Geschrei und es wird Alarm gegeben. Sechs, Räuber stehlen unter unseren Augen zehn Rinder. Was soll eigentlich unsere Anwesenheit, wenn die Bevölkerung doch ohne Schutz bleibt?

Hauptmann Albanese wagt es nicht einen Trupp hinauszuschicken, von einer Initiative keine Rede. Wir von der 4. haben nichts zu sagen,

wir sind keine Infanteristen, sondern MG-Leute, die mit dem Schutz des Fortino beauftragt sind. Wir können unsere MGs nicht mitnehmen und stürmen, wir können das Fortino nicht verlassen. Unsere Waffen müssen in Stellung bleiben, denn nur sie können einen Angriff abwehren.

Ich merke auch unsere Askaris sind nervös. Macht das, weil dieser Hauptmann das Kommando führt oder ist es die Gefahr. Ich neige dazu und Pedrazzoli ist auch meiner Meinung, daß es der Hauptmann ist dem nicht vertrauen.

4.1. Dienstag 1938

Heute geht ein Trupp mit Post nach Saka. Ich schreibe an Lotti, Franz und Luid ein Beileidschreiben zum Tode ihrer Mutter, der Tante Fini. Sie war am 4.12. gestorben.

Ich bin gewohnt, daß unsere Eingeborenen ein besonders gutes Gehör und ausgezeichnete Augen besitzen. Sie sehen und hören vieles was uns entgeht, sie wissen auch ob es ein Tier oder ein Mensch ist, was sich da bemerkbar macht.

Es ist also Nervosität, wenn mitten in der Nacht ein Mann kommt, mich leise weckt und mir flüstert, daß vor der MG-Stellung Schatten zu sehen und zu hören sind. Ich bin sofort in meinen Stiefeln und schleiche zum nahen Rondell. Einige Wachen spähen angestrengt durch die Schießscharte, wissen nicht sollen sie schießen oder nicht.

Richtig, da bewegt sich etwas. Hin und her. Es ist mir gleich klar, das ist kein Mensch, der würde sich anders verhalten.

Ein Stein ist gleich zur Hand, ich werfe ihn über den Wall und mit einem Satz verschwindet eine Hyäne in der Dunkelheit.

Ich ärgere mich, daß meine Leute so furchtsam geworden sind.

8.1. 1938 Samstag

Letzte Nacht hatten wir wieder eine kleine Abwechslung. Es kamen Schifftas, schossen um um 23 Uhr wild in der Gegend herum, wir stehen an der Brüstung und an den Waffen, was soll das nur? Ein Überfall? nein, nur eine Ablenkung, wir kommen die ganze Nacht nicht zur Ruhe. In der früh wird uns vom Häuptling gemeldet, daß Vieh gestohlen wurde. Das sind also keine Schifftas, sondern doch Aufständische die sich mit Proviant versorgen. Und wir sitzen im Käfig und können die armen Bauern nicht beschützen, müssen zusehen wie man ihnen Hab und Gut stiehlt und sie umbringt, wenn sie versuchen, sich zu verteidigen.

März 1938

Jetzt sind wir den dritten Monat hier und warten abgelöst zu werden. Albanese hat sich doch einmal entschlossen einen Ausfall zu wagen, als einige Bewaffnete zu nahe kamen und das Fortino angriffen. Es sind anscheinend nicht mehr sehr viele Rebellen in dieser Gegend, denn es gelang Banon zweimal bei Nacht und Nebel ungehindert nach Saka zu kommen von wo er dann Verpflegung und Post mitbrachte. Einmal war ich auch an der Reihe. Es war sehr abenteuerlich. Um 23 Uhr Aufbruch und ohne zu lärmern Abmarsch. Nicht ganz einfach mit 10 Maultieren und 30 Askaris die nicht mal von meiner Kompanie waren. Den Weg kannten wir nun schon und je näher wir Saka kamen, desto weniger hatten wir zu befürchten. Bei Ischorá am Seeufer schlug ich das Lager auf. Die Eingeborenen brachten gegen Bezahlung etwas Nahrungsmittel, Eier, Hühner, Honig und Gerste für die Tiere. Die Askaris bekamen Brot, sogenannte Andschera, Fladen aus Teff und Hirse. Diesmal wählte ich einen anderen Flußübergang, der leicht zu furten war und ersparte mir nicht nur Zeit sondern auch viel Mühe und Arbeit.

In Saka kann ich endlich einmal eine Nacht ohne Aufregung, ohne Angst und in seelenruhig schlafen. Es sind schon eine Menge Änderungen eingetreten. Die Straße nach Dachimma ist schon fertig. Nicht mehr mit Kamelkarowanen, sondern mit Lastwagen wird der Nachschub bebracht. Die Garnison Saka ist verstärkt durch ein Bataillon somalischer Askari. Die fühlen sich hier allerdings nicht recht wohl. Es ist hier zu hoch und zu kalt. Dafür bekommen sie eine reichlichere Verpflegung, das sehen unsere Britträger wieder nicht ein. Es kommt zu Differenzen. Die Somali werden bald wieder abgezogen.

Der Rückmarsch wird so angetreten, daß wir wieder am See übernachten und erst in den späten Abendstunden nach Tschilandó zurückkehren.

Meine Maultiere sind schwer beladen, jedes Geräusch wird peinlich vermieden. In der tiefen Finsternis hört man jedes Geräusch, auch von den anderen. Aber nichts rührt sich außer der Wind in den Blättern der Bäume und Sträucher. Und noch etwas: seit wir hier sind hört man die ganze Nacht ununterbrochen die Trommeln. Wir können es uns nicht recht erklären und von den Eingeborenen ist nichts zu erfahren. Sind es Feste oder ist es der Urwaltelegraf?

Im Fortino haben wir inzwischen einige Tukuls gebaut. Das Holz und Stroh dazu holten wir uns aus der Nähe unseres Lagers. Auch einen viereckigen Bau mit Strofach wurde errichtet, wir haben somit einen Speise- und Empfangsraum.

Wegen der vielen Erdflöhe sollte der Erdboden um die Zelte und im Fortino mit Feuer abgebrannt werden. Dies mißglückte leider, die Zelte fingen Feuer, es griff schnell um sich und bevor wir es löschen konnten, gingen auch einige Munitionskisten in die Luft. Die Geschosse explodierten und sausten uns um die Ohren. Mit vereinten Kräften und vielen Decken gelang es uns schließlich größeren Schaden zu vermeiden. Doch wir befürchteten, daß es sich herumspräche unsere Munition sei verbrannt und dieses Gerücht Anlaß zu einem Angriff sein könnte. Die Wachen wurden verstärkt. Doch es blieb ruhig.

Da die Gefahr größerer Angriffe/~~XXXXX~~ anscheinend nicht mehr bestand, und sich nur mehr kleinere Gruppen von Rebellen herumtrieben, diese aber auch wenig Lust zeigten mit uns anzubandeln, wurde der Hauptmann mutiger und sandte öfter Spähtrupps ins Gelände. Damit wollte er der Bevölkerung auch zeigen, daß sie nicht ganz schutzlos sei. So brachte ein Trupp auch einmal einen Gefangenen mit, der als Schiffta und Rebell von den Bauern angezeigt worden war.

Für uns wäre es ziemlich interessant gewesen, von ihm etwas über seine Kumpane zu erfahren. Doch er schwieg. Auch ein längeres Verhör brachte ihn nicht zu reden. Dann gab der Hauptmann Befehl er sei solange zu peitschen bis er und das Versteck der Rebellen verrate. Er bekam 10 Hiebe, 20, 30, 40, 50, nichts. Dies war eigentlich die Höchstzahl die wir sonst unseren Soldaten verabreichen ließen. Doch hier ging es um mehr. Wir fühlten uns in unserer Sicherheit bedroht, wir hatten viele Verluste hinnehmen müssen, wir wollten einen Schlag gegen unsere Feinde führen und verlangten, daß er sie verraten soll. Doch kein Wort kam über seine Lippen. Er bekam 100 Hiebe, der Hosenboden zerriß, er bekam 150 Hiebe, der Hintern war voll blutiger Striemen die sich auch auf den Rücken erstreckten. Kein Wort. Dann hörten wir auf und mußten ihn bewundern. Er zeigte kaum ein Zeichen von Schmerz. Wir hatten für ihn ein Zelt bereitgestellt wo er jetzt hingebracht wurde. Er bekam auch die Verpflegung wie die anderen, doch laufen lassen könnten wir ihn doch nicht. Er hätte uns, nach Einblick in unser Lager und Fortino, aus Rache wegen der Hiebe, doch erhebliche Unannehmlichkeiten bereiten können. So blieb er unter strenger Bewachung und als wir abgelöst wurden, übergaben wir ihn den Nachfolgern.

Die Tage vergingen. Wir beschäftigten uns mit Ausbildung und mit Nichtstun. Seelisch waren wir ziemlich daun, nervös und gereizt. Aber auch körperlich bekam uns dieses Leben nicht. Die Verpflegung war ja ganz annehmbar. Die Askaris hatten ihren Tee und Zucker, Mehl und Salz, frisches Fleisch besorgte uns gegen Bezahlung der Häuptling. Somit waren auch sie zufrieden. Doch es fehlte die Post, keine Zeitungen, kein Buch einfach nichts.

Wir hatten unsere Pasta aschiutta, Wein und Zigaretten, etwas Konserven. Aber es war kein Leben. Die Uniformen fielen uns schon fast in Fetzen vom Leib, die Haare wuchsen bis tief in den Hals hinunter und waren struppig wie Stroh. Ich faßte Mut und begann Haare zu schneiden. Es gelang gar nicht so übel. Nur mir schnitt sie niemand, ich hoffte halt doch bald einen Friseur zu finden.

Es kam auch die Ablöse in den ersten Märztagen = Unsere Maultiere waren ganz gut erholt = In aller Frühe brachen wir auf = Es war ein herrlicher Morgen = Die Sonne war kaum hinter den Bergen hervorge

Hier hatten wir auch ein einmaliges Erlebnis. Kein Askari, kein Eingeborener, auch die ältesten nicht, konnten sich erinnern jemals Hagel oder Schnee gesehen zu haben.

Eines Nachmittags zogen schwarze und schwefelgelbe Wolken am Horizont auf, verdichteten sich und entluden sich über uns in einem tropischen Gewitter. Das muß man erlebt haben, sonst kann man sich kaum eine Vorstellung machen. Das Wasser rinnt wie aus einer Brause herunter. Und dann begann es zu Hageln. Körner so groß wie ich sie auch in Europa noch nie gesehen hatte. Groß wie Hühnereier! Sie schlugen unser Strohdächer durch, unser Zelte zusammen und wir konnten uns nur in der Speisehütte einigermaßen in Sicherheit bringen. Der Sturm mit Hagel dauerte nur kurze Zeit, aber der Boden war im Nu mit Eis übersät, in wenigen Minuten etwa 10 cm. Und plötzlich aus. Kein Tropfen mehr, die Sonne kam hinter den Wolken hervor, die Wolken verschwanden, der Himmel war wieder blau die Kälte gewichen und bald war keine Spur mehr erkennbar. Nur die Zelte lagen am Boden, die Dächer waren arg zerzaust und die Askaris konnten nicht genug staunen. Das war ein Palaver!

Es gibt im Norden des Landes ein Gebirge das ich die Dolomiten Abessiniens genannt hatte. Der höchste Berg, der "Ras Daschan" ist über 4000 Meter hoch. Da fällt auch manchmal Schnee, aber wer hat den schon einmal von der Höhe gesehen?

In D e b a r e k nördlich von Gondar hielt ich mich einige Zeit auf. Der Ort lag 3 500 Meter über NN. Es war während der Regenzeit. Die tropischen Regen sind ja bekannt, die hatte ich schon oft und immer erlebt. Dort in dieser Höhe war es noch dazu sehr kalt. Besonders die Nächte. Bei Tag selbst wenn die Sonne schien, kochte man auf der Sonnenseite und frohr am Rücken. Zu kraß das Klima. Viele Europäer erkrankten an Lungenentzündung. Man mußte die Regeln genau beobachten und sich immer warm anziehen. Ein Teil unserer Askaris stammten aus diesem Gebiet, waren abgehärtet und hatten zumindest von der Ferne Schnee gesehen. Doch so ein Naturschauspiel, das nicht.

Dann, in den ersten Märztagen kam die Ablösung. Unsere Maultiere hatten sich ganz gut erholt, sie hatten genügend zu fressen bekommen, die Wunden waren geheilt und die Lasten nicht sehr schwer. So ging der Marsch schnell vorwärts.

In aller frühe brachen wir auf. Es war ein herrlich schöner Tag. Der Himmel blau, die Sonne kam oben über den Horizont, als wir aufbrachen. Im taunassen Gras, zwischen den Büschen und Bäumen östen liebliche Gazellen ohne Scheu. Erst ein Pfiff von mir trieb sie zur Flucht. Ich freute mich an den leichten Sprüngen mit denen sie das Weite suchten.

Ohne Behinderung kamen wir nach Saka und von dort ging es mit LKW weiter nach Dschimma. Die kleine Regenzeit bringt sporadische Regenschauer die ausreichen die Straße aufzuweichen, so daß wir die Lastwagen oft mit Brachialgewalt aus dem Dreck ziehen mußten.

13.3.1938

Seit zwei Tagen befinden wir uns wohlbehalten in Dschimma. Heute besuchte ich Kameraden von einem anderen Bataillon mit denen ich mich angefreundet habe.

Es kam eben die Nachricht durch, daß Hitler in Österreich einmarschiert sei. Die aktiven Offiziere nehmen sich kein Blatt vor den Mund und beschimpfen Mussolini mit den derbsten Ausdrücken. Wir kann es denn nurgestatten, daß das Hakenkreuz am Brenner stehe. Blödsinn, Gefahr, alter Trottel usw.

Ich freue mich. Ja ich freue mich sogar sehr. Vielleicht gibt es auch eine Lösung für uns Südtiroler. Denn wir sind ja keine Italiener. Entgegen dem was Mussolini seinen Anaphabeten im Süden von römischer Kultur suggeriert, haben wir davon doch viel mehr als jene. Diese kommen zu uns, spielen sich als die Herren auf und betrügen in jeder Weise. Angefangen von Geschichtsklitterung bis zu ~~KKK~~zweifelhaften Geschäftsgewinnen.

Wir halten uns nicht lange in Dschimma auf. Dann geht es weiter nach Bonga. Die Straße dorthin ist zwar schon im Bau, doch es verkehren noch keine Fahrzeuge.

Dieses Kaffaland ist einfach herrlich. Es gibt genügend Büche und Wald, Steppe und Savanne, Palmen und Bananen, Weidegründe und Ackerland. Die Erde muß sehr fruchtbar sein. Die Eingeborenen bearbeiten sie aber nur mit ganz primitiven Pflügen; ein Stachel der den Boden kaum 10 cm tief aufreißt. Diese Pflüge sind noch die gleichen wie aus den ersten Tagen als die Nomeden ansässig geworden sind. Ein Zebürind ist davorgespannt und hinten ein Mann der treibt. Dies und Sähen ist eine der wenigen Arbeiten die von Männern verrichtet werden. Ernten und die Nebenarbeiten hingegen werden von den Frauen besorgt.

Auch die Kleider nähen sich die Männer selber oder lassen sie sich von einem Mann nähen. ER würde nie ein Gewand tragen, das von einer Frau genäht wurde. Es gibt in jeder Ortschaft, mag sie auch noch so klein sein, zumindest an den Karawanenwegen entlang, wo es nicht zumindest einen Schneider gibt. Sie arbeiten im Freien, denn die Hütten ohne Fenster sind zu dunkel. Die meisten besitzen eine "Singer"-Nähmaschine. Gute Arbeit der Engländer! In Dschimma kann man einen Schneider neben dem anderen finden. Sie arbeiten sehr sorgfältig, doch von ~~XXXXXXXX~~ Symmetrie jedoch keine Spur. Nicht am Kleid wo eine Tasche höher die andere tiefer, ein Saum nie mit dem anderen zusammenstimmt, ein Hosenbein enger, das andere länger ist. Es kommt auch nicht darauf an, daß für einen Anzug oder Uniform der gleiche Stoff oder auch die gleiche Farbe genommen wird.

In den großen und weiten Ebenen durch die man oft kommt, sieht man viele und große Herden weiden. Es sind oft mehrere hundert Rinder. Die Milch wird wenig geschätzt, schon weil sie immer gleich säuer wird. Nicht zu verdanken, wenn die hölzernen Milchgeschirre mit dem Urin der Kühe ausgewaschen werden. Die wurde mir Küde angeboten und auf meine Frage: den gibt es nicht. Dafür ist Butter sehr geschätzt. Einmal als Kosmetikum, man reibt den Körper und besonders die Haare damit ein. Ein vergnügender Geruch den man da in die Nase bekommt. Zum anderen wird Butter, ranzige Butter statt Zucker im Kaffee genossen. Auch Salz kann man im Kaffee finden. Zucker ist genau so Mangelware wie Salz, aber Salz ist wichtiger. Es gibt Zuckerrohr, aber es kann hier nicht verarbeitet werden. Man findet es manchmal, je nach Gegend, am Straßenrand oder es

führt der Weg mitten durch die Felder. Es schaut aus wie wir Mais und es ist ganz lustig so ein Rohr abzuschälen und wie ein Kleinkind daran zu lutschen und zu kauen.

In den tieferen Regionen gibt es viel Baumwolle. Sie wird von den Frauen mit einer ganz einfachen Spindel und den Händen gesponnen. Die Männer weben dann das Tuch aus dem sie sich die Kleider nähen. Es gibt da eine ganze Auswahl an verschiedenen Tüchern. Angefangen vom gazdünn bis zum dicken Baumwollstoff. Die Farben werden aus Pflanzensäften bereitet und sind lichtecht. Mir ist es ein Geheimnis geblieben wie sie den roten Farbstoff gewinnen. Er blutet nicht aus und nach vielen Jahren weist er noch immer die gleiche Leuchtkraft auf.

Kaffa ist so hört man immer wieder sagen, die Heimat des Kaffees. Wir kamen durch wilde Kaffeepflanzungen wo die reifen roten Beeren neben den Blüten standen. Die Beeren sammelte ich, genoß das Fleisch und die Kerne steckte ich in die Tasche für den Abendkaffee.

Die schon geschilderten Amaisen begegnen uns mehrere Male am Tag. Gewöhnlich queren sie den Weg und werden zertrampelt. Aber ich konnte auch beobachten wie sie sich über einen Bach eine lebendige Brücke bauten. Sie hängen sich so fest zusammen, daß auch eine starke Strömung sie nicht auseinanderreißen kann. Die erste geht ins Wasser und zieht alle anderen hinter sich nach. Es bildet sich ein erstes lebendes Seil über das und neben das ein zweites kommt und schließlich ist es ein ganz dicker Wust der über das Wasser gespannt ist. Wie aufgebaut so wird die Brücke wieder abgebaut.

Sykomoren, Maulbeerfeigenbäume gibt es in dieser Gegend, die sind so dick, daß 10 Männer mit ausgestreckten Armen sie nicht umfassen können. Diese Bäume haben auch eine besondere Bedeutung. Meist stehen sie mitten im Ort auf dem Marktplatz und in ihrem Schatten wird Gericht gehalten. Man kann sich ja leicht vorstellen was für eine weite Krone so ein dicker Stamm über sich breitet.

Nach einigen Tagmärschen kommen wir wieder nach Bonga. Bis hierher hat die Revolte ihre Arme noch nicht ausgebreitet. Eihige Schifra gibt es wohl, aber wo in Abessinien gibt es die nicht? Bonga soll jetzt unsere dauernde Garnison bleiben.

Über ein halbes Jahr waren wir abwesend gewesen und die Ortschaft hat wesentlich vergrößert. Für abessinische Verhältnisse kann man sie schon als Stadt bezeichnen. Um den großen Marktplatz stehen im Viereck die viereckigen Lehnhütten mit den Strohdächern, so wie es General Malta seinerzeit angeordnet hatte. Die Zufahrtstraße, man kann sie richtig als Straße bezeichnen, ist schon von mehreren Reihen von Hütten gesäumt. Am Ende des Ortes, auf einem Hügel liegt der Brigadestab und nicht weit davon, durch ein kleines Tal getrennt hat das Bataillon sein früheres Lager bezogen. Der Bau der Tukul hat in der Zwischenzeit ganz große Fortschritte gemacht. Das Ganze nimmt Form an. Viele der Askari, besonders der in dieser Gegend angeworbenen haben sich beweiht und je ruhiger die Lage ist, um so mehr Frauen ziehen in das Camp.

Gemeinhin ist es so, daß in einem Tukul zwei Familien untergebracht werden und mit ihren Kindern in einem Raum leben. Oder es sind eine Gruppe von rund 16 Mann die darin hausen. So werden auch die Lebensmittelrationen im Block verteilt. Den Küchendienst verrichten sie abwechselnd. Außerdem haben sich die Askari auch junge Diener erworben, die die Arbeiten verrichten. Es sind Junge von oft nicht mehr als 10 Jahren.

Erstaunlich ist wie einträchtig die Familien zusammenleben. Ganz selten gibt es Streit und wenn schon wird er mit viel Temperament, aber doch ohne Grobheit geschlichtet. Oberster Richter und Standesbeamter der Kompanie ist der Kommandant selbst. Es ist nie vorgekommen, daß ich einen "Fehl" an das Bataillon weitergeben mußte.

Dem Kompanieführer obliegen auch alle standesamtlichen Funktionen. Das sind Registrierung der Geburten, Eintragung in die Soldlisten, weil es Kindergeld gibt. Schließung und Scheidung der Ehen nach den Sitten des Landes, und Registrierung der Todesfälle, weil alle diese Änderungen einen Einfluß auf die Besoldung nach sich zieht. Der Offizier muß also mit den Sitten, Gebräuchen und Gesetzen des Landes vertraut sein. Diese sind wieder anders für Christen, Mohamedaner oder Heiden, wie man die Angehörigen der Stammeskulte zu nennen pflegt. Darüber ließe sich ein eigenes Buch schreiben. Die Bräuche ändern sich auch von Gebiet zu Gebiet, von Sippe zu Sippe, Stamm und Stamm.

Wir sind also wieder in Bonga.

Zuerst kommen mal einige Ruhetage und diese dienen zur Instandsetzung von Uniformen, Waffen und Munition.

Ich habe schon wieder mit Schreibarbeiten zu tun. Die Sold^{zahlungen} sind fällig, seit drei Monaten gab es kein Geld.

Es normalisiert sich das Militärleben: Materialbücher sind gekommen, jeder Knopf muß eingetragen werden. Unsinnige Arbeit, denn wir leben trotz allem immer noch in der Wildnis und es bleibt auch nicht aus, daß man gegen Schifita eingesetzt wird. Diese Safaris dauern immer einige Wochen und was da alles verloren geht, genaues Arbeiten ist unmöglich.

Dann wird das mit Ungeduld erwartete Machfest des Ramadan gefeiert. Im kleinen Rahmen des Bataillons werden die Tapferkeitsauszeichnungen, die Adelstitel, Waffen und Waffenscheine verteilt. Groß ist die Freude ~~XXXXXXXXXX~~ und ein Anlaß mehr um zu feiern. Es wird viel gefeiert, denn jede Woche bringt irgend ein weltliches oder kirchliches Fest.

Hier begegnet mir zum zweitenmal der Kaggasmatsch Majid Aboud. Er rastet mit seiner Truppe einige Tage hier und bekommt neue Aufträge, die uns unbekannt bleiben.

Die Bauarbeiten im Lager werden laufend fortgesetzt. Den Eingang ziert ein Wachhäuschen und ein kleiner Tukul für die Wachmannschaft. Eine illusorische Wache, denn das Lager ist nicht umfriedet, man kann von allen Seiten hereinkommen. Aber wichtig ist der Schein.

Die Kompanie bekommt eine Schreibstube in einem viereckigen Lehm-bau mit Strohdach. Ein handgemaltes Schild über der Eingangstür. Die Türen sind mangels Brettern aus Bambusgeflecht.

Im Mai, die kleine Regenzeit ist eben beendet, gibt es Alarm. Ein Häuptling, mehrere Tagreisen entfernt, ruft um Hilfe gegen die Schif-tá die ihn und seine Leute bedrohen. Es gelingt ihm nicht diese in Schach zu halten. Die bisherigen Angriffe hat er wohl abgewehrt, aber er befürchtet, daß noch mehr kommen und er ihrer nicht mehr Herr werden kann. Zwei Männer hat er geschickt, sie sollen uns zu ihm führen, in sein Dorf.

Wir brechen am folgenden Morgen auf. Es ist die 3. Kompanie unter Lt. Salamandra, mein Freund Angelo mit etwa 150 Mann und ich mit zwei Zügen rund 40 Mann. Verpflegung wird für 10 Tage auf die abessinischen Mulettis und die Waffen mit Munition auf die italienischen Mulis verladen.

Bei herrlichem Sonnenschein um 7 Uhr ziehen wir los und mit freudigem Gesang werden die ersten Kilometer marschiert. Die Askaris freuen sich ~~KNE~~ dem Lagerleben zu entinnen und uns Offizieren ist es auch recht wieder einmal etwas Freiheit zu genießen.

Nach etwa einer Stunde kommen wir durch das Dorf ~~A n d e r a t s c h a~~ einst die stolze Residenz der Kaiser von Kaffa. Dieses wurde Ende des vorigen Jahrhunderts von Menelik II. besiegt, das Land unterworfen und der Kaiser in goldenen Fesseln nach Addis gebracht.

Heute sieht man gar nichts mehr von der einstigen Herrlichkeit. Wenn ich Herrlichkeit sage, so darf man dies nicht im europäischen Sinne verstehen, wie man hier überhaupt an alles andere Maßstäbe anlegen muß.

Hier im Kaffa begegnet man häufig hellhäutigen Menschen. Sind es die Kaffitscho oder sind es Mischlinge? Niemand kann mir Aufschluß geben. Die Bevölkerung ist sehr christlich, wenn man das aus dem Vorhandensein der schönen Kirchen schließen darf.

In einer Savanne mit hohem Elefantengras und vereinzelt Schirmakazien lagern wir. Ein Dorf ist nicht fern, wir sind nicht interessiert uns bemerkbar zu machen und bleiben auch ungehelligt.

Nach einem langen und mühevollen Marsch durch Steppe und Savanne, durch Busch und bewaldeten Tälern kommen wir am nächsten Tag in ein Dorf, wo wir übernachten wollen.

Es ist noch nicht spät, denn um 16 Uhr wollen wir anhalten um noch vor Einbruch der Dunkelheit unser Lager aufzuschlagen und die Stellungen einzurichten. Das Dorf liegt mitten in einem Hain von Eukalyptusbäumen und Kotschiobäumen. Die Tukuls stehen scheu zwischen Kaffeestauden, Kaktushecken und Lattenzäunen.

Kein Mensch ist zu sehen. Einige Hunde bellen, sonst nichts. Das ist sehr verdächtig. Wir reiten durch das Dorf und halten auf einem Hügel an, geben Befehl hier das Lager zu errichten und schauen uns dann um irgend ein Lebewesen um. Nichts.

Nicht weit vom Lagerplatz etwas höher am Hang finden wir einige Hütten, die möglicherweise das Ghebi des Häuptlings sein könnten. Ein dicker Kaktuswall umfriedet die Siedlung, aber das Tor aus ungefügten Bohlen gezimmert ist offen. Über dem Tor bemerke ich Trophäen von Büffeln, Löwen und Elefanten.

Angelo und ich treten ein. Ganz beklommen schagen unsere Herzen. Wir sind allein und haben unvorsichtigerweise keinen Melder bei uns. Drinnen steht gleich eine Hüttenwand vor uns. Lehm- oder Bretterbau mit einer Tür aus Brettern. Ein gut gezimmertes Türrahmen. Dieser ist mit Blut bemalt und mit Rindertalg bestrichen. Zu Links und rechts sind kleine Fensterchen. Wir können drinnen nichts erkennen.

Zaghaft gehen wir weiter, da sind noch solcher Hütten. Auch hier kultische Zeichen von Blut und Talg. Es schaudert mich, ich fühle wie einen eisigen Wind im Rücken, es frisst mich. Was das nur zu bedeuten hat. Keine Seele, kein Tier, weder Hund noch ein Huhn. Alles leer, unheimlich.

Wir treten wieder heraus und fühlen uns wie wenn man aus einer Höhle in den Sonnenschein käme.

Da kommt endlich ein Mann. Ein ganz einfacher Mann in erdgrauer Kleidung. Wie er uns sieht, erschrickt er und will davoneilen. Mein Dolmetscher der uns zu suchen gekommen war spricht ihn an. Der Mann drückt seine Verwunderung aus, daß wir ungestraft in dieses Heiligtum eingedrungen sind. Wenn ein Ortsbewohner es wagen würde diesen geheiligten Ghebi zu betreten, würde er sofort sterben.

Wir fragen dann als erstes wo der Häuptling sei.

Der ist da oben auf dem Berg und spricht mit Gott, dabei zeigt er auf einen etwa 300 Meter hohen Berg nicht weit von der Ortschaft. Ich gebe ihm den Auftrag den Häuptling sofort verständigen zu lassen, daß wir hier sind und er soll vor uns erscheinen.

Ins Lager zurückgekehrt, finden wir nichts Besonderes. Wir nehmen unser Abendessen ein, überprüfen die Stellungen und die Wachen und begeben uns zur Ruhe. Der Häuptling ist nicht mehr gekommen.

Am anderen Morgen beschließen wir hier zu bleiben.

Gegen 10 Uhr sehen wir von ferne einen Zug Männer mit viel Gefolge auf unsere Zelte zukommen. Ich verständige sofort Angelo und wir begeben uns in mein Zelt, denn der Empfang unsererseits muß den Gebräuchen entsprechen.

Der Schiumbaschi empfing den Häuptling, unterhielt sich mit ihm und sie warteten bis wir aus dem Zelt traten.

Er war mit seinen Dorfältesten, ein Dutzend Bewaffneten und noch einigen Männern gekommen. Waren es seine Diener? Wahrscheinlich, denn sie führten zwei Rinder mit und andere brachten Anghere, Honig, Hühner Eier und Tedsch mit. Es war soviel, daß es außer den Hühnern und den Eiern, die in unsere Küche wanderten, für die ganze Kompanie reichte.

Die Begrüßung ist umständlich wie immer im Orient. Frage und Antwort. Im Gespräch fragte ich ihn, warum er gestern nicht da war uns zu begrüßen? Prompt kam die Antwort, wir hätten uns ja nacht angemeldet. Worauf Angelo entgegnete, daß unser Kommen sicher bemerkt worden war und daß unsere Führer es unterlassen hatten darauf aufmerksam zu machen. Wir also gar nicht wußten, daß hier ein Dorf sei. Nun gut. Inzwischen beobachtete ich den Mann etwas aufmerksamer. Er war ohne Zweifel ein Amhara, der von der Regierung des Negus wie viele andere hier her geschickt worden war; diese Häuptlingstellen waren die Sinkuren für Amharas. Seine Kleidung war einwandfrei weiß, das Haar gepflegt nach Art der Vornehmen. Seine Räte waren vom Ort, ebenfalls weiß angezogen, während die Diener in grauen Lumpen gingen.

Er machte kein Hehl aus seiner Stellung hier. Er ist nicht nur der Häuptling der Zone, sondern auch der Kkalitscha, der Zauberer, der Mediziner und Vermittler zwischen Gott und der Bevölkerung.

Ob er irgendwelche Hilfe von uns benötige?

Nein, in sein Gebiet käme kein Schifta, er würde es nicht dulden. Unser Diener brachte Kaffee.

Zum Abschied überreichten wir ihm ein Gegengeschenk von Maria Theresientalern im gleichen Wert wie die Geschenke die er uns gebracht hatte. Mit seiner Unterschrift mußte er den Empfang bestätigen. Schreiben konnte er nicht, dafür bekamen wir seinen Fingerabdruck und sein Siegel: ein 3/4 runder Stempel aus Horn und Staune, ein Stempeltreiben war auch da.

Wir teilten ihm mit, daß wir morgen weitermarschieren würden und verabschiedeten uns mit vielen Glückwünschen und dem gleichen Zeremoniell wie bei der Ankunft.

Von Tueldé erfuhr ich später mehr über diesen komischen Heiligen. Kkalitscha ist ein Mediziner der bei den Stammesreligionen einen sehr großen Einfluß ausübt. Dieser Fitaurari (ein amharischer Adelstitel der unserem Grafen entspricht) hat es verstanden die abergläubische Bevölkerung ganz in seine Hand zu bekommen. Er hat verboten daß sich die Mädchen mit fremden Männern einlassen. Es würde ihren Tod bedeuten. Überhaupt wird jede Übertretung seiner Gebote mit dem Tode bestraft.

Wir haben mit unseren Angelegenheiten genug zu tun und machen uns keine weiteren Gedanken. Zumal ich in großer Sorge wegen eines kranken Askaris bin. Er hat unverkennbar das hier häufige Ricorrenzfieber. Es ist eine Infektion wie Syphilis und wird auch mit dem gleichen Mittel geheilt, mit Neosalvarsan in die Vene.

Ein Mann ruft mich, es gehe ihm sehr schlecht, er könne nicht mehr mitkommen. Wir haben keinen Arzt bei uns. Für solche dringende Fälle müssen wir selbst einspringen. Bisher hatte ich immer zugesschaut wie diese Injektionen verabreicht werden. Hier ist große Not, ich befürchte schon, daß er stirbt. Die notwendige ärztliche Ausrüstung führen wir immer mit, also ran versuch es.

Gutgegangen. Am nächsten Morgen noch eine und der Mann fühlt sich schon viel besser. Auf einer Trage nehmen wir ihn mit und einige Tage später ist wieder auf den Beinen. Er war von der 3. Kompanie. Wenn er mir später mal begegnete, dann kam er immer auf mich zu, küßte mir die Hand und sagte: "Du bist mein Vater, Du hast mir das Leben geschenkt." Rührend!

Im Morgengrauen marschieren wir am nächsten Tag weiter. Im Dorf ist es ruhig bis auf die Hunde deren Gebell uns bis weit über das Dorf hinaus begleitet. Es ist nur ein Tagmarsch bis zu unserem nächsten und endgültigem Ziel. Was soll man über die Gegend sagen? Sie ist sehr abwechslungsreich, aber doch immer wieder das gleiche: Buschwald und Savanne, Schirmakazien und Palmen, Hügel und Schluchten, Bäche über die eine Knüppelbrücke oder gar nur ein Lianensteg führt. Wilde Bäche und sanfte Flüsse. Felsen und fruchtbares Erdreich, es wechselt sich das Bild vielfach am Tag.

Die Sonne brennt schon recht heiß, befinden wir uns doch nur wenige Breitengrade nördlich des Äquators. Um diese Jahreszeit steht sie senkrecht über unseren Köpfen. Die Erde ist im Nu ausgetrocknet und Staub wirbelt unter den Hufen der Mulis oder vom Wind bewegt. Die Bilder wechseln sich so mannigfaltig ab, daß man aus dem Betrach- ten nicht mehr loskommt. Die Gruppe findet ihren Weg mittels der zwei Führer ohne Schwierigkeiten.

Am Nachmittag sind wir da. Schon von weitem erkennen wir eine Grup- pe Eingeborener. Vornweg ein Reiter in weißem Gewande, hinter ihm die Dorfältesten und Diener.

Als wir auf 30 Meter herankommen, steigt der Reiter ab, es ist eine Höflichkeit die wir erwidern und auch zu Fuß uns entgegengehen. Es gibt wieder eine ortsübliche Begrüßung unser Schumbaschi dol- metscht. Es ist dies der Fitaurari G h e r e m e d i n, Häupt- ling der Zone und derjenige der unsere Hilfe benötigt. Wir besteigen wieder unsere Reittiere und begeben uns ins Dorf. Innerhalb der Umzäunung des XXXXX Ghebis steht schon ein großes weißes Zelt und einige Diener zu unserer Verfügung. Ich weise den Askaris ihre Lagerplätze zu und lege die Stellungen für die schweren Waffen fest.

Gheremedin ist ein schon älterer Mann mit Charakterkopf. Weißer Spitzbart spärlichen Wuchses, hohe Stirne mit Stirnglatze auch von kurzem, weißen Haar umkränzt. Mund und Nase lassen den Amhara er- kennen. Auch er einer jener Häuptlinge die hier von Negus einge- setzt wurden und seine Vertrauens- und Gewährsleute sind. Bekleidet ist er sehr einfach. Blossfüßig, eine weiße Hose und weißen Schiam- ma. Er empfängt uns mit aller Freundlichkeit. Nachdem wir uns frisch gemacht haben, werden wir von einem Diener in sein Tukul zum Kaffee geladen. Mit Salz schmeckt uns dieses Getränk wirklich nicht, aber wir würgen es hinunter und fühlen uns sehr tapfer dabei.

Obschon wir Selbstversorger sind bringt uns zu jeder Mahlzeit ein Diener eine Schüssel mit einem Fleischgericht. Einmal ist es ein Hühnerragout, scharf wie die Hölle gewürzt. Gut daß wir uns diese Art Würze, Berberé, genannt, schon gewöhnt haben. Es ist roter Pfeffer, Cayennepfeffer, so scharf, daß ein kleines Splitterchen davon einen Teller Suppe derart scharf würzt, daß die Tränen in die Augen und der Schweiß auf die Stirn kommen.

Gheremedin läßt es an Aufmerksamkeiten nicht fehlen. Einmal werden wir zum Abendessen in sein Tukul geladen. Er stellt und die Frau und die Kinder vor. Man setzt sich um einen niederen aus Stroh/ geflochtenen Tisch auf den Boden. Dienerinnen bringen die Speisen hauptsächlich Fleisch und Anghera, Getränke, der übliche Wedsch vog ausgezeichnete Qualität, wie er eben nur von Häuptlingen ge- trunken wird.

Die Lage hier hat sich seit es bekannt wurde, daß er bei der Re- gierung Hilfe angefordert hat sehr gebessert. Die Schiftas haben sich verzogen und behelligen jetzt einen Nachbarn.

Wir unternehmen mit unseren Zügen abwechselnd Spähtruppe in die Umgebung. Wir sind hier im unteren Bogen des Omos. Dort wo er sich wieder nach Westen wendet um dann in die Gegend von Madshi zu fließen.

Sobaschiava

In...

Es gibt nichts mehr zu tun für uns. Da es sich um eine Kraftdemonstration handelt kehren wir auf einem Umweg nach Bonga zurück. Jedesmal wenn wir gegen 15 Uhr in einem Dorf oder in Nähe davon unser Lager aufschlagen, kommt die gewohnte Abordnung aus dem Dorf und bringt die üblichen Geschenke. Dafür zeigen wir uns mit Gegen geschenken Dankbar und fordern die Mütter auf am nächsten Morgen mit ihren Kindern zu erscheinen, daß wir sie impfen können. Natürlich werden auf Wunsch auch die Erwachsenen geimpft, insofern sie nicht schon die Spuren von Pockennarben im Gesicht tragen und immun sind. Ich habe es bisher nicht erwähnt, aber diese Aktion wurde soweit wir mit Impfstoff versorgt waren immer durchgeführt.

Nach Bonga zurückgekehrt sind wir müde und freuen uns wieder einige Tage ruhen zu dürfen. Dann geht der Alltag weiter, bis wieder einmal Hilfe gefordert wird.

Dasß soll nichtlange dauern. Die Regenzeit bremste zwar die Unternehmungslust der Schiffta, wir konnten unsere Arbeiten zur Vervollkommnung unserer Unterkünfte ausüben. Auch ließ ich einen großen Weideplatz zwischen uns und dem Urwald umpflügen und mit Gerste besäen. Meine Maultiere sollten endlich einmal genügend Gerste zu fressen bekommen.

Ein katastrphaler Einfall von Heuschrecken konnte durch Entfachen von viel Rauch und durch viel Lärm mit Schlägen auf Kanister und Trommeln vom Acker fern gehalten werden. Doch im nahen Wald krachten zwei Tage lang die Äste und Bäume die unter der Last dieser gefräßigen Tiere zusammenbrachen. Kein Blatt wurde verschont, kahlgefressen ist das ganze Land um uns herum. Am Boden lagen die Heuschrecken so hoch, daß man nur mit Mühe darüber hinwegsteigen konnte. Das "Grasgeln" der zertretenen Vieher ging durch Mark und Bein, dazu war der Weg so schlüpfrig, daß man eine Stütze benötigte um nicht auszurutschen und in dieses Gekrabble hineinzufallen. Wenigstens einen Teil meiner Ernte konnten wir retten.

Kaum war die Regenzeit zu Ende, kam auch schon wieder der erste Hilferuf von einem Häuptling im Südosten.

Wieder waren es die 3. und 4. Kompanie die den Auftrag erhielten der Sache nachzugehen.

Diesmal konnten wir für 12 Tage Verpflegung mit nehmen. Der Häuptling selbst war gekommen und führte uns. Er hatte noch zwei bewaffnete Diener bei sich.

Die Gegend prangte jetzt nach der Regenzeit in frischem Grün, das ganz merkwürdig aus dem vom verbrannten schwarzen Boden hervorsproß. Wir kamen wieder nach Anderatschia, doch führte uns der Weg von dort etwas mehr nach Südwesten und dann wieder nach Süden.

Diese Gegend war bergiger und felsiger als wir es bisher hier kannten. Eigenartig war eine Naturbrücke über einen tosenden Gebirgsbach. Der Bach hatte sich unter dem Felsen einen Durchlaß geschaffen und wir konnten auf dem Felsen über einen schmalen Pfad das andere Ufer, erreichen.

Nicht immer war aber das Überqueren der Bäche so einfach. Oft gab es nur Knüppelbrücken oder es ging einfach durch das Wasser. Seichte Furten wußte unser Führer leicht zu finden, wenn es oft auch einen Umweg kostete.

Außer Angelo war noch ein Weißer mit uns: der Zivilarzt von Bonga hatte den Auftrag erhalten uns zu begleiten. Er war ein sehr netter Kamerad, ebenfalls wie Capuano ein Neapolitaner aus Ischia.

Wir verstanden uns sehr gut und benützten immer wieder jede Gelegenheit uns von ihm unterrichten zu lassen. Besonders ich war sehr interessiert, daher auch meine besondere Zuneigung zu ihm. Noch gab es immer wieder einige Regenschauer, hier führte der Steig oft durch dichten Urwald und da regnet es bekannterweise mehr als in der Savannenebene. Die Zeiten werden nicht so genau eingehalten.

Nach so einem Regenguß schwellen die kleinsten Rinnsale zu großen Bächen an, die uns oft Wartezeiten von mehreren Stunden aufzwingen. Diesmal sind wir 150 Mann und 25 Maultiere stark.

Die erste Nacht verbrachten wir auf eine Lichtung im Urwald, nachdem uns der Häuptling versichert, daß hier keine Gefahr droht. Dem ist auch schon am nächsten Morgen können wir schon zeitig aufbrechen und in südlicher Richtung geht es weiter. Der Urwald tritt zurück und es sind wieder die Hügel, die äußerst fruchtbare Landschaft mit ihren Tukuks und den primitiven Kulturen die uns empfangen. Wegen der großen Hitze und um die Maultiere zu schonen, wird mittags immer eine längere Pause gemacht. Die Tiere werden entladen, die Askaris suchen nach Wasser und Holz oder in nahen Tukuks nach Eiern, Hühnern und Gerste. Alles muß bezahlt werden, wir wollen uns nicht als Räuber bezeichnen lassen.

Ich weiß eigentlich nie genau wo ich mich mit meinen Leuten befinde, ich besitze keine Karte, noch einen Kompaß. Die Orientierung wird frei nach Schnautze, d.h. nach Stand der Sonne und der Sterne bestimmt. Im Übrigen müssen wir unseren Führern vertrauen und uns führen lassen. Ich auch auch nicht den Ehrgeiz mehr als 20 bis 25 km am Tag zurückzulegen. Das ermüdet weder Mann noch Tier und erhält die gute Laune.

Am dritten Tag kommen wir zu einer größeren Ortschaft. Hier erfahre ich, daß der bisherige Führer nicht der Häuptling ist sondern sein Vertreter. Das Dorf ist weit in die Gegend verstreut, viele Tukuks gehören zu ihm. Eukalyptushaine und die unentbehrlichen Kokschie-Bananen- und anderen Stauden spenden Schatten den Hütten und den Menschen, Hunden und Hühnern. Dazwischen liegen Mais- und Hirsefelder, Pflanzungen mit Zuckerrohr und Baumwolle. Es gibt auch Zitronen und Orangen. Doch letztere sind sehr fad im Geschmack und ihre Süße erinnert an Saccharin. Auf höheren Bäumen findet man öfter eine Riesenschlange von mehreren Metern Länge und dick wie ein Menschenschenkel. Der Gestank ist unbeschreiblich.

Die Bevölkerung geht ruhig ihren Arbeiten nach, grüßen und zeigt sich sehr freundlich.

Bevor wir die ersten Hütten erreichen kommen uns schon drei Männer entgegengeritten. Viele Bewaffnete und Diener folgen ihnen. Sie steigen ab und kommen auf uns zu. Wir steigen ebenfalls ab und es gibt die übliche Begrüßungszeremonie. Hier erfahre ich, daß es der Grasmatsch Hailemariam ist, der uns rufen ließ und dessen Gäste wir jetzt sind. Grasmatsch ist ein Titel der etwas höher liegt als Fitaurari, er ist auch der Häuptling der Zone und nicht nur eines Dorfes. Ich stellte fest, daß die Titel im Wesentlichen nicht die Bedeutung haben, sondern die Stellung tonangebend ist. Es ist ein wirres Durcheinander mit den Titeln. Denn nicht nur der Negus verleiht solche, sondern auch die Ras und andere Fürsten. Doch ist ein Fitaurari des Negus mehr als ein solcher von einem Ras ernannt. Übrigens werden in den islamischen Regionen die Fürsten Sultan genannt, die einem König gleichgestellt sind. Manche Stämme nennen ihre Fürsten auch König, was dem Negus den Titel "König der Könige" einbringt, Negus ~~gegast~~ Negast (irrtümlich Negusgegast, eine Verballhornung ins Lateinische).

Grasmatsch Hailemariam ist ein Mann im besten Alter, mittlerer Größe. Intelligente und lebhaftige Augen unter einer hohen Stirn im braunen schwarzbärtigen Gesicht verleihen der vornehmen Gestalt eben-~~so~~ was von einem exotischen Herrn. Seine Begleiter sind älter. Fast ergaut sind ihre Haare und der spärliche Bart. Alle tragen sie blendend weiße Kleidung, die sie aus der Masse der anderen Begleiter hervorhebt und ihnen besondere Würde verleiht.

Mit erhobener rechter Hand nicken sich die drei und es erfolgt die ortsübliche Begrüßung. Der Dolmetscher ist zur Stelle, die Häuptlinge sind auch hier anwesend und die Sprache ist uns bekannt. Also er war es, der die Hilfe der Regierung angefordert hatte und er freut sich, daß er so schnell den Erfolg verzeichnen kann-

Wir drei Weiße und unser Schumbaschi, der übrigens auch ein Fitarrari ist, werden in sein Zelt eingeladen in dem auch seine beiden Räte Platz nehmen. Zuerst dreht sich das Gespräch um Alltägliches, um dann auf das Wesentliche überzugehen. Zwei Eilboten werden erbeten, die eine Meldung an die Brigade nach Bonga bringen sollen. Die Lage scheint hier noch nicht sehr schlimm zu sein. Bisher wurden nur einige kleinere Ortschaften bedroht, doch rechnet er mit Zuströmen von weiteren Schiftas und möchte gemeinsam mit uns die Lage bereinigen. Wir beschließen uns einige Tage hier aufzuhalten, durch Späher und Spähtruppen nähere Erkundigungen einzuziehen, um dann einen Einsatzplan auszuarbeiten.

Nachdem der angebotene Kaffee getrunken ist verabschieden wir uns, denn es müssen die nötigen Befehle für den Verbleib im Ort gegeben werden.

Die Meldung für die Brigade wird geschrieben und sobald die beiden Boten erscheinen, ihnen zur Beförderung übergeben. Diese Boten tragen einen Stab, der an der Spitze gespalten ist. Darin wird das Papier eingeklemmt und offen getragen. Das ist ein Zeichen, daß der Bote von niemand ungestraft aufgehalten werden darf. Sie legen ein ganz schönes Tempo vor und erreichen das Ziel in einem XXXIX drittel der Zeit die man sonst braucht. Notfalls lassen sie sich von Stafetten ablösen.

Sobald alle Anordnungen für die Stellungen der Kompanie gegeben sind, können die Offiziere auch an sich denken. Der Arzt stellt sich vor sein Zelt und hängt die Rot-Kreuz-Fahne heraus. Die Bevölkerung weiß und kommt. Viele Kranke melden sich und er verarztet was nur möglich ist.

Zum Abendessen sind wir beim Grasmatsch eingeladen. Bis zu seinem Ghebb, einer einfachen Hütte sind es nur wenige hundert Meter. Trotzdem besteigen wir unsere Maultiere und lassen uns von einem Zug Askaris begleiten. So geziemt es sich für einen Häuptling und wir dürfen nicht weniger zeremoniell sein, sonst würden wir an Ansehen verlieren.

Der Häuptling erwartet uns vor seiner Hütte umgeben von einigen seiner Dorfältesten. Sie werden uns vorgestellt und wir werden in die Hütte, die etwas geräumiger ist als die anderen, geführt. Hier erst erkennt man den Reichtum und die Kultur des Grasmatsch. Sie ist reich mit wertvollen Teppichen und Fellen der verschiedensten Tiere wie Löwen, Geparden und Affen ausgelegt. An den Wänden hängen Kriegs- und Jagdtrophäen, wertvolle mit Silber beschlagene Waffen und Schilde. Gewehre, Lanzen und Pfeile, bunte Tücher und andere Schmuckstücke.

Die Männer setzen sich auf den Boden um einem niederen, strohgeflochtenen Tisch. Die Frauen und Kinder nehmen abseits an einem anderen Tischchen Platz.

Eine Dienerin bringt zuerst Kaffee. Dann werden andere Speisen aufgetragen. Gebratenes und gekochtes Fleisch mit der üblichen scharfen Tunke, Anghera und rohes Fleisch, das ebenfalls mit BBB Berberé gewürzt wird. Dazu gibt es Teesch, der bekannte Honigwein. Wenn man sich einmal an dieses Getränk gewöhnt hat, schmeckt es ausgezeichnet, besonders wenn er auf der Anfore eines reichen Mannes gegessen wird. Meine Kenntnisse des Amharischen lassen noch viel zu wünschen übrig, so bleibt während des Essen die Unterhaltung sehr einsilbig und beschränkt sich auf die Zeichensprache und wenige Worte.

Später wird der Dolmetscher geholt und jetzt bekommen wir ausführliche Informationen.

Bis vor etwa drei Wochen war es hier ruhig, die Wachen meldeten ab und zu kleiner Zwischenfälle an der Grenze, doch nichts von Bedeutung. Er ist ziemlich gut bewaffnet: 40 Gewehrträger und ~~stets~~ mit Lanzen Bewaffnete die sich bisher immer gut bewährt haben.

Der Feind hat aber in der letzten Zeit Zuzug von anderen Bewaffneten bekommen und wird frecher. Vor 14 Tagen überfielen sie eines meiner

Grenzdörfer in stockdunkler Nacht, erschlugen einige Männer, zündeten einige Hütten an, entführten Frauen und Kinder, sowie die Rinder und Esel. Es war eine große Rinderherde die dort lagerte. Frauen und Kinder pflegten sie an die Rote Meerküste zu bringen und als Sklaven nach Arabien zu verkaufen.

Einige Tage später zündeten sie nicht weit von hier eine Hütte an, doch mehr konnten sie nicht erreichen, denn durch den Alarm eilten meine Bewaffneten herbei und vertrieben die Räuber.

Für morgen erwartet er ~~weitere~~^{seine} Kundschafter zurück und damit neuere Berichte. Vorläufig ist bekannt daß ein gewisser Kanjasmatsch T e l l a h u n die Bande führt und sich in M a l l ö, etwa zwei Tagmärsche von hier aufhalten soll. Auch ein Balambaras B e l a i soll mit seinen Männern bei ihm sein.

Wie sind sie bewaffnet?

Es sollen etwa 80 Gewehrträger sein und einige hundert Lanzen. Der Mann wirkt vertrauensvoll und so besprechen sie zusammen den Einsatzplan für die kommende Aktion. Man will die Räuber überfallen und ihnen die Beute wieder abnehmen. Es soll auch eine Demonstration der Kraft sein. Die Bevölkerung soll sehen, daß sie nicht schutzlos den Briganten ausgeliefert ist und die Schiffta sollen merken, daß mit den Truppen der Schutzmacht zu rechnen hat und daß diese innenweit überlegen sind. Der Einsatzplan wird noch genauestens durchgesprochen. Als erstes werden ~~weitere~~^{weitere} Späher ausgesandt, um die Vorhaben und die Lage der Schifftas genau zu erkunden.

Auch hier steht die Bevölkerung ganz unter dem Einfluß des Grasmatsch, obschon er sich nicht als Mediziner ausgibt. Aber es ist bekannt, daß die Amharas sozusagen die Preußen Abessinien sind und es ihnen grund ihrer höheren Intelligenz und Unternehmungslust nicht schwer fällt, die Initiative an sich zu reißen und den entsprechenden Einfluß zu gewinnen.

Der kommende Tag liegt ganz im Zeichen karitativer Tätigkeit. Der Arzt hat alle Hände voll zu tun. Viele Kranke kommen. Malaria, Syphilis, Tripper, und viele Wehwehchen. Manchmal kann er helfen, durch Spritzen und Pflückerchen, manchmal nur guten Trost spenden. Alle die wollen werden gegen Pocken geimpft. Sie kommen in Scharen. Ich unternehme einen Spähtrip in die nähere Umgebung des Dorfes. Man kann nie wissen wie gut es ist sich in der Gegend auszukennen. Da einige Bauern sich wegen der Affenplage in den Maisfeldern beklagten, schoß ich auch eine dieser Meerkatzen ab. Eine war ein ganz besonders großes Exemplar. Meine Diener nahmen sie mit, ich wollte die Felle zum Andenken behalten. Da kam aber in fast nackter, kleiner Mann geschoben von einigen Dörflern zaghaft auf mich zu. Man bedeutete mir, daß er gerne die Affen hätte, denn er gehöre zum Stamm ~~der~~^{des} M a n d s c h i o, die primitivsten der Bewohner dieser Gegend. Seine Physiognomie gleich auch mehr der eines Affen, als einem Menschen. Wulstige Lippen, breite, gequatschte Nase, dicke Wülste über den Augen, nieder Stirne. Klein von Statur und fast schwarze Haut. Bekleidet mit nur einem Lendenschurz aus Leder. Er warf sich mir zu Füßen und als ich ihm bedeutete, daß die Affen ihm gehörten, bedankte er sich mit überschwenglichen Gesten. Ich wollte eigentlich die Felle zurückhaben, aber wie sollte ich ihm dies klar machen, also eben nicht. Dieses sind neben den Schiangalla die einfachsten Menschen die mir in Abessinien begegneten. Sie verstehen aber eine Kunst: die Eisengewinnung mit primitivsten Mitteln und Erzeugung von Schmiedearbeiten. Alle Berufe aber die mit Feuer zu tun haben sind verachtet und es haftet ihnen der Ruf an, mit dem Teufel im Bunde zu sein. Tabib wird ein solcher Mann genannt.

Wir werden immer wieder reich beschenkt. Die Ältesten der umliegenden Dörfer kommen und bringen Rinder und andere Verpflegung für unsere Askari und auch wir gehen nicht leer aus. Eier, Hühner, Tomaten, Honig, Bananen, Kaffee und Brote sind das übliche. Wir bezahlen alles mit Gegengeschenken in Form von Talern.

Am dritten Tag unseres Aufenthaltes im Dorf Schiaschia besucht uns Hailemariam begleitet von seinen Kundschaftern und Spähern. Sie bestätigen die bisherigen Meldungen. Teilhun und Belai sind gestern von einem Raubzug in ein anderes Gebiet zurückgekommen, befinden sich jetzt in Malló und feiern das gute Gelingen ihres Raubzuges. Es ist nicht sehr weit bis Malló und wir beschließen den sofortigen Aufbruch. Wir können heute noch bis nahe an die Ortschaft herankommen und morgen in aller Frühe das Dorf überfallen.

Während wir uns zum Aufbruch fertigmachen, nur das Notwendigste wird mitgenommen, denn wir wollen anschließend wieder hierher zurückkommen, macht sich auch der Grasmatsch mit seinen Bewaffneten marschfertig. Er will uns begleiten und führen. Wir kennen uns in der Gegend zu wenig aus und wie schon gesagt, Karten gibt es nicht.

Es stellt sich heraus, daß der Weg doch etwas länger ist und wir mehr Zeit benötigen, als die Späher um an unser Ziel zu kommen.

So schlagen wir im letzten Dorf vor der Grenze unser Lager auf. Die Gegend ist sehr gebirgig, obschon wir uns in einer Art Hocheben befinden, so um die 2000 Meter herum, ragen immer wieder noch viel höhere Berge aus der Landschaft und oft müssen wir tief in die Täler hinuntersteigen, dort breite und reißende Flüsse und Bäche überqueren und dann wieder die ganze Höhe hochklettern. Eine unsagbare Mühe besonders für unsere Maultiere.

Als wir am nächsten Tag unseren Marsch fortsetzen, kommen wir eben einen solchen steilen Berg hinunter und müssen unten einen sehr breiten Fluß mit starker Strömung durchqueren. Die Maultiere schaffen es gerade noch, wenn auch die Lasten naß werden. Die warme Sonne trocknet alles wieder schnell und die Waffen müssen eben gleich nach Ankunft gründlich gereinigt werden. So ein Übergang hält natürlich die ganze Kolonne lange auf und auch heute wird es später als wir berechnet hatten. Es geht wieder über hügeliges Gelände. Noch trennt uns ein hoher Bergkamm von der Ortschaft die wir überfallen wollen. Dichtes Buschwerk, stellenweise Urwald gedeckt unseren Marschweg. Mühsam schlängeln wir uns durch.

Wir hoffen, daß die Schiffe sich in Sicherheit wiegen und keine Wachen ausgestellt haben, sonst bleibt unser Versuch sie zu überfallen ohne Erfolg. Bei Dunkelheit kommen wir so nahe heran, daß wir am nächsten Morgen gleich auf dem Kamm des Berges gelangen und im Laufschrift das Dorf in kürzester Zeit erreichen können.

Wir lagern zwischen den Büschen und Bäumen. Kein Feuer darf gemacht werden, wir wollen alles vermeiden um unbemerkt bleiben zu können. Ich bin voll Sorge, ob das Unternehmen gelingen wird.

Lange kann ich nicht einschlafen. Da, plötzlich höre ich Horntöne wie sie von angreifenden Abessiniern oft zu Signalzwecken verwendet werden. Sie haben so kleine Hörner wie bei uns die Feuerwehr, mit denen sie sich gegenseitig verständigen und wie ich sie öfter schon vor und während der Angriffe gehört habe, Ich schrecke hoch und befürchte schon Verrat. Immer wieder Ta-ta-taaa, taaa,ta,taa.

Sonst kein Laut. Auch von meinen Männern rührt sich keiner. Komisch, sonst hören sie doch immer alles und sind gleich wach und bereit. Auch die Wachen, die ich erst kontrolliert habe, rühren sich nicht. Ich rufe den Schumbaschi, verschlafen erscheint er. Er horcht und weiß keine Erklärung für diesen Lärm. Ich laß den Grasmatsch rufen. Auch er hatte schon geschlafen und ist sehr erstaunt, daß ich ihn rufen lasse. Auf meine Frage lächelt er, das sind nur Schöldkröten in der Brunst. Ein Stein fällt mir vom Herzen, beruhigt lege ich mich wieder zum Schlafen, denn in einigen Stunden, noch bei Finsternis müssen wir aufbrechen.

+ Auf Maultieren können wir nicht über den Fluß, so werden einige Träger geholt, die uns drei auf den Schultern über den Fluß tragen. Die Stiefel bekommen wohl etwas von Wasser ab, aber sonst kommen wir trocken hinüber. Das Ufer ist sumpfig und schwierig zu erklimmen.

Wir hatten keine Zelte gebaut, denn es muß alles sehr schnell gehen.

Bald haben wir den Kamm des Berges erreicht und ~~xxxxx~~ sehen vor und im vagen Licht der aufgehenden Morgendämmerung das Dorf in etwa einem Kilometer Entfernung vor uns liegen. Wir halten an und gleich werden die Aufgaben verteilt.

Ein Zug links, ein Zug rechts umfassend und möglichst von der Gegenseite ins Dorf eindringend. Sobald der erste Widerstand sich zeigt greift das Graß der Kompanie direkt frontal an.

Ich warte und überwache das Vorgehen der beiden Gruppen. Fast ohne Lär, nähern sie sich und umgehen das Dorf. Doch nicht leise genug, daß nicht ein Hund aufmerksam wird und mit seinem Gebell gleich die ganze Meute weckt. Dies ist jetzt auch für mich das Zeichen vorzugehen, denn jeden Augenblick muß es losgehen. Die Hühner krähen und zwischen Hütten rührt es sich. Da, die ersten Schüsse fallen, daß die Überraschung rührt ist gelungen. Ich zittere vor Erregung und auf dem Maulthier reitend stürme ich gegen das Dorf, meine Leute wie immer zum Teil vor, zum Teil mit und hinter mir. Bei diesem unübersichtlichen Gelände, kann ich keine schweren Waffen einsetzen. Es gibt einen Kampf zwischen den Tukuls und em Buschwerk. Schnell wird es heller, bald geht die Sonne auf. Grün von hellen Streifen durchzogen leuchtet der Himmel und kündigt den neuen Tag. Es kommt zu einem Kampf Mann zu Mann, von allen Seiten knallt es, ein wirres Durcheinander. Die ersten Sonnenstrahlen beleuchten den Kampfplatz. Da ist eine Gruppe von Bewaffneten die sich inzwischen gesammelt und gefaßt hatten. Auf die ~~XXXXXXXXXXXXXXXXXXXX~~ stürme ich jetzt mit meinen Leuten zu. Pistole in der Hand. Es ist gut, daß ich nicht zu Schuß komme, denn später hat es sich herausgestellt, daß meine Munition verdorben war und ich gar nicht hätte schießen können. Na, ja, gut gegangen!

Der Gegner ist überrumpelt, er fühlt sich von allen Seiten angegriffen, verliert den Kopf und versucht zu entklimmen. Das Gewehrfeuer läßt nach nur Schreie und Geheul. Hauptsächlich die Frauen und Kinder, sind erschreckt und wissen immer noch nicht was los ist.

Viele Bewaffnete versuchen aus dem Dorf zu kommen, was ihnen zum Teil aus gelingt und verschwinden in den Büschen und Unebenheiten des des Geländes, Wir drei finden uns auf einem größeren Platz wieder. Hier stehen einige Tukuls. Da schlagen wir unser Quartier auf.

Der Arzt hat gleich eine Menge Arbeit. Für so viele Verwundete ist er gar nicht ausgerüstet. Er tut was er kann. Am schlimmsten ist es mit der Frau des Schiffa Tella-Hun, die hat ein Dum-Dum-Geschoß in den Ellbogen bekommen und der ganze Arm ist zerschmettert. Es ist kein Geschoß aus unseren Gewehren, denn wir führen diese Art von fürchterlichen Geschossen, die durch die Genfer Konvention verboten sind nicht. Es ist eine aus der Büchse eines Räubers, die sich um Konventionen nicht kümmert. Wir haben viele solche Geschosse bei ihnen gefunden.

Der Arm ist nicht mehr zu retten. Er muß abgenommen werden. Der Arzt hat keine Möglichkeit zu Narkotisieren noch örtlich zu betäuben. Er muß versuchen ihr Leben zu retten und den Arm bei vollem Bewußtsein abnehmen. Die Frau hat furchtbare Schmerzen und sie schreit markenröhrend, unablässig und nachdem der Stumpf verbunden ist, wird sie wimmernd in einen Tukul geführt. Wir nehmen sie dann mit nach Bonga. Doch dauerte es zu lange, dort angekommen waren schon die Würmer in der Wunde und sie starb bald darauf.

Wir hatten außer einigen Leichtverwundeten keine Verluste. Die Räuber jedoch hatten einen ganz erheblichen Denkhettel erhalten. Einige Tote, darunter auch ihr Führer sowie viele Verwundete, die sich aber nicht in die Pflege unseres Arztes begeben wollten, sondern das Kampffeld verlassen hatten. Wir erbeuteten fast das ganze Vieh das sie in der letzten Zeit gestohlen hatten, befreiten einige ihrer Gefangenen, geraubte Frauen und Kinder. Sie waren jetzt ohne Führer, in alle Richtungen versprengt und von unseren Askaris verfolgt.

Vor dem Tukul das wir uns als Ruhestätte ausgesucht hatten, befand sich ein kleiner Platz und nicht weit vom Eingang zur Hütte ein Baum mit einem hohlen Stamm. Ich hatte mich eben etwas ausgeruht und eine Kleinigkeit gegessen, da packte mich die Neugierde, ich mußte mit meiner Hand in den hohlen Stamm hineinlangen. Vielleicht ist eine Waffe versteckt. Als erstes was ich ans Tageslicht brachte war eine Handvoll schwarzer, krauser Haare, dann fühlte ich etwas Hartes das sich als das Skelett einer Hand entpuppte. Noch nicht genug suchte ich weiter und fand eine eiserne, handgeschmiedete Fessel mit der die Abessiner die Hände oder auch die Füße so fesseln, daß man sie mit einem Vorhängeschloß verschließen konnte. Dieser grauenhafte Fund ließ darauf schließen, daß hier eine Richtstätte war.

Es war mir bekannt, daß das abessinische Gesetzbuch sehr grausame Strafen vorsieht, die von den Richtern auch verhängt wurden. Mehrmaliger Diebstahl wurde z. B. mit Abhacken einer Hand bestraft. Nach der Exekution die so ganz ohne weiteres Zeremoniell vorgenommen wurde, durften die Priester mit einem Topf kochendes Öl kommen und darin wurde der Stumpf desinfiziert. Abschlagen von Hand und Fuß war Landesverrätern vorbehalten. Von den Peitschhieben habe ich schon gesprochen. Scheinen unsere Strafen für europäische Verhältnisse schon grausam, so waren sie im Vergleich mit den in Abessinien üblichen reine Liebkosungen.

Der Arzt war noch mit dem Impfen der Kinder und Erwachsenen beschäftigt, als wir schon die ersten Abordnungen der Tschikkas (Ortshäuptlinge) der Umgebung empfangen konnten. Sie kamen mit viel Jammer beladen und klagten über die Rücksichtslosigkeit der Schifta, die ihnen alles wegnähmen und sie hätten keine Möglichkeit sich gegen sie zu wehren, denn die Regierung habe ihnen ja alle Waffen abgenommen. Dies stimmte, wir wußten es, die Maßnahme war getroffen worden nachdem sich einige Häuptlinge nicht vertrauenswürdig verhalten hatten. Ihnen dies klar zu machen fiel ziemlich schwer, denn davon wollte sie nichts hören.

Nachdem auch die letzten Schifta nicht mehr erreichbar waren, kehrten die Askari freudig und guter Stimmung, oft Trophäen schwingend und tanzend zur Kompanie zurück und sammelten sich bei ihren Gruppenführern. Es wurde wie üblich die Lager und Stellungen gebaut, gegessen, getrunken und gesungen.

Die Beute, Frauen und Kinder, aus den verschiedenen Dörfern werden freigelassen und können zu ihren Angehörigen zurückkehren. Die Rinder übergeben wir dem Grasmatsch, daß er sie an die Beraubten zurückerstatte. Wir erhielten davon einen Anteil, um unsere Askaris verpflegen zu können, denn schon gingen unsere Vorräte zur Neige. Wir haben nur für 12 Tage Verpflegung mitnehmen können und acht waren schon vergangen. Mindestens 5 Marschtage lagen noch vor uns, wenn keine verhinderten Ereignisse eintreten.

Die erbeuteten Gewehre und die Munition bekommt der Grasmatsch Hailmeriam zur Belohnung für seine Treue und Ergebenheit und um die Möglichkeit zu haben, sich weiterhin von selbst gegen weitere Einfälle feindlicher Räuber zu schützen. Er ist übergelukkig und verspricht hoch und heilig, schwört bei Gott und allen Heiligen auch weiterhin treu zur Regierung zu stehen.

Damit ist unsere Aufgabe beendet, wir rüsten uns zur Rückkehr nach Bonga.

Unserer Patientin geht es nicht gut. Wundfieber und Schmerzen quälen sie, sie kann nicht mehr reiten, wir müssen sie auf einer Trage befördern. Die Träger wechseln sich dauern ab, aber wir kommen nur langsam vorwärts.

Das Bataillon und die Brigade waren laufend von unseren Unternehmungen unterrichtet worden, die Meldungen waren auch stets richtig angekommen.

So war der Empfang ein großartiger, besonders durch die Frauen

und Kinder die sich freuten Männer und Väter wieder gesund in ihrer Mitte zu haben. Singend und trillernd kamen sie uns entgegen, die Askaris sangen ebenfalls, tanzten und ergötzten sich und die Zuschauer mit einer lebhaften Fantasia.

Es begann wieder die Regenzeit und mit ihr kamen weitere Änderungen die meine Tätigkeit besonders beeinflussten. Unser Bataillonsadjutant Lt. de Finetti und Lt. Zanella der Kommandant der Stabskompanie waren fort. Beide auf Urlaub. Und mich traf es jetzt beide Aufgaben zu übernehmen. Als Gehilfe stand mir ein italienischer Unteroffizier zur Verfügung. Er war Sizilianer und konnte wederrichtig lesen und noch viel weniger schreiben. Ich sprach wohl ein sehr gutes Italienisch, aber mit Schreiben hatte ich auch einige Schwierigkeiten. Und der Hauptmann war unerbittlich. Die Bataillonsbefehle mußte ich selbst mit der Maschine tippen, der Unteroffizier war dazu nicht zu gebrauchen, aber es dauerte immer mehrere Stunden bis er ohne Tippfehler vorgelegt werden konnte. Manchmal war es zum verzweifeln, denn auch meine Kompanie sollte nicht vernachlässigt werden. War es bisher die andauernde Angst und der ständige Einsatz der die Nerven strapazierte, so war diese Tätigkeit nicht weniger entnervend. Deodato war pingelig und ließ einfach nichts aber gar nichts durchgehen. Von Zanella hatte ich ein recht schönes Häuschen übernommen. Es war ganz in Lehm, außen und innen glatt und sauber. Er hatte sich einen Tisch und Hocker gebastelt und es war eine eigen Schlafkoje eingebaut. Aber diese Bequemlichkeit war sehr teuer erkauft.

Eine Entspannung brachte der Befehl zwei Offiziere müssen nach Dschimma und Geld für die Brigadebeheben. Es handelte sich um vier Millionen Lire, ein ganz erheblicher Betrag. Es traf wieder Angelo mit seiner 3. Kompanie, die er jetzt führte, denn sein Hauptmann war ebenfalls abgezwitschert. Es war den alten Herren auch nicht zu verdenken, wenn einer nach dem anderen eine Ausweichmöglichkeit suchten, denn die Anstrengungen waren auf die Dauer einfach nicht durchzuhalten.

Wie gesagt, der Marsch nach Dschimma war eine nette Abwechslung, um so mehr, als ich ohne Kommando war und nur Gast bei der Kompanie. Der Dreitagemarsch verlief ohne Zwischenfälle. In Dschimma bauten wir uns in der Nähe eines Askerilagers unsere Zelte auf, suchten Verbindung zu Kameraden und spannten aus. Die Kolonisierung war schon fest fortgeschritten. Es gab schon menschenwürdige Wohnungen und einige Kameraden hatten auch schon ihre Frauen nachkommen lassen können. Sie hatten feste Dienststellen und mußten nicht mit Einsätzen rechnen. Es war hier jetzt eine Intendanz, Verpflegungs- und Materiallager, Verwaltungsbehörden, italienische Geschäfte und was sonst noch so alles dazugehört, um wie in einer Stadt zu leben. Sogar ein Freiluftkino hatte sich hier eingerichtet. Vorne auf dem Boden saßen viele Eingeborene, die Stühle und Bänke waren nur für die Weißen bestimmt.

Ich empfand es fast als eine persönliche Aufmerksamkeit, daß der Film "Im weißen Rößl am Wolfgangsee" lief. Wenn auch nicht die Sprache, so waren es doch heimatische Melodien die man zu hören und deutsche Trachten die man zu sehen bekam. Ein unvergesslicher Abend und heute noch, wenn ich diese Melodien höre, sehe ich mich unter dem schwarzen mit blendenden Sternen übersäten Himmel auf einem Stuhl sitzen. Vor mir die kauern den Gestalten in ihren hellen Kleidern und um mich viele italienische Soldaten. Dschimma liegt auf etwa 1800 m NN und somit ist das Klima eher sehr warm als gemäßig zu bezeichnen. Auch die Nacht war sehr schön angenehm warm.

Angelo und ich hatten keine Lust und auch aus Sparsamkeit, wollten wir uns nicht in einem "Hotel" einmieten, sondern blieben bei unseren Leuten am Lagerplatz. Zum Essen fanden wir Anschluß in einem

Offizierskasino. Und wie herrlich, nach so langer Zeit fand man auch die Gesellschaft von Frauen. Weißen Frauen! Da merkten wir auch daß man so eifriges nachzuholen hatte. Wir waren im wahrsten Sinne verkommen. Nicht nur, daß wir keine Ahnung von den kulturellen Vorgängen in Europa hatten, sondern auch unsere Tischsitten mußten wir überprüfen. Die Sprache sprudelte uns oft ganz unkontrolliert aus dem Mund und manchmal gab es von Seite der Herrn Ehemänner mißbilligende Blicke. Wir waren Wilde geworden.

Wie immer versuchte ich Landsleute ausfindig zu machen und traf im Lazarett einen Oberarzt, Dr. A b a r t aus Brixen. Wirunterhielten uns einen Vormittag, dann sehen wir uns nie wieder. 1969 begegnete ich ihm im Krankenhaus in Schlanders, aber es kam kein Kontakt zustande, die Begegnung war kurz, das Interesse gering. Einige Monate später erfuhr ich, daß er gestorben ist.

Kaum hatten wir uns wieder etwas mit Kultur belcken lassen, mußten wir wieder zurück. Eine Woche waren wir in Dschimma gewesen, hatten vieles erlebt, unsere Geldangelegenheiten in Ordnung gebracht und ich hatte mir eine Teiseschreibmaschine gekauft, eine Olivetti.

Mein bisheriger Diener und Ordonanz Tuoldé mußte endlich zum Gefreiten befördert werden. Er hatte unter meiner Leitung ganz gut die italienische Sprache erlernt und somit die Voraussetzung für die Beförderung erfüllt. Außerdem hat er sie auch ehrlich verdient. Er war immer treu und anhänglich gewesen. Und im Kampf stand er immer an meiner Seite, sorgte gut für mein leibliches Wohl und war mir wie ein Sohn.

Sein Nachfolger war T a d d e s e Q u a n á, ein Junge von noch nicht 15 Jahren. Bisher war er Diener bei einem Bulugbaschi gewesen. Er sprach mehrere Eingeborenen Sprachen, schrieb das Amharische, weil er einmal eine Scgule besucht hatte und konnte sich auf Italienisch gut verständigen. Das vorgeschriebene Alter für die Anwerbung war eigentlich 15 Jahre, ich beförderte ihn zu diesem Alter, obschon er noch viel jünger aussah. Er war klein, ja so klein, daß ich ihm nicht ein langes Gewehr sondern eine kurze Muskete, wie sie nur Unteroffizieren zustand, geben ~~mußte~~ mußte. Sein rundes Kindergesicht strahlte als ich ihn mit Handschlag verpflichtete und ihm seine Waffe mit Patronengurt überreichte. Ich habe es nie bereut, denn er war ein ebenso aufmerksamer Boy wie Tuoldé und leistete mir durch seine Sprachkenntnisse ausgezeichnete Dienste. Meine eigenen Sprachkenntnisse waren schon sehr gut, ich verstand alles was gesprochen wurde und konnte mich auch auf Amharisch mit den Leuten verständigen. Da gab es aber noch das Kaffitschio, das Kontano, Tigré, ~~GGGG~~ Galla und viele andere mehr. Taddese sprach Italienisch, Amhara, Tigré, Kaffitschio und Kontano. Ein Wunderkind! Ich konnte aber häufig die Erfahrung machen, daß diese Kinder mit einer staunenswerten Leichtigkeit eine Sprache lernen. Immer wieder bedienten sich italienische Offiziere und Beamte dieser jungen Eingeborenen als Dolmetscher.

Nach der Regenzeit kam wieder der Befehl, das Bataillon müsse nach Ammaia und dort Garnison beziehen, die Gegend sichern, denn es waren Hilferufe vom dortigen Residenten, einem Hauptmann den wir nun schon kannten, gekommen.

Ich mußte mich wiederholen, wollte ich den Marsch dorthin beschreiben. Es war immer das Alte und das Alte war immer wieder Neu.

In Ammaia gab es Neuigkeiten.

Gleich beim Durchmarsch fiel mir ein großes weißes Transperant auf einen der Hütten am Marktplatz auf. Ein weißer Mann stand davor und winkte uns zu. Ein Weißer in dieser Gegend?

Auch ein Missionar war angekommen, mutterseelenallein mit einem kleinen Paket worin er seine Hebseligkeiten verstaut hatte. Ohne Begleitung.

Dank der Aufmerksamkeit und Fürsorge/Trachten ^{des Residenten} wir unser Lager noch in gutem Zustand, so daß wir ohne viel Umstände unsere Hütten beziehen konnten.

Am Abend machten wir einen Rundgang durch das Dorf und kehrten auch in der Hütte mit dem Transparent ein. Es war ein Tedsch- und Teehaus. Und wer war der Wirt?

Ein Österreicher, den ich schon in Addis Abeba kennen gelernt hatte. Ich bestellte mir damals eine Kasette um meine Filme kopieren zu können. Dazu benötigte ich ein Scharnier. Auf der Suche nach einem solchen kam ich in eine Eisenwarehandlung und da bediente mich der Herr. Wir merkten bald was für Landsleute wir waren und so kam unsere Bekanntschaft zustande.

Ihn hier wiederzufinden schien mir wie ein Wunder. Doch fand sich bald die Lösung.

Er hatte schon vor mehreren Jahren eine Eingeborene in Addis kennen gelernt und geheiratet. Diese stammte aus der Gegend von Ammaia. Ein halbes Dutzend hellbrauner Kinder hatten sie inzwischen bekommen und er war glücklich.

Aber als 1938 Österreich in das deutsche Reich eingegliedert worden war wurde er Deutscher und fiel somit unter die Rassengesetze. Der Apotheker in Addis, Hakim Zahn - eine sehr bekannte Persönlichkeit die man in der abessinischen Literatur immer wieder erwähnt findet und der selbst eine Autobiographie geschrieben hat - war Kreisleiter der deutschen Kolonie in Addis geworden, kannte den Mann und forderte ihn auf sich von der Frau scheiden zu lassen. Das wäre ja nicht schwierig gewesen, bei diesen leichten Ehegesetzen. Aber er wollte seine Familie nicht aufgeben und beschloß daher in die Heimat seiner Frau zuziehen. Immerhin rund über 700 km; bis Dschimma mit einem Lastwagen und dann 6 bis 8 Tagreisen mit Maultier nach Ammaia. Er war jetzt hier weit vom Schuß, betrieb diesen Laden wo er nicht nur Tedsch und Tee, sondern auch Schnaps ausschenkte und so nach und nach ein Ladengeschäft einrichtete.

Er leistete mir gute Dienste als Vertrauensmann. Er verstand die Sprache und konnte mir öfter über die Zustände und Verhältnisse in der Gegend berichten.

So erzählte er mir im März 1939 daß in der ganzen Gegend Leute herumzögen und für England Propaganda trieben. Sie sagten, daß es nicht mehr lange dauern wird, dann kommt ein großer Krieg. Dann werden die Engländer von Kenia kommen, das Land befreien und die Italiener verjagen. Die Bevölkerung soll noch etwas Geduld fassen und sich nicht provozieren lassen.

Trotzdem gab es dauernd Schwierigkeiten. Immer wieder ein Alarm. Räuber da, Räuber dort. Wir kamen nie recht zur Ruhe.

An diesem Abend waren wir ausnahmsweise zu Fuß in das Dorf gegangen. Nachdem wir, es waren noch einige Kameraden mit mir, wieder den Heimweg angetreten hatten, holten die Kameraden vor mir ein Mädchen ein und sprachen sie an. Diese zeigte sich aber sehr abspenstig und drohte sie werde es ihrem Mann sagen, wenn man sie belästige. Wer denn ihr Mann sei? das ist der Leutnant "Sangall"! Ich höre Sangall, das war nämlich die Verballhornung meines Namens, den die Eingeborenen nie richtig aussprechen konnten.

Ich näher e mich und erkenne meine kleine Schlafgenossin vom letzten Aufenthalt in Ammaia.

Für soviel Anhänglichkeit mußte ich mich, obschon ich keine Absichten für diesen Abend hatte, erkenntlich zeigen und bedeutete ihr, uns zu folgen. Sie wußte auch noch wo meine Hütte stand und wartete dort auf mich. Sie hörte auf den schönen Namen "Mamietti". Wir zogen dann wieder einmal ab, zurück nach Bonga und als wir dann wiederkamen war Mamietti fort. Ich konnte nicht erfahren ob sie geheiratet hatte oder wo sie hingekommen sei. In diesem Land nichts Besonderes. Die Mädchen verdienen sich ihr Heiratsgut und sind dann

sehr begehrte Ehefrauen. Mamitti war ja erst 13 Jahre alt. Klein Taddesé brachte mir dann eines Abends die Tochter des Katschi, das ist der koptische Pfarrer, ins Zelt. Sie hieß "Uorkenesch". Zu deutsch "Gold bist du!" Uorkenesch war nicht älter als Mamieti gewesen war und ein sehrnettes Mädchen mit amharischen, also sehr guten Gesichtszügen. Auch die Haut glänzte in goldigem Schimmer. Eines Tages war auch sie fort als wir wiederkamen. Sie hat geheiratet. Da sie noch im Ort war, ließ ich ihr von Taddesé ein Foto das ich von ihr gemacht hatte, bringen.

Ammaiá lag doch sehr weit abseits von den größeren Zentren und der Nachschub ließ viel zu wünschen übrig.

War es Nachlässigkeit der vorgesetzten Dienststellen, oder irgend ein anderer Grund, die Verpflegung wurde immer knapper. Aus dem Land konnten wir uns nicht versorgen. unser Bataillon hatte eine Stärke von immerhin fast 500 Mann, ohne die 1. Kompanie die noch immer in Madschi die Stellung hielt. 500 500 Mäuler stopfen, dazu die Frauen und Kinder, das ging einfach nicht. Wir konnten außer Fleisch und getrockneten Erbsen kaum etwas Lebensmittel auftreiben. Für uns 10 bis 12 Offiziere war natürlich alles da.

Das machte böses Blut in der Kompanie. Eines ~~XXXXXX~~ morgens fand der Hauptmann vor der Tür seiner Hütte eine Handvoll Erbsen. Dieses Zeichen wurde verstanden. Er ließ das Bataillon gleich antreten und versprach Abhilfe.

Durch Fujuk wurde dringendst beim Gouverneur selbst der Nachschub angefordert und nach acht Tagen erschien eine zahlreiche Kamelkarawane die alles brachte und noch mehr als wir brauchten. Warum nicht gleich?

Eine nette kleine Begebenheit muß ich noch erzählen.

Wie schon aus der bisherigen Erzählung ersichtlich, waren wir jetzt immer mehr in Ammaiá als in Bonga. Bonga war für uns schon verloren, denn eine andere Truppe war in unser Askari Dorf eingezogen. In Ammaiá hatten wir uns auch wieder Hütten gebaut, zwar noch nicht so luxuriös aber immerhin, wir brauchten nicht unter freiem Himmel oder im Zelt wohnen.

Die Askaris hatten auch ihre Frauen aus Bonga mitgebracht und so ging das Leben den ganz natürlichen Gang.

Es war aber verboten in das Lager irgendwelche Frauen mitzubringen. Dieses Recht hier zu wohnen stand nur den Ehefrauen zu.

Eines Abends nach dem Essen, es war schon gegen 22 Uhr, machte ich eine Runde durch das Lager. Da und dort saßen oft noch einige Askari beim Lagerfeuer und tranken ihren heißgeliebten Tee. Oft setzte ich mich zu ihnen und einer brachte mir auf der offenen Hand eine kleine Tasse mit dem süßen aber sehr herben Getränk. Ich fand diese Art den Tee zu kochen barbarisch, denn 60 ich fand ihn fast ungenießbar. Aber einen Korb durfte ich ihnen keinesfalls geben und so trank man eben, was mit Freude geboten wurde. Heute waren schon alle zur Ruhe gegangen, so schien es. Doch in einem Tukul sah ich noch Licht. Ich ging hin und öffnete die Tür. Da verschwanden zwei weiße Schatten so plötzlich, daß ich es kaum gewahr wurde. Ich schaute unter diese primitive Art von Bettgestell und holte mit guten Worten zwei niedliche kleine Mädchen hervor. Mit gesenktem Haupt standen sie da, wie die Sünde in persona.

Auf meine Frage wer sie seien, antwortete die eine, sie sei die Frau vom Askari Taddesé, die andere ihre Freundin. So, von Taddesé.

Ich wußte gar nichts, daß er verheiratet sei.

Wo ist Taddesé? Er kommt gleich wieder.

Na, ja, ihr wißt doch, daß ihr nicht hier hier sein dürft ohne meine Erlaubnis - damit meinte ich ohne verheiratet zu sein.

Ja, das wissen sie. So, dann müßt ihr aber sofort das Lager verlassen und laßt euch nie mehr hier blicken. Fort waren sie, wie im Winde zerstoßen.

Jetzt zu Taddesé. Was soll ich nur machen? Ungehorsam ist Ungehorsam, ich kann dies nicht durchgehen lassen. Das wäre eine Begünstigung und würde meine Gerechtigkeit in Zweifel ziehen. Das kann ich nicht machen. Aber wie ihn bestrafen?

Ein Entschluß war bald gefaßt. Ich ließ Taddesé rufen und er kam auch bald. Ich sagte ihm auf den Kopf hin zu, daß er ein Mädchen im Lager gehabt hätte und bestraft werden muß. Er leugnete nicht und ich gab Befehl ihm an den "Ceppo", das ist der Block, ketten zu lassen. Dieser Block war eine Vorrichtung aus zwei Balken die durch ein Scharnier an einem Ende zusammengehalten wurden. Aufgeklappt konnte man in zwei Ausbuchtungen die Beine einspannen, die Balken zusammenklappen und mit einem Schloß verschließen. Diese Strafe konnte durch ankettten der rechten Hand in der Nähe der Füße verschärfen. Eine weitere Verschärfung bestand darin, daß der Delinquant aufrecht sitzen mußte, weil hinter ihm ein Graben ein Hinlegen verhinderte. Armer Taddesé! Bis zum Morgen mußte er mit den Beinen in der Fessel liegen und warten.

Um es kurz zu machen, schon gleich in der Früh mußte die Kompanie antreten. Das Vergehen wurde bekannt gegeben und auch die Strafe: 10 Peitschenhiebe, nur so wenigen, weil er noch so jung ist. Das wurde von der Kompanie angenommen. Er blieb sehr standhaft und seine Kameraden drückten ihm nachher anerkennend die Hand.

Ein anderer Fall.

Ein koptischer (christlicher) Muntez, ein älterer Mann von etwa 45 Jahren kommt in mein Büro und meldet er möchte heiraten. Wie? Heiraten? Du bist doch schon verheiratet, deine Frau SSSS wird damit nicht einverstanden sein, denn du mußt dich zuerst scheiden lassen. Das kann ich nur hier und deine Frau ist in Erträa.

Ja, das stimmt schon, aber sein einziger Sohn ist gestorben, er hat keinen Nachfolger und wer soll für ihn in seinem Alter sorgen?

Ja, mein Lieber, da kann ich nichts machen. Ich muß mich an das Gesetz halten.

Resigniert verläßt er mein Zelt. Was wird er wohl machen denkeich noch. Aber für mich ist der Fall erledigt.

Einige Monate später kommt er wieder. Er meldet, ein Sohn ist ihm geboren! Ich muß lächeln. Dagegen kann ich nichts machen, d.h. ich brauch nichts anderes machen, das Kind wird anerkannt, bekommt seine Zulagen und die Frau darf im Lager wohnen. Verheiraten kann ich sie nicht und für die Frau bekommt er auch kein Geld. So streng sind hier die Sitten. Wäre er Moslim, hätte es keine Schwierigkeiten gegeben.

Ich bin jetzt fast vier Jahre hier in diesem wilden und doch so interessantem Land, habe viele Unbill ertragen und ich fühle es meine Nerven beginnen zu versagen. Als ich einmal einem Muntez gegenüber, der etwas vorlaut geworden war, die Selbstbeherrschung verliere und ihm vier tüchtige Ohrfeigen verabreiche, reicht es mir.

Ich melde den Vorfall dem Kommandanten und reiche meine Entlassung ein. Der Arzt bestätigt mir mit gutem Grund eine nervöse Erschöpfung. Einen Monat später, am 26. Juni 1939 verabschiede ich mich von meinen Askaris und von den Kameraden.

In Asmara befallen mich die ersten Malariaanfalle.

Am 12. Juli steige ich in Moran aus dem Zug.

Ein neues Leben beginnt.